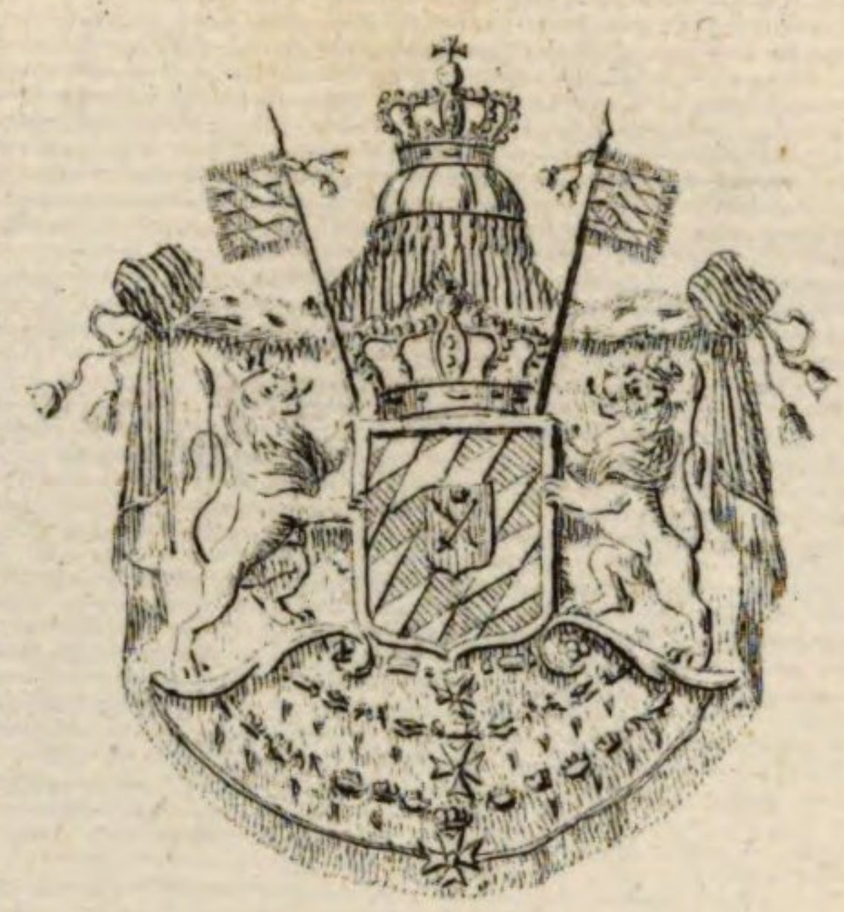
Bavar.
2840 x/1



BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

<36605255230014

<36605255230014

Bayer. Staatsbibliothek

R

WALHALLA

oder

Ehrentempel

der

berühmtesten Teutschen

aus

allen Jahrhunderten

Nach dem Plane, wie die Namen und Bildnisse der ruhmwürdigsten Germanen in der von

Seiner Majestät dem Könige Ludwig von Bayern

zu erbauenden Walhalla, bei Donaustauf unweit Regensburg, prangen werden.

Mit Abbildungen.

I" Band.

München, Paszau & Regensburg

1831.

Im Verlage von J. M. Daisenberger.

gestochr. in Stahlgrav. & gedr. von Leonh. Amersdorffer in Nürnberg.

115.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Einleitung.

Das alte Germanien*), welches von der Donau bis zur Nord- und Ostsee, und vom Rhein bis zur Weichsel und den carpathischen Gebirgen sich ausdehnte, wird uns als ein rauhes, kaltes und unwirthbares Land geschildert, voll ungeheuerer Waldungen, Seen, Sümpfe und Haiden. Der Boden war wenig bearbeitet und daher der Ackerbau auf einer sehr niedrigen Stufe. Das erste cultivirte Gewächs, dessen wir bei den Schriftstellern erwähnt finden, ist die Bohne; erst später baute man Haber und Gerste. Unter den wildwachsenden Pflanzen nennt uns Plinius vorzüglich: Pastenak, Spargel und Rettige, welche eine unglaubliche Größe erreicht haben sollen. Edles Obst war

*) Die Römer schlossen in diese Benennung eigentlich auch Dänemark, Norwegen, Schweden, Finnland, Liefland und Preußen mit ein, da die Bewohner aller dieser Länder in Ansehung der Gestalt, Sprache und Sitten einen gemeinsamen Ursprung zeigten.

Der Name Germann heißt so viel, als Heer- oder Kriegsmann; die spätere Benennung Teutsche ist hergenommen von den Teutonen, die sich nach dem National-Gotte Teut also nannten.

natürlicher Weise nicht anzutreffen; es wuchsen nur Holzäpfel und einige Arten wilder Birnen. Besser stand es mit der Viehzucht; Rinder und Pferde waren zwar klein und unansehnlich, aber von sehr guter Art, und die Heerden bildeten den Nationalreichthum unserer Väter. Die edlen Metalle, Gold und Silber lernten sie erst nach ihrer nähern Bekanntschaft mit den Römern kennen; wohl aber war ihnen schon früher das Eisen bekannt, wie die — wenn auch spärliche — Anwendung desselben an ihren Waffen zeigt.

Die alten Teutschen waren von sehr starkem Körperbaue, und von einer Größe, die andere Völker mit Staunen und Bewunderung erfüllte. Ihre Höhe war drei, vier Zoll über 6 Fuß, ihre Brust breit und stark, ihre Haare gelb und langherabhängend, ihre Augen blau, ihr Blick durchdringend und kühn. In dem sittlichen Charakter derselben strahlten vorzüglich Aufrichtigkeit und Treue (gegen den Freund; gegen den Feind waren sie falsch und hinterlistig), Keuschheit und Tapferkeit hervor. Unermüdet waren sie bei ihren Lieblingsbeschäftigungen, Krieg und Jagd, träge aber und unaufgelegt zu häuslichen Arbeiten. Zu Hause ergaben sie sich dann gerne dem Trunke und dem Spiele, wo sie besonders das Würfelspiel mit solcher Begier um Gewinn und Verlust trieben, daß sie auf den letzten Wurf ihre Freiheit und sich selbst daran setzten, und freiwillig in die Knechtschaft gingen.

Bedürfnisse kannten diese Kinder der Natur nur wenige. Jagd und Viehzucht lieferten ihnen Fleisch, Milch und Käse zur Nahrung und Felle zur Kleidung. Ein mit geringer Kunst aus Gerste und Wasser bereitetes Getränk (Bier) ersezte ihnen den von der Natur versagten Traubensaft; auch finden wir bei den alten Historikern einer Art

Meth erwähnt. — Das Familienleben unserer Vorältern charakterisirt strenge Zucht und Ordnung. Das weibliche Geschlecht stand in hoher Verehrung, und Keuschheit war die Haupttugend desselben. Der Teutsche verheirathete sich erst im reifen Alter, und lebte in Monogamie; die Frau war die unzertrennliche Gefährtin des Mannes, wie im Schooße des Friedens, so im Gewühle der Schlachten. Ehebruch war ein durch nichts abzubüssendes, aber auch höchst seltenes Verbrechen und die Verführung weder durch Sitte noch Beispiel zu rechtfertigen.

In Beziehung auf die Religion der alten Teutschen haben wir sehr mangelhafte Nachrichten. Cäsar berichtet uns in seinem Commentarium, daß sie die Sonne, den Mond, das Feuer und die Erde als Sinnbilder der Gottheit betrachteten, und verehrten. Ueber alle aber glaubten sie an ein höchstes Wesen, dessen Kräfte weit über die menschlichen hinausgingen. Sein allgemeiner Name war Allvater, sein besonderer Odin oder Wodan. Er war der höchste aller Götter und der Beherrscher der Hauptstadt der Götter, welche Asgard hieß. Als Theile dieser Hauptstadt nennt uns die Mythologie vorzüglich die beiden Paläste: Walaskialf d. i. Odins Gerichtsplatz und Walhalla d. i. Heldensaal. Walhalla ist der Wohnplatz der unsterblichen Helden, Einherion genannt, welche mit den Waffen in der Hand von den Feinden getödtet worden sind.

Auch hier ist das selige Leben getheilt in ewig blutigen Kampf und schwelgenden Schmaus. Die Helden reiten an jedem Morgen, von den Rufe des Hahnes mit dem goldenen Kamme geweckt, auf den Kampfplatz Odinstuum, um miteinander so lange zu kämpfen, bis sie alle zusammengehauen sind, und dann zur Zeit des Mittagsmahles wieder

aufzustehen, heimzuziehen und mit den Göttern sich zu Odins Tafel zu setzen, wo sie von den schönen Walkyren, den Göttinen der Schlachten bedient werden, die ihnen zur Labung köstliches Bier in mächtigen Hörnern oder in den Schädeln ihrer erschlagenen Feinde darreichen. Walhalla ist von einem anmuthigen Haine umgeben, der Glasor heißt, und dessen Bäume goldene Zweige und Blätter tragen. Ein kriegerisches Leben und der Tod in der Schlacht waren also die sichersten Mittel, um zu den Freuden der andern Welt zu gelangen. Ausser Odin wurden noch besonders verehrt: der Gott Thor — der Donnerer, und die Göttin Freya, welche beide Gottheiten unserm Donnerstage und Freytage den Namen gaben. Das altgermanische Volk leitete seinen Ursprung selbst von den Göttern her, indem es den Mann, den Sohn des Gottes Teut oder Tuiskon (Stärke) als seinen Stammvater nannte und daher auch jeden männlichen Nachkommen Mann hieß. — Eigentliche Tempel hatten die Teutschen für ihre Götter nicht, indem es ihren freien Ansichten zuwider war, die Gegenwart einer Gottheit auf den engen Raum eines Gebäudes zu beschränken; sondern Haine und Wälder, denen die Natur die Säulen gebaut hatte, und deren Decke der unendliche Himmel war, hielten sie für die Aufenthaltsorte der Götter und für die Orte ihrer Verehrung. Die Priester standen in großem Ansehen, und übten großen Einfluß bei allen öffentlichen Berathungen, so wie sie im Kriege durch ihre Gesänge (Barditus) die Kämpfer begeisterten und das Schicksal der Schlachten lenkten. Die Gottesurtheile, welche im Mittelalter so berüchtigt wurden, galten schon in früher Zeit als untrügliche Entscheidungen in zweifelhaften Fällen.

Städte liebten und bauten unsere Vorfahren nicht; nicht einmal zusammenhängende Dörfer legten sie gerne an;

in Mitte ihrer Besitzungen zu wohnen, frei und unbeschränkt zu seyn, war ihnen am angenehmsten. Ja sehr oft wählten sie ihre Wohnsitze nicht sowohl nach der Bequemlichkeit und dem Nutzen, als nach ihrer Liebe zur freien und schönen Natur.

„Wo ein Hain, wo eine Quelle sie lockte,
da bauten sie sich an; auf der Höhe des
Berges, am steilen Abhange des Felsen,
neben dem rauschenden Bergstrome,
und im Dunkel des waldichten Thales
schlugen sie am liebsten ihre Wohnung auf."

Wir finden unter den Germanen zwei Hauptstände: Freie und Sklaven. Die Sklaven, welche Krieg und Handel verschaffte, befanden sich in einem ganz besonderen Verhältnisse; sie waren keine eigentlichen Sklaven im Sinne der Römer, gehörten aber auch nicht dem Staate an, sondern hingen blos von ihrem Herrn ab, der Richter über ihr Leben und Tod war. Sie erhielten von demselben Feld, Wohnung und Haushaltung, und mußten ihm dafür Getreide, Gespinnste oder Kleidungsstücke liefern, und andere Dienste verrichten, da der freie Mann keine Beschäftigung, ausser Krieg und Jagd, für edel hielt. — Die Freien theilten sich wieder in edle Freie und gemeine Freie, oder Adel *) und Volk. Der Adel hatte verschiedene Ehrenvorzüge; unter andern wurden auch die Könige aus demselben gewählt, bei jenen Volksstämmen, welche Könige hatten, z. B. bei den Bajuariern aus dem edlen Geschlechte der Agilolfinger.

---

*) Dieser ursprüngliche Adel, den Tacitus andeutet, war aber kein Erbadel, sondern nur eine Auszeichnung, gegründet und erworben durch Tugend, Tapferkeit und Weisheit; und der Ausdruck: magna patrum merita (Tacit. Cap. 13.) sagt nicht mehr, als daß man das Andenken wohlverdienter Väter auch noch in den Kindern zu ehren pflegte.

Das Land war schon in frühen Zeiten in Gaue d. h. in kleine Distrikte eingetheilt, worin mehrere Gemeinden in einer gewissen Verbindung lebten. Die Regierungsform war bei den meisten Völkerschaften demokratisch, nur wenige hatten Könige.

Zur Zeit des Friedens erkannte man kein anderes Oberhaupt, als die in den Volksversammlungen erwählten Fürsten, welche in den Bezirken Recht sprachen und die Streitigkeiten schlichteten. Ihre Gewalt war aber so beschränkt, daß sie nicht mit dem Tode, noch mit dem Gefängnisse, noch mit Schlägen bestrafen konnten. Als eine Art von Unterrichter sind die Grafen in den Gauen zu betrachten, zu welchem Amte immer ein Mann gewählt wurde, der in den Geschäften grau geworden war, und daher Grau, Grave hieß, woraus unser heutiges Graf entstand.

Zur Zeit des Krieges erwählte man einen Anführer Herzog, (der vor dem Heere herzog), wozu nur Männer von ausgezeichneter Tapferkeit, Einsicht und Treue ernannt wurden, ohne daß im Mindesten ein Vorzug der Geburt statt fand.

Jeder freie Mann hatte Antheil an der Regierung des Staates durch seine Stimme in der Volksversammlung, welche allemal am Neu- und Vollmonde zusammentrat, und worin über die wichtigsten Angelegenheiten, über Krieg und Frieden, über öffentliche Beleidigungen, über die Wahl der Obrigkeiten ꝛc. entschieden wurde. Hier erschien Jeder in seiner Waffenrüstung, — das Merkmal des freien stimmfähigen Bürgers. Diese Waffen, das Kleid der Mannbarkeit, durfte aber Keiner tragen, bis er nicht ihrer würdig erkannt, und in öffentlicher Volksversammlung damit geschmückt worden war. Die Priester, als die erhabenen Diener des

großen Gottes standen an der Spitze der Berathungen, und die Fürsten, Herzoge, Volksältesten, Adelichen, Kriegshelden und andere gewichtige Männer, (je nachdem die Verfassung war,) brachten die Anträge an das Volk. Gefiel der Vorschlag, so bezeugte man durch das klirrende Zusammenstossen der Waffen seinen Beifall; mißfiel er, so war lautes Zischen und Gemurmel das Zeichen des Verwerfens.

Bei einer drohenden Gefahr, oder wenn ein großer Zug in Feindes Land unternommen werden sollte, fand ein allgemeines Aufgebot aller waffenfähigen Männer statt, was der Heerbann hieß. Ein solcher Zug in fremdes Land glich mehr einer großen Wanderung, als einem Kriege. Voran gingen die Priester mit dem Paniere des National-Gottes, ihnen folgten die Herzoge (Anführer), dann die gerüsteten Männer und endlich ihre Weiber, Kinder und Heerden und alles bewegliche Gut. — Das Kriegsheer bestand aus Reiterei und Fußvolk; jedoch war ihre Hauptstärke in dem leztern; auch fochten die Reiter gewöhnlich nicht abgesondert, sondern mit den Fußkämpfern vermischt. Zu diesem Zwecke wählten die Reiter sich ihre Gefährten selbst aus dem Fußvolke; mit diesen nun hielten sie zusammen im Getümmel der Schlacht, und kamen einander zu Hülfe, wenn der Streit hart war. Sank einer mit schweren Wunden vom Pferde, so umstanden ihn schnell die Fußgänger, und beschützten ihn. Diese hatten sich durch Uebung eine solche Geschwindigkeit im Laufe eigen gemacht, daß sie den schnellsten Pferden, an deren Mähnen sich haltend, gleich kamen.

Die Waffen der altdeutschen Krieger waren Schild und Speer, lezterer mit einem schmalen kurzen und scharfen Eisen versehen, und eingerichtet, um damit in der Nähe und Ferne zu kampfen. Schwerter, Helme und Panzer

waren selten, indem es ihnen an Eisen gebrach, und die Schilde verfertigte man aus Holz oder geflochtenen Weidenruthen. Der Reiter saß auf dem bloßen Rücken des Pferdes, ohne sich eines Sattels zu bedienen, den er als etwas Unmännliches und Weichliches verachtete. Den Schild im Stiche zu lassen, war eine unauslöschliche Schande. Wer sich so beschimpft hatte, durfte weder dem Gottesdienste beiwohnen, noch in der Volksversammlung erscheinen. Für die beste Reiterei wurde die der Tenchterer, eines Volkes in Westphalen, gehalten, und als Fußkämpfer standen die Katten, heutigen Hessen, oben an. Sie zeichneten sich durch strenge Kriegszucht und Ordnung aus; waren von besonders großem starkem Körperbaue, und, wie die Römer sagten, schon ihr Blick erschreckte. Sie verstanden befestigte Lager aufzuschlagen, und wo sie hinkamen, wirkten sie Wunder der Tapferkeit. Ihre Jünglinge ließen Haare und Bart lang wachsen, und trugen einen eisernen Ring, das Zeichen der Unfreien am Arme, bis ein erschlagener Feind ihre Mannhaftigkeit bewies; über seinen Leichnam und der Waffenbeute machten sie dann das Gesicht wieder frei, und rühmten sich jezt erst, den Lohn für das Leben bezahlt zu haben, und des Vaterlandes und ihrer Ahnen würdig zu seyn.

Die Schlachtordnungen der alten Teutschen waren meistens keilförmig, um die Reihen der Feinde schnell durchbrechen zu können. Hinter der Schlachtordnung befanden sich die Weiber und Kinder, und entflammten durch ihren Zuruf die Männer zur Tapferkeit. — Vor der Schlacht stimmten die Priester den Schlachtgesang an, der aus dem Munde Aller mit fürchterlichem Getöse wiederhallte. Denn man glaubte eine Vorbedeutung von dem Ausgange des Treffens darin zu finden, je nachdem der Gesang kräftiger oder matter ertönte, weßhalb sie, um den Schall fürchterlicher

zu machen, oft die hohlen Schilde vor den Mund hielten. Die Verwundeten kehrten zu den Müttern und Weibern zurück, und diese sezten einen Stolz darein, an den ihnen angehörigen Helden recht viele Wunden zu zählen. Die Weiber gaben oft im Kampfe einen bedeutenden Ausschlag. Mit Bewunderung liest man, wie sie durch ihr standhaftes Flehen und Rufen die weichenden Schlachtreihen wieder herstellten, ja selbst die Fliehenden mit den Waffen in der Hand wieder in die Schlacht zurücktrieben.

Ausser dem Heerbanne, dessen wir oben erwähnten, ist noch besonders das sogenannte Gefolge oder Comitat zu bemerken. Es schlossen sich nämlich freiwillige Schaaren von kriegslustigen Jünglingen an die ausgezeichnetsten Heeresführer an, und schwuren, vereint mit diesen zu leben und zu sterben. Die Treue dieser Kampfgenossen gegen ihren Waffenherrn war so groß, daß kaum ein Beispiel der Art gefunden wird. Die Anführer stritten für den Sieg, das Gefolge für die Anführer. Seinen Fall überleben, war unauslöschlicher Schimpf; denn die heiligste Pflicht gebot, seine Person zu schützen, und seinen Ruhm durch die Trophäen eigener Thaten zu verherrlichen. Lebte der Stamm, zu dem sie gehörten, in Friede und Ruhe, so zogen sie zu benachbarten Völkerschaften, welche Krieg hatten, um sich dort Ruhm und Beute zu holen. — Die Ehre war zwar das Hauptband zwischen dem Gefolge und dem Anführer; es war aber auch erlaubt, Geschenke, als z. B. ein schönes Streitroß, durch die Erlegung eines feindlichen Helden berühmt gewordene Waffen und dergleichen, zu begehren; auch mußte der Waffenherr für den Unterhalt des Gefolges sorgen.

Wer findet nicht in diesem Institute die deutlichen Spuren des Lehensystemes, welches in den folgenden Zeiten so

viel Einfluß auf den teutschen Nationalcharakter, auf das Wohl und Wehe des Volkes gewonnen hat? Wären liegende Güter damals von einigem Werthe gewesen, so würden wir das ganze Lehensystem vor uns haben.

Was die Abstammung der einzelnen teutschen Völkerschaften betrifft, so lassen sich alle von 3 Hauptstämmen ableiten! von den Istävonen, Ingävonen und Hermionen, *) oder wie andere Schriftsteller wollen, von dem sächsischen, suevischen und gothischen Stamme.

1) Der sächsische Stamm hatte seine Wohnsitze im nordwestlichen Teutschland, zwischen der Elbe und dem Rheine und umfaßte folgende Völkerschaften: die Cherusker am Harze und an der obern Weser; die Fosen im Kalenbergischen und Hildesheimischen; die Dulgibiner in Westphalen; die Usipeter in der Wetterau; die Tenchterer, ihre Nachbarn; die Sigamber zwischen der Sieg, der Lippe und dem Rheine; die Brukterer an der Ems, Lippe und Ruhr; die Marsen und Amsibarier im Münsterschen; die Friesen an der Nordsee bis zur Ems, und endlich die Chaucen zwischen der Ems, Elbe und Weser.

2) Der suevische Stamm wohnte an dem rechten Ufer der Elbe, an der Havel, Spree und Oder, in Thüringen und Franken, an der Saale, am Main und hinauf bis

---

*) Die Hermionen, zwischen der Elbe und Weichsel wohnend, waren das Stammvolk und hießen auch Teutonen und Semnonen; und von ihnen waren die Ingävonen nach Westen, die Istävonen nach Norden ausgewandert. Man behauptet, daß von den Ingävonen die Westphalen, Niedersachsen, Dänen und Schweden; von den Istävonen die Rheinländer, Franken und Hessen, und von den Hermionen die Bayern und Oesterreicher abstammen.

an den Nekar und die Donau, an der Lahn und hinab bis an den Rhein. Die einzelnen Völkerschaften waren: die Longobarden, an und um die lange Börde, den Landstrich an dem rechten Ufer der Elbe neben dem Magdeburgischen; die Reudinger, nördlich von den Longobarden; die Semnonen, an der Oder, Havel und Spree; die Avionen, Angeln, Variner an der Ostsee; die Marsinger und Burier in den Marken; die Hermunduren vom Thüringerwalde und dem Fichtelgebirge bis an die Donau; die Katten im heutigen Hessen; die Markomanen in der Nähe des Oberrheins; die Norisker in der Oberpfalz; die Quaden an der Niederdonau.

3) Der gothische Stamm hausete an der Oder und Weichsel in Preußen, an der Bernsteinküste, in Schlesien und einem Theile von Polen, wo ausser den Gothen selbst, die Lemovier, Rugier, Heruler, Turcilinger, Vandalen ꝛc. als die vorzüglichsten Völkerschaften hervorragten.

Unter den westlichen Völkern sind noch nachstehende zu bemerken: die Vangionen im Elsaß; die Nemeter bei Speyer; die Triboker weiter abwärts; die Ubier bei Köln; die Bataver an den Ausflüssen des Rheins; die Caninefater ihre westliche Nachbarn; die Trevirer bei Trier; und die Nervier zwischen der Maas und der Schelde. Es kann als strenge genommen, der Rhein nicht als die eigentliche Grenze des alten Germaniens bezeichnet werden; indem diese Völkerschaften schon frühe den Strom überschritten und an dem linken Ufer ihre Wohnsitze aufgeschlagen haben.

Im Süden von der Donau wohnten noch: die Helvetier, Rhätier, Vindelicier, Noriker und Pan-

nonier, welche aber nicht als reine teutsche, sondern mit Gallien vermischte Völkerschaften zu betrachten sind.

Die Römer lernten die Teutschen zuerst im Jahre 114 v. Chr. kennen, als nämlich die Cimbern und Teutonen, um neue Wohnsitze zu suchen, mit bewaffneter Macht in Italien einfielen. Beide Völkerschaften wurden zwar nach langem hartnäckigem Widerstande von Marius besiegt und über die Grenzen zurückgedrängt; allein von dieser Zeit an beginnen die fortwährenden Kämpfe der Römer mit den Germanen, und der teutsche Name wird nun bekannter. Es erschienen jezt die Sueven unter Ariovist's Anführung in Gallien und kämpfen mit Rom's großem Cäsar um dessen Besitz. Sie werden geschlagen, in ihre ursprünglichen Wohnsitze zurückgewiesen, und einige an der Grenze gelegenen Völkerschaften sogar der römischen Herrschaft unterworfen.

Die Römer erbauten Festungen und Castelle, und Drusus, August's Stiefsohn, mußte die Germanen in ihrem eigenen Lande angreifen. Er war sehr glücklich gegen sie, und trug seine siegreichen Waffen bis an die Elbe. Mit gleichem Glücke focht auch sein Nachfolger Tiberius gegen die Teutschen, und schon hatte es das Ansehen, als wenn auch diese Völker ganz unter römische Bothmäßigkeit gebracht würden. Allein plötzlich änderte sich das Kriegsglück. Hermann wird der Retter der teutschen Freiheit (9 J. n. Chr.); Rom's Untergang bereitet sich vor. — Die einzelnen teutschen Völkerschaften treten jezt in Vereine zusammen, um mit gemeinsamer Kraft den Kampf desto besser bestehen zu können. So bildete sich der Bund der Markomanen, der Franken und der Alemanen. Endlich mit dem Anfange des fünften Jahrhunderts beginnt die große

Völkerwanderung, wo zahllose, früher unbekannte Nationen aus dem Norden und Osten erobernd über Europa sich ausgießen, und eine ganze Umgestaltung der Staaten herbeiführen. Das abendländische Römerreich wird von Odoacer, dem Anführer der Heruler vernichtet, der sich zum Könige von Italien aufschwingt; Gallien von den Franken erobert, und zu einem Königreiche eingerichtet, von welchem aus in der Folge der Zeit dann das eigentliche Teutschland seine Verfassung und seinen Herrscher erhielt.

Chlodwig (Ludwig) I. ist der erste König dieses Frankenreiches, und der Stifter des sogenannten merovingischen Stammes. Er brachte bald viele teutsche Völkerschaften unter seinen Zepter, trat zur christlichen Religion über, (496) und legte also den ersten Grund zur Bekehrung der Teutschen. Die Merovinger herrschten bis zum Jahre 768. Mit dieser Periode beginnt die Regierung der Carolinger, welche Carl der Große (768 — 814) ruhmvoll eröffnet. Vor allem werden die noch getrennten Völkerschaften unter die große Monarchie vereiniget, und alle zur Annahme der christlichen Religion angehalten. Die Sachsen sträubten sich dagegen am meisten, bis endlich nach vielem Blutvergiessen Wittekind der Große sich taufen ließ, und das Heer dann und alle übrigen Sachsen seinem Beispiele folgten, und so Teutschlands christliche Umgestaltung vollendet wurde. Wir sehen jezt Gallien, Italien, und Teutschland in Ein großes Reich — die fränkische Monarchie — zusammengeschmolzen.

Jedoch diese Vereinigung ist von kurzer Dauer. Denn mit dem Tode Carls des Großen verschwindet auch der große Geist, durch den allein ein so ausgedehnter jugendlicher Staat zusammengehalten werden sollte. Carls Söhne

theilten das Reich, und Teutschland erhielt seinen eigenen König in der Person Ludwigs (des Teutschen), (843 — 876), welcher das Gebiet durch die Erbschaft seines Neffen, Lothar II., bedeutend vergrößerte, und durch mehrere gute Einrichtungen und Anstalten sich auszeichnete. Nach seinem Tode im Jahre 876 wurde das Reich unter seine 3 Söhne getheilt: Carlmann, Ludwig und Carl (der Dicke), von denen der letzte bald Alleinherrscher wurde. Allein er war der Regierung eines so großen Staates nicht gewachsen, und wurde deßhalb im Jahre 887 abgesetzt und Carlmanns natürlicher Sohn Arnulf auf den königlichen Thron erhoben. Arnulf starb 899 und ihm folgte sein Sohn, Ludwig das Kind, welcher aber auch schon im Jahre 911 wieder starb, wodurch das ganze Geschlecht der Carolinger erlosch.

Von nun an erscheint Teutschland als ein Wahlreich, als welches es sich bis zu dem Tage behauptete, wo Franz II. die teutsche Kaiserkrone nach der Errichtung des rheinischen Bundes niederlegte, und das teutsche Reich für aufgelöset erklärt wurde.

Der erste Wahlkönig war Conrad I., Herzog der Franken. Mit dieser Periode beginnt der Kampf um Uebergewicht der geistlichen und weltlichen Macht. Der Druck des Lehenwesens wird immer fühlbarer und überall gilt nur das Recht des Stärkern, bis Conrad II. (1024 — 1039) durch ein neues Grundgesetz die Lehensverfassung ordnete, und dem wilden Faustrechte durch den Gottesfrieden Einhalt machte. Sein Nachfolger Heinrich III. (1039 — 1056) lebte in fortwährenden Streitigkeiten mit dem päbstlichen Stuhle, die erst mit Heinrich IV. (1056 — 1106) unter Pabst Gregor VII endigten, wo die Hierarchie die höchste Stufe der Ausbildung und des Glanzes erreichte,

und Teutschlands Thron als Lehen des Kirchenoberhauptes erklärt wurde. — Von wichtigem Einfluße auf die Bildung der Teutschen sind die Kreuzzüge. Sie veranlassen eine neue Volksberührung und erweitern den Kreis der Ideen und Kenntnisse, und legen den Grund zu mancher nachfolgenden schönen Einrichtung. Durch sie entstehen die Ritterorden; der Antheil, den fromme Schwärmerei an jenen Zügen hatte, gibt Stoff zur Entwicklung der Dichtkunst, und die Minnesänger des Mittelalters würden uns weniger ergötzen, wenn nicht der zärtliche Kampf der Herzen, beim Scheiden zur Fahrt in das Morgenland, dem wilden Streite mit den Sarazenen um des heiligen Grabes Besitz vorangegangen wäre. Besonders gewinnt der Handel durch die Kreuzzüge ein neues Leben, indem man anfing, die Erzeugnisse des asiatischen Bodens und Kunstfleißes auch nach Teutschland zu bringen. Schnell würde er empor geblüht seyn, hätten nicht die gleichsam zur Sitte gewordenen Räubereien allen öffentlichen Verkehr unsicher gemacht, bis endlich Kaiser Friedrich I. (1152 — 1190) den Landfrieden einsetzte und der Hansa-Verein sich erhob. Mächtig zur Herstellung der Sicherheit und innern Ordnung in Teutschland wirkte Friedrich II. (1218 — 1250). Er befestigte den Landfrieden, gestand den Reichsständen die Landeshoheit in ihren Besitzungen zu, gab feste Bestimmungen über die Reichsversammlungen und die Verwaltung des Reiches, und beförderte Künste und Wissenschaften. Allein alles Gute, was er gestiftet, zerfiel mit seinem Tode wieder, indem mehrere Gegenkönige das Reich zerrütteten, und die Gräuel des Faustrechts sich wieder erneuerten.

Erst mit Rudolph I. Grafen von Habsburg (1272 — 1291) kehrte wieder Ordnung in das Ganze. Dieser große Kaiser zerstörte die angelegten Raubschlösser des Adels,

schaffte das Faustrecht ab, und suchte durch Verheirathungen mehrere große Fürsten fester an seinen Thron zu knüpfen, und sich des Beistandes derselben zu versichern. Das Reich vergrößerte er durch die Eroberung von Oesterreich, Steiermark und Krain, welche Länder Ottokar, König der Böhmen beherrschte, und ward so der Stifter einer Dynastie, welche noch jezt im weiblichen Stamme auf Oesterreichs Throne regiert. — Neue Gefahr drohte der innern Ruhe und Gesetzmäßigkeit Teutschlands nach Heinrich VII. Denn als er in Italien, wohin er zur Vermittelung des bekannten Streites zwischen den Guelfen und Gibellinen gezogen war, plötzlich starb, erhoben sich wieder zwei Könige, die mit wüthender Erbitterung sich bekämpften — Friedrich von Oesterreich und Ludwig von Bayern. Ludwig erhielt den Sieg und ward Kaiser, gerieth aber bald in so heftige Streitigkeiten mit dem Pabste, daß dieser ganz Teutschland mit dem Interdikte belegte. Um fernerhin gegen die Einmischung des Pabstes in die Königswahl gesichert zu seyn, wurde nun 1338 der sogenannte Churverein geschlossen. Allein dessen ungeachtet stellte sich Ludwig dem Bayer wieder ein Gegenkönig in der Person Carl IV. gegenüber, und als dieser nach Ludwigs Tode Alleinherrscher wurde, ihm Günther von Schwarzburg, der jedoch bald starb. Carl saß jezt allein auf dem Throne, und zeigte sich dessen durch seine großen Thaten würdig. Er erließ die sogenannte goldene Bulle (1356) welche den sieben Churfürsten, von Mainz, Trier, Cöln, Böhmen, Pfalz, Sachsen und Brandenburg das ausschließliche Recht der Königswahl einräumte, die Primogenitur in den Churlanden festsetzte, die Untheilbarkeit derselben bestimmte, das Ceremoniel der Kaiserwahl und Krönung vorschrieb und die gänzliche Aufhebung des Faust-

rechtes gebot. Zur Beförderung der Wissenschaften stiftete er die Universität Prag. Nach seinem Tode beginnt wieder neue Verwirrung. Seinem Sohne Wenzel stellten sich 4 Gegenkönige gegenüber, von denen endlich Sigismund, dessen Bruder, Alleinherrscher blieb, unter welchem der Hussittenkrieg in Böhmen, Meissen, Franken und Bayern ausbrach. Sein Nachfolger, Albrecht II. von Oesterreich (1437 — 1439), dessen Regierungsantritt zu großen Hoffnungen berechtigte, starb leider schon nach 2 Jahren, als er eben mit dem Plane umging, dem teutschen Reiche eine bestimmte Eintheilung in 6 Kreise zu geben.

Vorzüglich merkwürdig wird der Zeitraum der Regierung Friedrichs III. (1439 — 1493) durch die Entdeckung von Amerika, die Errichtung mehrerer Universitäten und das Aufblühen der Künste und Wissenschaften. Anderseits aber erhebt unter ihm das verderbliche Faustrecht wieder mehr als je sein Haupt, und überall zeigt sich nur Willkühr der Großen. — (Der schwäbische Städtebund. —) Alles sehnte sich daher nach einem einsichtsvollen muthigen Regenten, der mit Kraft dem einreissenden Verderben einen Damm sezen könnte. Diesen erhielt Teutschland auch an Kaiser Maximilian I. (1493 — 1519). Durch die Errichtung des ewigen Landfriedens ward das Faustrecht für immer vernichtet; die Organisation des Reichskammergerichtes, eines Reichsregimentes und Reichshofrathes brachte Ordnung in die Staatsverwaltung, und die Eintheilung Teutschlands in 6 Kreise gab jedem Theile seine bestimmten Grenzen. Das Justizwesen erhielt festere und bestimmtere Formen und das Kriegswesen eine neue Einrichtung und Gestalt. Das wohlthätige Institut der Posten wird durch Taxis organisirt. Unter Maximilian begann auch noch die Reformation durch Luther, die seinem Nachfolger Carl V. (1519 —

1556) so viele Jahre hindurch zu schaffen machte, und erst mit dem Religionsfrieden von Augsburg 1555 beendiget wurde. Carl beschwor die sogenannte Wahlcapitulation als Reichsgrundgesez und publicirte die Reichsmatrikel, welche das Contingent zur Reichsarmee bestimmte. Sein Sohn Ferdinand I. (1556 — 1564) regierte in ziemlicher Ruhe; deßgleichen auch Maximilian II., einige kirchliche Streitigkeiten und die grumbachischen Händel abgerechnet. Unter Rudolph II. aber wird schon der schreckliche dreißigjährige Krieg vorbereitet, der unter Ferdinand II. (1619 — 1637) zum wirklichen Ausbruche kommt. Das Blut fließt in Strömen; Katholiken und Protestanten mit ihren Anführern übertreffen sich gegenseitig in wüthenden Schlachten; erst unter Ferdinand III. kehrt nach 30 schrecklichen Jahren die langentbehrte Ruhe durch den Westphälischen Frieden (1648) wieder zurück. Dieser Friedensschluß bestimmte auser der völligen Gewissensfreiheit und Gleichheit der Katholiken und Protestanten, die Unabhängigkeit der Schweiz und der Niederlande, die achte Churwürde für Pfalzbayern, die Einschränkung des hanseatischen Bundes und die Errichtung stehender Heere.

So geordnet bestieg Leopold I. 1657 den teutschen Kaiserthron. Er constituirte einen permanenten Reichstag (von 1663 an) und erhob Hannover zur neunten Churwürde. Den Frieden seiner Regierung störten mehrere Kriege mit der Türkei und Frankreich und der spanische Successionskrieg, den sein Bruder Kaiser Joseph I. fortsezte, und der unter Carl VI. durch den Frieden zu Rastadt und Baden 1714 beendigt wurde. Von diesem Kaiser stammt das berühmte österreichische Hausgesez über die Erbfolge — die pragmatische Sanction — her. Mit seinem Tode erlosch der Mannsstamm der Habsburgischen

Dynastie, und seine Tochter, Maria Theresia übernahm die Regierung. Aber Churfürst Carl Albrecht von Bayern machte Anspruch auf die Erbschaft der österreichischen Staaten, und trat 1742 unter dem Namen Carl VII. als teutscher Kaiser auf. Acht Jahre wurde deßhalb gekämpft und erst Carls VII. Tod endigte den Streit durch den Frieden von Füssen 1745 zum Vortheile der Maria Theresia, deren Gemahl dann, Franz I., als Kaiser erwählt wurde. In seine Regierung fällt der für Teutschland so verderbliche siebenjährige Krieg, welchen er 1763 beendigte. Sein Nachfolger war Joseph II. Dieser einsichtsvolle Regent ließ vor Allem eine Revision des Justizwesens vornehmen, hob die Jesuiten auf, erweiterte die Preßfreiheit und machte in seinen Staaten viele herrlichen Einrichtungen. Noch gegen Ende seines Lebens wurde er in einen Krieg mit den Türken verwickelt, welchem sein Nachfolger, Leopold II. ein Ende macht.

Schon im ersten Jahre Leopolds Regierung thürmte jenseits des Rheins sich das Gewitter auf, das Teutschland den Untergang drohte. Die französische Revolution brach aus. Leopold und Friedrich Wilhelm II. von Preussen verbanden sich miteinander zur Aufrechthaltung der Integrität des teutschen Reiches und zur Unterstützung der königlichen Rechte in Frankreich. Da starb plötzlich Leopold, und sein Sohn, Franz II., bestieg den Thron (1792). Die französische Nationalversammlung kündigte Oesterreich den Krieg an, und das teutsche Reich beschloß den Krieg am 23. November 1792. Erst am 17. Oktober 1797 kam der Friede von Campo Formio zu Stande; aber sogleich brach der Krieg wieder aufs Neue aus. Durch den am 9. Februar 1801 erfolgten Frieden von Lüneville verlor Teutschland über 1200 Quadratmeilen Land und 4 Millionen

Menschen. Oesterreich verband sich hierauf mit Rußland, um Napoleons Eroberungen Einhalt zu thun, welchen Krieg der Preßburger Friede (26. Dezember 1805) beendigte.

Um das teutsche Reich war es jezt geschehen. Im Jahre 1806 sagten sich 16 Fürsten vom Reichsverbande los, errichteten einen eigenen Verein, den sie den Rheinbund nannten, und der sich dem Napoleon als seinem Protektor unterwarf. Kaiser Franz II. legte am 6. August 1806 die Reichsregierung nieder; Napoleon erklärte jeden Fürsten für selbstständig und unabhängig, und so war der teutsche Reichskörper aufgelöset.

Die Geschichte des Rheinischen Bundes und die Ereignisse der neuern Zeiten sind ohnehin noch lebhaft in dem Andenken Allen, und wir wollen daher die bisher gegebene gedrängte Uebersicht der Geschichte Teutschlands schließen, und nun das Leben und die Thaten jener großen Männer vernehmen, deren Ruhm die Walhalla auf ewige Zeiten verkündigen wird.

Walhalla.

Asgard, die Götterburg, durch die Brücke Bistrof mit der Erde verbunden, schirmte mit seinen Riesenmauern den Himmel gegen Locke, den furchtbaren Sohn des Giganten Farbaute, und seine Tochter Helä, die scheußliche Gestalt, von ihm gezeugt mit dem Ungeheuer Angerbode, genannt die Botschaft des Unglücks. Auch gegen den Wolf Fenris und die midgardische Schlange Jormungandor, die ganze Erde mit dem silbergepanzerten Leibe umgürtend, schirmte Asgard die Wohnungen der Götter und der mächtige Heimdall bewachte die Himmelsbrücke und die schmetternden Töne seines ehernen Horns verkündigten das Nahen verderbsüchtiger Feinde und riefen zum Kampfe.

Im Thale Ida versammelten sich die Götter, Gericht zu halten und sich zu berathen. Auch feierten sie hier ihre Feste, denn das Thal Ida war geschmückt mit dem Saale der Freude, dem Palaste der Freundschaft und der Liebe, mit dem Haine von goldnen Bäumen. Doch Ida's höchste Zierde war Walhalla, die Wohnung der Helden, die auf dem Schlachtfelde den Tod gefunden hatten. Von den Walkyrien, Odin's reizenden Jungfrauen, weder Töchter des Himmels noch der Hölle, nicht von Göttern gezeugt, noch im Schooß sterblicher Mütter gewiegt, wurden die Heroen nach Walhalla geladen, und die Lorbeerbekränzten schmachteten nach der Ankunft der Walkyrien, bezaubert von ihren Reizen, und sie huldigten ihnen als wohlwollenden

Göttinen, an deren Hand sie Walhálla, die Wohnung der Glückseligkeit, betraten. Waltete auch hier noch das Wechselleben des blutigen Kampfes und der süßesten Genüsse, so breiteten doch Friede und Sanftmuth ihre freundlichen Schwingen über die Zürnenden, sobald das Horn des Gastmahls ertönte. Die reizenden Walkyrien kredenzten mit bezaubernder Anmuth das himmlische Enherium-Oel und die Heroen schwelgten im Genusse des Göttertranks und ruhten in den Armen der Huldinen. Unzählbar waren die Bewohner der Heldenburg, und die Götter blickten hin mit Ruhe und Freude auf deren sich immer mehrende Anzahl, denn minder furchtbar wurden ihnen Locke und Hela, Fenris und Jormungandor. Den feindlichen Mächten trotzten sie in den Reihen der Heroen aus Walhalla.

So erzählen uns die Skalden, diese alten nordischen Sänger in Dänemark, Norwegen, Schweden und Island, deren Werk die nordische Mythologie ist.

Vor Jahrtausenden gaben die Sänger des Nordens den Manen der Heroen ein Walhalla, eine geheiligte Stätte des Vereins, und durch selbe der Nachwelt das Symbol gekrönter Thaten. Was die Mythe in bildlicher Darstellung so sinnig schuf, das hat Ludwig, König von Bayern, durch die That ins Leben geführt. Dieser Fürst, dessen Herz für seines Landes Glück und Ruhm, für teutsche Größe und teutsche Treue, für Tugend und Wissenschaft, für alles Edle glühend schlägt, wurde schon vor mehr als zwei Dekaden von der Idee begeistert, dem teutschen Ruhme ein Denkmal zu stiften. Wie in jedem großen, segenvollen Entschlusse, auch hier beharrlich, nährte Ludwig diese erhabene Idee selbst in jenem schmachvollen Zeitraume, wo Teutschland unter fremder Zwingherrschaft schmachtete, und mit dem klaren Auge des Sehers in jene Zukunft blickend, wo aus den Ruinen kraftlos versunknen Verbandes

der Tempel teutscher Ehre und teutscher Freiheit durch Muth und Eintracht sich hochprangend erhebt, weihte der hochherzige Germane sein reges Sinnen und Streben der Ausführung dieser Idee.

Es war im Jahre 1821, als Ludwig, damals noch Kronprinz, die Vorarbeiten zu einem Gebäude, die Büsten der größten Fürsten, Feldherren, Weisen, Künstler und Gelehrten zum schönen Kranze unsterblichen Ruhmes einend, zu beginnen gebot. Bedeutungsvoll und sinnreich wurde diesem Tempel teutscher Größe der Name Walhalla gegeben, in der Wahl des Ortes spricht sich nicht minder ein tiefer Sinn aus. Auf einem Berge, nahe bei dem Marktflecken Donaustauf, einst Thunstauf genannt, und als Grenzfeste gegen Bayern unter Carl IV. durch wichtige Ereignisse der Geschichte angehörend, erhebt sich Walhalla in prachtvoller Gestaltung, und in bezaubernder Lage. Stattliche Eichen, teutsche Kraft und teutschen Sinn bezeichnend, umkränzen den Berg, und an seinem Fuße strömt die mächtige Donau rauschenden Ganges dahin. Wird das Auge nordwärts von malerisch bebuschten Hügeln beschränkt, so durchschweift es gegen Süden eine unermeßliche Fläche und ruht auf Bayerns gesegneten Fluren, blickt dann hin auf das ehrwürdige **Reginum**, unter den Agilolfingern die Hauptstadt Bayerns, und vollendet den Cyclus der Beschauungen mit den Ruinen der Feste Stauf, deren verwitterte Trümmer uns an den blutigen Kampf erinnern, der hier von dem tapfern Burgherrn gegen die Kriegsmänner des Bernhard von Weimar gekämpft wurde.

Auf dieser Stätte, umschlossen von Bildern teutscher Kraft und teutschen frommen Sinnes, geheiligt durch die Würde ihrer Bestimmung, legte Ludwig, König von Bayern, am 18. Oktober 1830 den Grundstein zur **Walhalla** und der Staatsminister Eduard von **Schenk**, der unsterbliche

Verfasser des Belisar, begleitete die feierliche Handlung mit einer gediegenen, die Gemüther der Versammelten tief ergreifenden Rede.

Mit Staunen und Bewunderung, die Brust von süßer Erwartung durchglüht, hören wir aus des Redners Munde, daß Walhalla, diese ehrwürdige Halle des teutschen Verdienstes, ein großartiger Tempel von weißem Marmor, ruhend auf mächtigen dorischen Säulen, umgeben am Abhange des Berges von cyclopischen Mauern und bis tief hinab von prächtigen, nach beiden Seiten auslaufenden steinernen Treppen, in deren Mitte sich die für die Brustbilder der noch Lebenden bestimmte Halle der Erwartung befindet, schon nach sechs Jahren in seiner prachtvollen Vollendung auf dieser Höhe prangen wird.

Der begeisternde Redner führt uns von den Gibelfeldern des Tempels, wo Bildwerke, dem Andenken der Besiegung der Römer und des jüngsten Befreiungskrieges gewidmet, dem Auge wohlthuend entgegen treten, in das Heiligthum der Halle, und mit einem unnennbaren Gefühle erblicken wir hier jene Heroen, an deren Urkraft zuerst die römische Weltmacht sich gebrochen, dann eine Reihefolge der edelsten, kräftigsten Kaiser, großer guter Fürsten, und alle diese umgeben von den größten edelsten Männern, die mit ihnen für Glauben und Wahrheit, für Ruhm und Freiheit, für Wissenschaft und Kunst gelebt, gekämpft, gestorben.

„Dort leuchten uns entgegen — so schließt der Redner seine begeisternden Verheissungen — Feldherrn, von dem Cherusker Hermann, der die Römer — bis auf Schwarzenberg und Blücher, die heute vor siebzehn Jahren das französische Kaiserthum besiegten; — Glaubensmänner, wie Nikolaus von der Flüe und Thomas von Kempis. — Weise, wie Leibnitz und Haller; — Teutschlands erste Dichter von

dem Verfasser des gewaltigen Nibelungenliedes bis auf Schiller; die Heroen der teutschen bildenden Kunst, der unser König neues Leben eingehaucht, von den ältesten Meistern bis auf Mengs, — endlich die erhabenen Dioskuren der teutschen Tonkunst, Gluck und Mozart.“ —

Welch ein erhabener Gedanke des Bayerfürsten, allen großen Männern, die Teutschland seit den zwei Jahrtausenden seiner Geschichte erzeugt, in allen öffentlichen Verhältnissen, in allen Zweigen des Wissens und Kennens hervorgebracht hat, ein Denkmal des Verdienstes zu sezen! Aber solch ein Gedanke, dessen Erhabenheit, dessen Werth kein Name zu bezeichnen vermag, kann auch nur erzeugt und geboren werden von dem Geiste eines Königs Ludwig, der die inhaltreiche Bahn seines hehren Berufes ruhig und fest dahin schreitet, sein Denken und Handeln nur den erhabensten, tugendhaftesten Zwecken weiht, und in dem Bewußtseyn treuer Pflichterfüllung und im Glücke eines dankbaren Landes die Segnungen einer auf Vaterliebe und Weisheit sich gründenden Regierung genießt.

Hermann,

der Cherusker.

Unter den Istävonen waren die Cherusker das berühmteste teutsche Volk. Es wohnte zu beiden Seiten des Harzgebirges zwischen dem südwestlichen Theile des Thüringerwaldes, wo die Katten ihre Nachbarn waren, und der Saale. Die südliche Seite des Landes durchzog Drusus auf seinem Rückzuge von der Saale nach dem Rhein. Durch die Nordseite aber drang er aus dem Paderbornischen über die Weser nach der Elbe vor. Hier scheint die Aller, ein nicht unbedeutender Fluß, die Nord- und Ostgränze der Cherusker, welche auch einige Landstriche am Westufer der Weser besaßen, gebildet zu haben. Alles Land zwischen der Weser und dem Rhein und der Lippe, bewohnt von Kattuariern, an Siebariern, Dulguaniern, Marsen und Chanavern, umfaßte der Völkerbund der Cherusker.

Diese Cherusker, welche, in der Folge eine allgemeine Verschwörung gegen die herrschsüchtigen, grausamen Römer bildend, den Feldherrn Varus im Teutoburger Walde mit seinem ganzen Heere aufrieben, durch die Verbindung mit den Longobarden und Semnonen sehr mächtig wurden, aber nach langem verderblichen Kriege in 3 Jahrhundert als Volk verschwanden, beherrschte achtzehn Jahre vor Christi Geburt Fürst Sigimer — ein in jener Zeit hochgefeierter Name, der in der Sprache der alten Teutschen einen berühmten Sieger zeichnete — und dieser Cheruskerfürst Sigimer war der Vater Hermanns, des unsterblichen Retters der teutschen Freiheit vom Joche der Römer.

Der teutsche Knabe kam nach Rom, wurde dort erzogen, und seine Talente, sein Fleiß, sein edles Benehmen erregten so sehr die Aufmerksamkeit des Kaisers Augustus, daß Hermann, ohngeachtet er nicht als Freier, sondern als Geisel innerhalb Roms Mauern lebte, von dem Kaiser in den Ritterstand aufgenommen und bei dem römischen Heere angestellt wurde. Augustus fühlte sich so sehr an den schönen, hoffnungsvollen Knaben hingezogen, daß er ihn mit Gunst überströmte, und Alles für die Erziehung seines Lieblings that; aber weder die Liebkosungen des Fürsten, noch der Zauber der Bildung, welche mächtig genug gewesen wären, den Sprößling eines barbarischen Volkes zu betäuben, konnten die Erinnerungen an das theuere Vaterland, und die Liebe zu seinen Göttern im Herzen des starken, muthigen Knaben keineswegs vernichten. Hermann, als Geisel, hatte in Rom Ketten erwartet, aber er fand nicht Fesseln, wohl aber Waffen, und gebildet in der Schule der Römer, lernte er in Rom Rom überwinden. Immer reifer werdend an Jahren und Geist, sah er recht wohl ein, daß die rohe Tapferkeit der Teutschen der römischen Kriegskunst im offenen Felde nicht widerstehen könnte, daß diese Römer, die er, der Teutsche, glühend haßte, nur durch List und feine Umtriebe besiegt werden können. Er griff daher zur List, und die Umstände begünstigten den Klugen ungemein.

Der römische Feldherr, Quintilius Varus, ein Mann, der ohne die merkwürdige, im Teutoburger Walde erlittene Niederlage, die ihn bis zum Selbstmorde trieb, wohl nicht in der Geschichte erwähnt werden möchte, befehligte während Hermanns Aufenthalt in Rom, das schönste aller römischen Heere, an dessen Spitze er auszog, die neuen Besitzungen der Römer auf der rechten Seite des Rheins in Unterwürfigkeit und Gehorsam zu erhalten. Im blinden Vertrauen auf seine Macht glaubte er die teutschen Völkerstämme, die

stets die Freiheit als ihr edelstes, als ihr höchstes Gut betrachtet hatten, nach römischen Einrichtungen umwandeln zu können. Er nahm viele Geschäftsleute und Rechtsgelehrte in sein Gefolge, um durch sie eine neue Ordnung der Dinge einzuführen. Arm waren die Völker, denen Varus neue Geseze und neue Weisen geben wollte, aber sie waren muthig, furchtbar ihr Haß gegen die neue Bestimmung, und ihre Gemüther wurden durch den Uebermuth und die Erpressungen der römischen Despoten immer mehr empört.

Ruhigen Blickes, dem Anscheine nach ohne Theilnahme, beobachtete Hermann, der im Gefolge des Feldherrn war, den Gang der Dinge. Kalt von aussen, aber glühend im Innern, entwarf er seine Plane, und als er den Zeitpunkt zu ihrer Ausführung geeignet glaubte, da eröffnete er den Häuptern beinahe aller, zwischen der Elbe und dem Rhein wohnenden, Völkerstämme seine großen Entwürfe, und es gelang ihm, sie dafür zu gewinnen.

In Pannonien und auf den Gränzen Dalmatiens brach um eben diese Zeit ein allgemeiner Aufstand aus. Es ist unentschieden, ob dieser Aufstand mit Hermanns Planen im Zusammenhange stand, und vielleicht zu Gunsten der durch die Römer bedrängten, von Marbod, dem Markomanen-König, zwischen der Elbe, der Saale und der Oder gegründeten Monarchie sich erhob. War dieß aber auch nicht der Fall, so liegt doch noch Ursache genug vor, die Uebereinstimmung zu bewundern, welche in den Unternehmungen der Bundesgenossen herrschte.

Die Katten, eins der berühmtesten und tapfersten teutschen Völker, welche das Land, heutzutage Hessen, Fulda, Hanau, Isenburg und ein beträchtliches Stück von Franken bis an die Saale umfassend, dann den größten Theil der Nassauischen Länder, den östlichen Theil vom Westphalen inne hatten und bis an den Rhein und Main reichten, waren unter

jenen Bundesgenossen beinahe die mächtigsten, aber sie brachen teutsches Wort und teutsche Treue; ja Segestes, ihr Anführer, war elend genug, Varus mit Hermanns geheimen Umtrieben und den Verbindungen der teutschen Häupter gegen die römische Oberherrschaft vertraut zu machen, doch der hochmüthige Varus verachtete jede Warnung. Daß der römische Feldherr durch den Verräther Segestes gewarnt worden sey, erfuhr Hermann durch einen Freund, vor dem Varus kein Geheimniß hatte, und durch diesen wurde Varus, der nicht ganz ohne Mißtrauen war, und die Schritte des jungen Cheruskers im Geheimen beobachten ließ, so sehr von Hermanns Unschuld überzeugt, daß er im Kreise der vornehmsten Offiziere Segestes einen ehrlosen Verläumder nannte, aus seiner Nähe verwies, und Hermann unter den zärtlichsten Versicherungen seines unbegränzten Vertrauens, zu einem höhern Range beförderte. Mit regem Eifer weihte sich Hermann ganz dem Dienste des Feldherrn, er schien nur für Varus Ruhe, und für das Wohl der römischen Krieger zu leben. Unbegränzt war des Feldherrn Vertrauen auf den geliebten Cherusker, und dieses wurde noch mehr dadurch gestärkt, daß ihn Hermann auf die Unruhen an der Weser, die gerade im Beginnen und Varus noch nicht bekannt waren, aufmerksam machte. Der Getäuschte ahnte nicht, daß Hermann selbst der Schöpfer dieser Unruhen war. Durch sie das römische Heer in's Innere von Teutschland zu locken, dort es zu vernichten, und aus seinen Trümmern Teutschlands Freiheit und Teutschlands Glück emporsteigen zu lassen, war der große Entwurf, der in des teutschen Jünglings großer Seele sich gestaltete.

Die Anführer der teutschen Heere, die den Römern als Hülfstruppen dienten, waren Hermanns Mitverschworne. Sie gaben ihren Kriegern leise Winke von dem großen Werke, an welchem zum Wohl der teutschen Völker und zum Untergang des römischen Heeres so thätig und so umfassend

gearbeitet werde. Die Krieger jauchzten im Stillen den nahen, gewichtigen Ereignissen entgegen, aber kein Wort der Hoffnung, kein Ton der Freude kam über ihre Lippen; ernst und ruhig lebten sie dahin, und Varus, der unter allen Teutschen, die sich an seine Adler angeschlossen hatten, nur unbedingte Ergebung und Gehorsam fand, wurde von Hermann und seinen Freunden immer mehr in blinder Sicherheit eingewiegt, und seine schlaffe Seele ahnte nicht den Geist des Hasses und der Empörung, der die Gemüther der Teutschen im Stillen beherrschte.

Noch war Varus zu mächtig, um mit glücklichem Erfolge angegriffen zu werden. Seine Macht mußte geschwächt, seine Streitkräfte vereinzelt werden. Hermann ließ durch seine Vertrauten in fernen Gegenden kleine Aufstände erregen, er wußte diese als so bedeutend, für die Folge so Gefahr drohend zu schildern, daß Varus verleitet wurde, seine Kriegsmacht zu zerstreuen. Hermann bestimmte die Entsendungen, und deren wurden so viele, daß das römische Hauptheer bald nur noch aus drei Legionen und den feindlich gesinnten Hülfstruppen bestand. Jezt wurde die Empörung der des römischen Joches müden Germanen immer allgemeiner und immer furchtbarer.

Varus vernahm die Botschaft von dem ausgebrochenen, immer allgemeiner werdenden Aufstand mit großer Unruhe, und der Stolz auf seine Macht, der Uebermuth, womit er auf die teutschen Sklaven hinblickte, und das blinde Vertrauen, das er in die Ueberzahl und Tapferkeit seiner Kriegsmannen gesezt hatte, sanken in Staub vor der quälenden Ahnung verderbender Ereignisse. Er fühlte nicht mehr Muth und geistige Kraft in sich selbst, allein große Entschlüsse zu fassen und nur dem eignen Willen die Schlichtung dieser hoch wichtigen Angelegenheit unterzustellen; schnell versammelte er einen Kriegsrath aus den vornehmsten

Offizieren des Heeres. Unter ihnen hatte Hermann mit seinen Freunden eine bedeutende Stellung; er kannte seinen Einfluß auf den Feldherrn und das Vertrauen, das ihm dieser so unbedingt gab, doch staunte er mächtig und sein Herz wurde bewegt von Unwillen und Besorgniß, als auch der Verräther Segestes, schon lange aus Varus Nähe verbannt, plötzlich in die Versammlung trat, und von Varus freundlich begrüßt wurde.

Der Feldherr theilte den Anwesenden die Kunde von dem sich rasch und weit verbreitenden Aufstande mit, und forderte Jeden zur Erklärung auf: was für das Wohl des römischen Volkes und für die Unterjochung der Empörer geschehen soll. Hermann, dem die Auszeichnung wurde, zuerst das Wort führen zu dürfen, ertheilte den Rath, die Annäherung der Empörer nicht zu erwarten, sondern rasch ihnen entgegen zu ziehen, sie zu überfallen, und durch eine blutige Schlacht das Feuer des Aufruhrs in seinem Brennpunkte zu ersticken. Mit hinreissender Beredsamkeit wußte er seine Gründe zu diesem Unternehmen mächtig zu unterstützen; seine Freunde traten seiner Meinung bei, und Varus, von Hermanns eingreiffender Rede für dessen Meinung gewonnen, bestimmte sich zum Angriff der Rebellen, ehe noch die Uebrigen sich über die Sache ausgesprochen hatten.

Vergebens warnte Segestes, der mit scharfem Auge Hermanns verderbliche Pläne durchschaute, vergebens, von ihm aufgeregt, warnten die übrigen römischen Anführer; Varus blieb unerschütterlich bei dem Entschlusse, die Empörer zu überfallen, und sie in einer mörderischen Schlacht zu vernichten. Noch im Laufe der eintretenden Nacht brach das römische Heer gegen die Rebellen auf, entfernte sich mit jedem Tage weiter von den Ufern des Rheins, und eilte dahin, wo ein sicheres Verderben ihm bereitet war.

Ermüdet von einem langen beschwerlichen Nachtmarsche durch Sümpfe und Wälder erreichte das römische Heer im Lande der Bructerer, nahe bei den Quellen der Lippe, ein von waldigen Anhöhen umschlossenes Thal. Schon hatte Varus Befehl gegeben, hier einige Stunden anzuhalten und abzukochen, als ihm die Reiter der Vorhut meldeten, daß die Anhöhen von Teutschen besezt seyen. Bald kamen von allen Seiten gleichlautende Nachrichten, und mit diesen die schreckliche, daß Hermann, der Anführer des Nachtrupps, an der Spitze seiner Cherusker und der übrigen Hülfstruppen sich mit den, das Heer umschließenden Teutschen vereint habe, nachdem die bei dem Nachtrupp eingereihten Römer schnell getödtet worden waren.

Jezt dachte Varus an Segestes warnende Stimme, jezt ward ihm die schreckliche Ueberzeugung, daß Hermann die Seele all der, das Verderben bereitenden Empörungen, aller sich jezt entwickelnden feindlichen Angriffe sey, daß die Vernichtung des römischen Heeres sich mit furchtbaren Schritten nahe. Seine Pflicht, seine Ehre geboten ihm, das Möglichste zu thun. Kaum hatte er das Heer zur Schlacht geordnet, da stürzten die Teutschen von allen Seiten mit einem gräßlichen Geschrei auf die Römer los. Bald waren die Reihen durchbrochen, und die Römer fochten in kleinen Abtheilungen jezt auf dem freien Felde, jezt im Walde und in Sümpfen. Wunder der Tapferkeit that der römische Muth und die römische Kriegszucht, der wüthende Kampf dauerte vom Morgen bis in die anbrechende Nacht, wo sich die Teutschen von der mit Leichen bedeckten Wahlstatt in ihre Wälder zurückzogen. Schnell ließ Varus das Lager aufschlagen, es mit gefällten Bäumen verschanzen und den größten Theil der mitgeführten Lebensmittel unter die, nach Labung lechzenden, Krieger austheilen.

Kaum war der Morgen angebrochen, als Varus gebot, um den Marsch in dieser waldigen, sumpfigen Gegend zu

erleichtern, das Gepäcke und die Lebensmittel auf die Pferde zu laden und den großen, erschwerenden Troß von Wagen und Karren zu verbrennen. In geschlossenen Reihen, voll Muth und Kampflust, voll Begierde, die gefallenen Waffenbrüder zu rächen, zog das römische Heer dahin, aber ohngefähr nach zwanzig Stadien fand es sich von dichten Wäldern umschlossen, und plötzlich von Hermanns Schaaren angegriffen. Auch an diesem Tage dauerte der Kampf bis zum dunkelnden Abend, auch in diesem Kampfe fochten die Römer mit Heldenmuth, aber ihr Verlust war viel bedeutender als am ersten Tage, weil in dem beschränkten Raume sie sich nicht entwickeln konnten, viele durch das Schlachtgetöse toll gewordene Rosse ganze Reihen schwer verwundend niederstürzten, und die in gedrängten Massen fechtenden, nur mit dem Schilde und dem kurzen Schwerte bewaffneten, Römer gegen die mit langen Spießen gerüsteten Teutschen einen ungleichen, höchst nachtheiligen Kampf kämpften.

Es folgte diesem blutigen Tage eine leidenvolle Nacht. Die meisten, mit Lebensmitteln beladenen Pferde waren theils von den Feinden niedergestossen, oder hatten sich während der Schlacht ihren Führern entrissen. Der Regen, welcher schon zur Mittagsstunde begonnen hatte, fiel jezt in Strömen, und vernichtete jedes, mit größter Mühe angefachte Feuer. Die Soldaten waren zu müde, zu kraftlos, um Zelte aufzuschlagen. Im strömenden Regen, in der Kälte eines rauhen Windes, ohne Erquickung, umgeben von dem Jammer des Leidens und dem Röcheln des Todes, lagen sie auf dem Kampfplatze umher, jeden Augenblick eines Ueberfalls, mit dem kommenden Tage einer erneuerten Schlacht, und der sichern Vernichtung gewärtig.

Mit dem anbrechenden Tage, der günstige Witterung brachte, wurde das Zeichen zum Abmarsche gegeben. Unangegriffen zogen die Römer durch den Wald, an dessen Ende

sich eine, größtentheils sumpfige, in weiter Ferne von bebuschten Hügeln umschlossene Ebene vor ihnen ausbreitete. Varus ließ das Heer Halt machen, um zu essen, und einige Stunden zu ruhen. Alle Pferde, selbst die des Feldherrn, wurden zum Mahle für das Heer geschlachtet, eine Reihe von Lagerfeuern angezündet, und zur Sicherung gegen raschen Ueberfall eine Vorpostenkette kreisförmig gezogen. Varus versammelte einen Kriegsrath. Noch war die Berathung nicht zu Ende, noch harrten die hungernden Soldaten dem Garwerden des Pferdefleischgerichts sehnsuchtsvoll entgegen, da entstand Bewegung unter den Vorposten, und ihr Geschrei: „auf, die Feinde!“ — rief alles unter Waffen. In unübersehbarer Menge stürmten die Teutschen aus den Wäldern heran, und es entwickelte sich rasch ein furchtbarer Kampf, begleitet von Sturm und Regen. Unter den Spießen der Teutschen, unter der Wucht ihrer Keulen, sanken die Römer in Haufen nieder. Ganze Reihen warfen die Waffen hin, und ergaben sich als Gefangene. Nur Lucius Asprenatus, ein Cohortenanführer, entrann mit Wenigen. Varus und mehrere der vornehmsten Offiziere, alle aus vielen und tiefen Wunden blutend, stürzten sich in die eigenen Schwerter, zu stolz, um die Schande ihrer Niederlage zu überleben.

In dieser dreitägigen Schlacht, deren Gewinn durch die Eroberung dreier römischer Adler verherrlicht wurde, hatte Hermann das Heer des Quintilius Varus vernichtet, und den Fortschritten der Römer im nördlichen Teutschland für immer ein Ziel gesezt.

Nach dem Zeugnisse der alten Schriftsteller war der Teutoburger Wald der Schauplatz dieser berühmten, vernichtenden Völkerschlacht. Obgleich diese Benennung noch jezt eine Bergkette im Lippeschen bezeichnet, so ist sie dennoch nicht genau bestimmend, weil die Römer ohne Zweifel einen größern Bezirk als jene Bergkette darunter begriffen.

Die richtigste Meinung ist vielleicht die, welche das Schlachtfeld einige Stunden westlich von dem Badeorte Pyrmont verlegt, weil sich dort noch eine Menge Namen und Gegenstände des Alterthums bis jezt erhalten haben, die sich auf jenes Blutbad beziehen, und nicht wohl auf andere Weise entstanden seyn können. Hierzu gehören insbesondere folgende: der Hermannsberg, auch Arminiusberg genannt, ein einzeln gegen anderthalb Stunden von Pyrmont entfernt liegender Berg, auf welchem jezt die Grenzen von Pyrmont, Lippe und Preußen zusammentreffen. Es soll der Sage nach die Burg Hermanns darauf gestanden haben; auch finden sich noch Ueberreste von Mauerwerk, Wällen u. dgl. Ob die Teutschen damaliger Zeit schon feste Burgen bauten, ist hier nicht zu untersuchen; wenigstens scheint aus dem Namen hervorzugehen, daß Hermann ihn einstmals im Besitze hatte. Ferner der Varen = oder Varusbusch, eine kleine Anhöhe, wo der Sage nach das Zelt des Varus gestanden haben soll; der Kriegsbusch, das Streit =, das Siegesholz, der Siegeshof, das Siegesfeld, der Blut = oder Heldenbach u. a. m. befinden sich mehr oder weniger in der Nähe des Hermannsberges. Eben so gibt es in derselben Gegend viele Schanzen und Gräben, auch zwei Reihen Grabhügel, in welchen Asche, Knochen und Urnen gefunden werden. Leztere gleichen denen, welche unläugbar teutschen Ursprungs sind. Noch sind nicht alle Hügel geöffnet, und es ist also Hoffnung vorhanden, vielleicht künftig noch mehrere auf jene Begebenheit hinweisende Alterthümer zu finden. Dazu kommt, daß mehrere Sagen, die sich von jener Völkerschlacht bei den Bewohnern der Gegend bis jezt erhalten haben, auf daselbst vorhandene Ueberreste alter Zeit sich beziehen, wodurch obige Meinung unterstützt wird, daß nämlich die Schlacht in dieser Gegend, und insbesondere die ersten Tage über, statt fand, wenn auch das Ende derselben, da die Römer sich möglichst nach den festen Plätzen am Rheine zurückzuziehen suchten, auf dem Winne = (oder Sieges =) Felde, im Lippeschen

erfolgte. General v. Hammerstein hat die Sagen von der Hermannsschlacht topographisch erklärt (Hannov. 1816), allein sich (so wie Tappe und der geh. Rath v. Hohenhausen) durch seine Phantasie täuschen lassen. Jene Sagen waren nur die Wiederholung dessen, was die alten Bauern von ihrem Amtsrathe sich hatten erzählen lassen. Die gründlichste historische und örtliche Untersuchung hat der fürstlich Lippesche Archivrath Clostermeyer (in Detmold) angestellt („Wo Hermann den Varus schlug?" Lemgo 1822), und darin gezeigt, daß das Winnfeld des Varus Schlachtfeld nicht gewesen seyn kann. Auf dem höchsten Berge der zweiten Lippeschen Bergreihe, welcher Teut heißt, findet man Riesenmauern, welche vielleicht von den Römern Teutoburg genannt worden sind. Am Fuße dieses Teutoberges liegt Detmold. Feldrom hieß sonst Drom, und Römer sind wohl nie dahin gekommen. Auch hat Clostermeyer gegen Mannert bewiesen, daß das römische Castell Aliso, nach K. G. Reichard's neuer Beweisführung, jezt Elsen, (nicht Liesborn), ein Flecken im Fürstenthume Paderborn, kein hölzernes Blockhaus, sondern eine kleine gemauerte Feste gewesen sey. Am genauesten ist die Darstellung dieser Ereignisse und die Spezialkarte über die Gegend der Schlacht in des hannöv. Ingenieur Maj. W. Müller, „Vermuthungen über die Gegend, wo Hermann den Varus schlug." (Hannov. 1824, 4.)

Die Teutschen übten Grausamkeiten an vielen Gefangenen aus. Einigen Rechtsgelehrten, deren Spitzfindigkeiten mit den geraden uralten Nationalsitten im grellen Widerspruche standen, hieben sie die Hände ab, Andern stachen sie die Augen aus, diesen vernähten sie den Mund, jenen nagelten sie die Arme an einen Baumstrunk, andern schnitten sie die Zunge ab. Hermann fühlte tief, wie sehr der Sieger seinen Ruhm durch solche Thaten beflecke, aber er war nicht mächtig genug, die Entzügelten in die Schranken der Menschlichkeit zurück zu weisen.

Hermann, der sechs und zwanzigjährige Heros, hatte die Freiheit seines Landes erfochten. Er zog nun hin mit seinen treuen Schaaren, die Festungen der Römer an der Elbe, der Weser und am Rhein zu zerstören. Rastlos bemühte er sich, den kriegerischen Geist der Teutschen zu erhöhen, diesen betrachtete er als die beste Schutzwehr gegen Roms Eroberungspolitik.

Aber bald mußte Hermann gegen seine Mitbürger, der Teutsche gegen Teutsche fechten. Segestes, eines mächtigen Stammes Haupt, hatte eine Tochter, die mit hoher Schönheit einen hohen Geist einte. Der Wille des Vaters bestimmte ihre Hand einem mächtigen Fürsten, aber Thusnelde verachtete den Weichling und liebte mit aller Kraft ihrer großen Seele den hoch gefeierten Sieger, den schlanken, herrlich gestalteten Hermann. An seiner Hand floh sie nächtlicher Weile aus dem Vaterhause, und wurde Hermanns Weib. Furchtbar zürnend rüstete sich Segestes zum Kriege, da sammelten sich die Cherusker um das geliebte Haupt und forderten ihren Hermann auf, sie zum Kampfe gegen Segestes zu führen. Der Edle versuchte den Weg der Sühne, aber der unversöhnliche Segestes ließ den Friedensboten verstümmeln, und dem Schwiegersohne gleiche Behandlung, wenn er die Schwelle seines Hauses zu betreten wage, unter den heftigsten Verwünschungen der entarteten Tochter drohen. Da griff Hermann zum Schwerte.

Cäsar Germanicus, ein Sohn des Claudius Drusus Nero, der Erbe aller großen Eigenschaften, die seine, für ihre Tugenden gepriesene Mutter Antonia besaß, war mit einem römischen Heere über den Rhein gegangen, hatte die Marsen, die sich bei einem Feste berauscht hatten, überfallen, ein schreckliches Blutbad unter ihnen angerichtet und den Tempel der Tanfana zerstört. Nach einem, im Laufe des folgenden Jahres über die Katten erkämpften, Siege,

und nach Verbrennung ihrer Stadt Mattinum war er, mit den Lorbeern großer Siege geschmückt, wieder an den Rhein zurück gezogen.

Zu diesem Germanicus sandte Segestes, die Uebermacht der Cherusker fürchtend, Boten um Hülfe gegen Hermann. Germanicus rückte in Eilmärschen heran, und lieferte, vereint mit Segestes Kriegsmannen, den Cheruskern eine Schlacht, worin er siegte und Thusnelde, Hermanns Gattin, zur Gefangenen machte. Als sie vor ihn geführt wurde, fühlte er sich von der blendenden Schönheit dieser hohen Gestalt wunderbar bewegt, und Ehrfurcht fühlte sein Herz gegen die erhabene, des edlen Gatten würdige Frau, die keine Thräne vergoß, zu keinem Flehen sich erniedrigte, sondern in edler Haltung, mit aller Ruhe und Größe ihres Charakters vor dem Sieger stand, die Hände gefalten, den Blick auf den Leib geheftet, welcher den Sprößling des Befreiers von Germanien barg.

Thusnelda's Gefangenschaft erfüllte den heiß liebenden Gatten mit einem unendlichen Schmerz, aber gerade dieser Schmerz und Segestes feindlicher Sinn gaben der Vaterlandsliebe Hermanns eine erneuerte Kraft. Er sammelte ein mächtiges Heer um sich. Willkommen, von hohem Werthe war ihm das Anerbieten seines Oheims Inguiomar, seine Mannen mit des Neffen tapfern Kriegern zu vereinen. Inguiomar hatte sich in vielen Schlachten den Ruhm eines weisen Anführers, eines höchst tapfern Kämpfers erworben. Groß war sein und seiner Schaaren Ruf, und als Germanicus Kunde erhielt von Inguiomars Bündniß mit dem Cheruskerfürsten, da griff er rasch zum wichtigen Werke, dem Anfalle der Verbündeten zuvorzukommen. Er brach auf, um dem Feinde entgegen zu rücken. Sein Marsch führte ihn auf die Wahlstätten, wo Varus Legionen vernichtet wurden. Ein gräßlicher Anblick bot sich den Römern dar. Tausende

von Gerippen, in dichten Haufen, einzeln, unter ihnen Gerippe von Pferden, bedeckten den grausen Platz. Von Bäumen und von Galgen herab grinzten ihnen die Schädel der ermordeten Landsleute entgegen, und in den Ruinen mehrerer Altäre fanden sie noch die Asche der den Göttern der Teutschen zum Opfer geschlachteten Gefangenen. Entsezen und Wehmuth erfüllten die Römer, als sie das mit Gerippen übersäete Schlachtfeld betraten. Germanicus ließ Vertiefungen machen, die Gebeine der Erschlagenen sammeln, und sie begraben. Ein Denkmal von Erde und Wasen wurde den gefallenen Waffenbrüdern gesezt, und auch aus dem Auge des rauhesten Kriegers träufelte eine Thräne auf dieses einfache Trauermonument.

Drei Tage hatte Germanicus mit dem Begraben der Gebeine hingebracht. Mit günstigem Erfolge ward diese Verzögerung von Hermann benützt. Er überfiel mit seiner Reiterei die des römischen Feldherrn, schlug sie, und würde die feindlichen Geschwader in den Sümpfen vernichtet haben, wäre nicht Germanicus mit dem Fußvolke herbeigeeilt. Auch dieses begann schon zu weichen, als neue Cohorten auf dem Schlachtfelde anlangten, und den Teutschen zwar nicht den Sieg entrissen, doch die drohende Niederlage abwendeten. Hermann zog sich zurück, auch Germanicus begann sogleich eine rückgängige Bewegung nach der Ems zu, mit dem schönen Bewußtseyn, aus einem Kampfe mit einer Macht, der sein Heer nicht mehr gewachsen war, ehrenvoll zu gehen.

Inguiomar und die vornehmsten Anführer der Cherusker machten Hermann heftige Vorwürfe, daß er die Römer nicht verfolge und ihren Rückzug erschwere. Zu günstig, sagten sie, sey der Augenblick für den Ruhm der teutschen Waffen, um ihn durch Unthätigkeit zu verlieren. Noch bemühten sich die Kampflustigen, durch gewichtige Vorstellungen Hermann für ihre Wünsche zu gewinnen, als ein

Bote herbeieilte and mit dem zur Seite getretenen Fürsten heimlich sprach. In Hermanns freundlicher Miene erkannten die Anwesenden die günstig lautende Botschaft, und er trat nun in den Kreis und sprach: „Germanicus sucht mit seinem Heere die Ems wieder zu gewinnen und sein Zug führt ihn größtentheils durch Ebenen, wo unsere Tapferkeit nicht der der Römer, wohl aber ihrer Fechtkunst auf freiem Felde weichen muß. Noch ist der teutsche Krieger nicht an römische Kriegskunst und Fechtordnung gewohnt, noch sind ihm die Künste des Krieges nicht so bekannt, wie den krieggewohnten und krieggebildeten Feinden. In Wäldern, auf sumpfdurchschnittenen Flächen, in Engpässen, da, wo sich der Feinde wohlgeordnete Reihen in einzelne Streiter auflösen, ficht unbesiegbar der Germane und an seinem Spieße und seiner Keule versucht sich fruchtlos die künstlichste Waffe. Daher habe ich durch eine Schaar der Unsrigen die Mitte des rückkehrenden Römerheeres durchbrechen lassen, und der tapfern Schaar gelang es, den Kriegsobersten Cäcinna, der die zahlreiche Nachhut des Heeres befehligt, von der Haupttruppe zu trennen und zu einer Seitenbewegung in die Wälder zu zwingen. Dort wollen wir mit Cäcinna's Kriegern handgemein werden und ihnen Tod und Verderben bereiten. Auf, meine Freunde, zum Kampfe und zum Siege!“ —

Hermann theilte seine Cherusker in zwei Hälften, die eine befehligte er, die andere Inguiomar. Rasch eilten die Schaaren den Wäldern zu, wo Cäcinna, von einem kleinen Haufen Feinde beunruhigt, sich noch fruchtlos bemühte, das freie Land zu gewinnen, und sich wieder an das Hauptheer anzuschließen. Von zwei Seiten griffen ihn die Teutschen an. Mit Löwenmuth fochten die Römer. Nach einem hartnäckigen Kampfe erreichten sie gegen Abend eine zum Aufschlagen eines Lagers sehr geeignete Gegend. Das Lager wurde aufgeschlagen und eine Schanze von gefällten Bäumen

und Wagen und Karren errichtet. Sie dachten sich hier der Ruhe überlassen zu dürfen, aber diese war ihnen vom Feinde nicht gegönnt. Die Dämme mehrerer, in der Nähe etwas erhaben gelegener, Teiche ließ Hermann durchstechen, und das Wasser in das Lager der Römer leiten. Mit Mühe entrannen diese dem Tode durch eine schnelle Flucht auf die Anhöhen, wo sie die Nacht hindurch unter den Waffen blieben.

Kaum begann der Morgen zu dämmern, als Cäcinna von den Anhöhen auf die Ebenen herabstieg und seinen Kriegern Eile gebot, in der Hoffnung, daß Germanicus dort, wo sie getrennt wurden, seiner harren und ihn aufnehmen werde. Die Sonne stieg empor und beleuchtete schon nach einigen Stunden ein mit römischen Leichen bedecktes Schlachtfeld, und die wilde Flucht der Römer, in deren Mitte Cäcinna's Pferd erstochen und er nur mit Mühe der Gefangenschaft entrissen wurde. Auch diese römischen Schaaren würden das Schicksal der Legionen des Varus getheilt haben, hätte nicht die Gierde nach Beute die Cherusker so mächtig ergriffen, daß sie über die Plünderung des Gepäckes die Vernichtung der Feinde vergaßen.

Cäcinna gelang es, mit den Trümmern seines Korps einen Platz zu erreichen, wo er ein Lager schlagen, und sich gut verschanzen konnte. Hermann beschloß, das Lager zu stürmen. Seine Anstalten waren sehr zweckmäßig, aber die Ausführung scheiterte. Inguiomar machte zur Hauptbedingniß des fortdauernden Bundes, daß er allein die Stürmenden anführe, während Hermann mit einer Abtheilung sich bereit halte, allenfallsige Streifzüge des Germanicus, zu Cäcinna's Aufsuchung entsendet, anzugreifen. Der anbrechende Morgen war zum Sturme bestimmt. Hermann ruhte noch, da hörte er ein furchtbares Kriegsgeschrei. Einen Ueberfall vermuthend, sprang er hastig vom Lager auf und aus seiner Laubhütte

hervor, da sah er den Angriff der Seinigen auf das verschanzte Lager. Die Niederlage der Stürmenden ward ihm schon in diesem Augenblicke zur Gewißheit. Nicht eine der Verhaltungsvorschriften, die er Tags vorher Inguiomar und den Kriegern gegeben hatte, wurde beachtet. Einzeln, im wilden Laufe sich übereilend, stürzten die Cherusker auf die Verschanzung hin, und ihr Gebrüll und ihre taumelnden Bewegungen verriethen die äusserste Betrunkenheit. Schnell raffte er die Schaar, welche er schon Tags vorher zum eignen Gebrauche abgesondert hatte, zusammen, und kaum war sie geordnet, als schon die Römer ein großes Blutbad unter den Stürmenden angerichtet hatten und, zugleich mit den fliehenden Cheruskern, aus dem Lager zu Hermanns Angriff hervorbrachen. Klein war die Zahl der Krieger, die den Cheruskerfürsten umgab, aber heroischer Muth beseelte sie, und Cäcinna's ganze Macht vermochte nicht, diese kleine Schaar zu durchbrechen. Inguiomar sammelte in Eile den Rest der Seinigen, griff die Römer im Rücken an, schlug sich durch ihre Reihen, und vereinte sich mit Hermann, der langsam seinen Rückzug in die Wälder antrat. Cäcinna, der Sieger, wagte nicht, den Besiegten zu verfolgen. In Eile zog er von dannen und, nach einem langen, sehr beschwerlichen Marsche, vereinigte er sich wieder mit Germanicus, der Ursache genug hatte, den Verlust seiner besten Krieger zu betrauern.

Germanicus hatte die Erfahrung, daß die Teutschen die Sklavenkette römischer Despotie abgeschüttelt und, als freie Männer, nur für die Freiheit das Leben einsezen, theuer erkauft. Ungeheuer waren seine Rüstungen zum Kampfe, den er mit dem wiederkehrenden Frühling zu eröffen beschloß, und sein Plan in Entwurf und Ausführung das Werk des tiefsten Denkens und tiefer Kenntnisse, ein Meisterstück militärischer Ausarbeitung. Auch Hermann blieb nicht unthätig. Während seine Krieger die Tage des

Winters zwischen träger Ruhe und sinnlichen Genüssen, zwischen Becher und Spiel theilten, bei lärmenden Festen sich berauschten, und sehnsuchtsvoll des Augenblicks harrten, wo neuer Krieg und neue Gefahren sie zu männlichen Werken aufrufen, war Hermann bemüht, das Band mit seinen Freunden immer enger zu knüpfen, und ihr und seiner Krieger Vertrauen nur höher zu stimmen. Jezt schlug die Stunde des erneuerten Kampfes.

In der Ebene Idistavisus, an den Ufern der Weser wurde Hermann geschlagen. Schwer verwundet zog er sich in die Wälder zurück. Germanicus drang nicht tiefer in das Land der Germanen, sondern bezog wieder die Gegend, wo er sich zum Kampfe so mächtig gerüstet hatte. Unter diese Rüstungen gehörte das Erbauen einer Flotte von tausend Fahrzeugen, um die beschwerlichen Märsche zu Lande durch Wälder und Moräste zu vermeiden. Mit dieser Flotte landete er an der Mündung der Ems, griff die Cherusker an, welche ihm den Uebergang über die Weser wehren wollten, und erfocht in einer Schlacht, die zwei volle Tage dauerte, einen Sieg, der in des edlen Römers Lorbeerkranz eine Reihe neuer, herrlicher Blätter flocht. Warum Germanicus die so glänzend eröffnete Bahn des Sieges und der Eroberung nicht fortschritt, sondern sich einschiffte, und nach einem furchtbaren Sturme, den er mit dem Verluste eines Theils seiner Flotte bestand, und nach einem Einfalle in das Land der Marser die Winterquartiere bezog, darüber geben die Historiker jener Zeit keine Aufschlüsse.

Flavius, Hermanns Bruder, war mit ihm in Rom erzogen. Auf italischem Boden hatte die Vaterlandsliebe, der teutsche Sinn, der Drang, frei unter den Freien zu leben, in des Jünglings Brust keine Wurzel geschlagen. Schon Sigimer, sein Vater, der die Charaktere seiner

Söhne

Söhne genau kannte, sagte vorher, daß Flavius zum Weichling werde, dem das üppige Leben in Rom besser behage, als das einfache auf Germaniens unwirthlichem Boden. Flavius blieb bei den Römern. Der Kaiser gab ihm eine militärische Ehrenstelle im Gefolge des Feldherrn, die ihn wenig der Gefahr aussezte, und worin er, manchmal mit wichtigen Nachrichten an das Hoflager versendet, mit Ehrenzeichen geschmückt wurde, die an der Brust eines tapfern Kriegers den geeigneten Platz gehabt hätten. Es war vor der Schlacht von Idistavisus, als Hermann, an der Weser, von einem Ufer zum andern hinüber, mit ihm eine Unterredung in römischer Sprache hatte. Mit innigen Worten bat er den Bruder, die Römer zu verlassen, und in ein Land zurückzukehren, welches ihn geboren, und die gerechtesten Ansprüche auf ihn hat. Flavius blieb unbeweglich, da ergrimmte Hermann, der hochherzige Teutsche, der die Unabhängigkeit für das edelste Gut betrachtete, und eher sein Leben, als seine Freiheit hinzugeben bereit war. Er nannte des Bruders militärische Ehrenzeichen einen schnöden, verächtlichen Sold seiner Niederträchtigkeit, und die Pfänder einer schändlichen Knechtschaft. Seine Wuth über den Entarteten, der der kräftigen, die heißeste Vaterlandsliebe athmenden Rede nur kalten Hohn und verachtende Worte entgegensezte, stieg zu solcher Höhe, daß er sich in die Fluthen der Weser stürzte, um an das jenseitige Ufer zu schwimmen, und den Bruder zu ermorden. Da sprengten römische Reiter daher, hoben Flavius auf ein Roß, und enteilten mit ihm. Bebend von Zorne und unter den furchtbarsten Verwünschungen kehrte Hermann zu den Seinigen zurück.

Gegen den tapfern, der Kriegskunst mächtigen Germanicus, würde Hermann noch manche gefahrvolle, seine und seiner Verbündeten Anstrengungen aufrufende Fehde zu

bestehen gehabt haben, wäre ihm nicht Tiberius Eifersucht gegen Germanicus zu Hülfe gekommen.

Tiberius Claudius Nero, der zweite römische Kaiser, dieses wunderbare Gemisch der herrlichsten Eigenschaften und der scheußlichsten Laster, dessen Hauptcharakter gefühllose Tyranei war, sah mit Mißtrauen und Eifersucht den Ruhm des jungen Helden Germanicus sich mehren. Er rief ihn zurück von der schönen Bahn der siegreichen Kämpfe und bewilligte dem, von ganz Rom gefeierten, Helden mit erheucheltem Wohlwollen einen Triumph. Um sich aber von einem Manne zu befreien, der ihm furchtbar schien durch die Liebe des Volks, sandte er ihn, mit fast unbeschränkter Gewalt, in die Morgenländer, wo er die dort ausgebrochenen Unruhen beilegen sollte; zugleich ernannte er Piso zum Statthalter von Syrien, dessen stolzer, herrischer und unbeugsamer Charakter dem Germanicus überall entgegenwirkte. Bald mit Piso zerfallen, wurde er von diesem wüthend gehaßt, und Germanicus, einer der edelsten und tapfersten Männer, starb, nach Einigen, an Gift, nach Andern unter den Dolchstichen gedungener Mörder! —

Es herrschte Ruhe von Aussen, aber im Innern entglimmte der Funke der Zwietracht und loderte bald zur dunkeln, verderblichen Flamme auf.

Den mächtigen altteutschen Völkerbund, die Markomanen, welche seit Cäsars Tod zwischen der Donau und dem Rhein wohnten, regierte in jener Zeit, als die Römer Noricum und Pannonien eroberten, der König Marbot. Er erkannte die Gefahr, welche die Nachbarschaft der Römer seinem Volke bringe, zog sich mit ihnen zurück, machte einen Einfall in das Reich der Bojer im heutigen

Böhmen — von den Teutschen Bojenheim genannt — und bemächtigte sich desselben. Durch List und Gewalt vereinigte Marbot bald eine Menge Völker und machte sich zum Oberhaupt eines den Römern gefährlichen Völkerbundes, der siebenzig tausend zuchtgewohnte Krieger ins Feld stellte. Mit Unruhe blickten die Römer auf diese drohende Macht hin, unvermögend, sie anzugreifen und zu zerstören, da ein Aufstand der Pannonier alle ihre Kräfte in Anspruch nahm. Tiberius, des großen Augustus Adoptivsohn, gewann mit diplomatischer Feinheit Marbots Vertrauen und errichtete mit ihm einen Vergleich, der beiden Theilen die Erhaltung gegenseitiger Ruhe durch sie selbst, aber keineswegs gegenseitige Hülfe bei Anfällen von Aussen zur Pflicht machte.

Von Eroberungssucht hingerissen, beschloß Marbot, in die Länder jenseits der Saale und Elbe einzufallen und dahin seine Eroberungen auszudehnen. Hatten die Römer in Hermann den muthvollen Vertheidiger der Unabhängigkeit seines Volkes blutig gefühlt, so fand Marbot in ihm den furchtbarsten Gegner seiner Herrschsucht. Auch er hatte, gleich Hermann, seine Erziehung in Rom erhalten, aber seine Grundsätze waren jenen des edlen Cheruskers ganz entgegengesezt, und seine Tücke und die gräßlichen Ungerechtigkeiten, die er im eroberten Lande mit barbarischer Härte ausübte, hatten Hermanns Herz gegen ihn mit Abscheu und Verachtung erfüllt.

Schon lange hegte Inguiomar im Stillen feindliche Gesinnungen. Sie entsprangen aus den gerechten Vorwürfen, die Hermann, durch jenen regellosen, vom berauschten Anführer mit den berauschten Männern auf Cäcinna's Verschanzung gemachten Sturm, durch den erlittenen Verlust, durch die Schande der Besiegung aufs äusserste gereizt, ihm laut und öffentlich gemacht hatte. Auch der Stolz des

Oheims erwachte immer mächtiger, und der Gedanke, nicht der Erste im Heere der Cherusker, sondern dem Neffen untergeben zu seyn, erbitterte ihn sehr gegen jenen. Er sah in sich nur den kühnen, keine Anstrengung, keine Gefahr scheuenden Krieger, aber keineswegs den Mann, dessen kriegerische Kenntnisse tief unter Hermanns militärischem Wissen stand.

Ein Zufall entdeckte Marbot Inguiomars Haß gegen Hermann. Der Ränkevolle wußte diesen bis zum Culminationspunkt zu steigern. Die lange aber tief bewahrte reichlich genährte Glut des Haßes brach in helle Flammen aus. Im Angesichte des Cherusker-Heeres kündigte Inguiomar seinem Neffen jedes freundschaftliche Bündniß auf, ein Wink von ihm trennte die Seinigen von Hermanns Kriegern, und der Abtrünnige ging zu Marbot über. Mächtige Streitkräfte gestalteten sich aus dieser Verbindung für Marbot, mit großer Ueberzahl bekriegte er Hermann, und gewann Anfangs manchen Vortheil über ihn, aber nun kam es zur entscheidenden Schlacht. Sie war blutig und von langer Dauer. Hermann hatte seine Cherusker an römische Ordnung, an ein geregeltes Fechten gewöhnt, sie mit den Vortheilen und Künsten des Krieges vertraut gemacht. Im glücklichen, erfolgreichen Ausgange dieser Schlacht ward ihm der Lohn für seine Bemühungen um die kriegerische Ausbildung der Teutschen.

Der besiegte Markomanen-König sah sich bald vom größten Theile seines Heeres verlassen; schnell mußte er sich in's Innere seiner Staaten, nach Böhmen zurückziehen. Vom eignen Volke gehaßt und mit dem Tode bedroht, floh er nach Italien, wo er ein verachtetes Leben führte und im Elende starb.

Hermann, der Sieger in diesem Bürgerkriege, hatte sich den unsterblichen Ruhm erworben, seine Mitbürger, nachdem

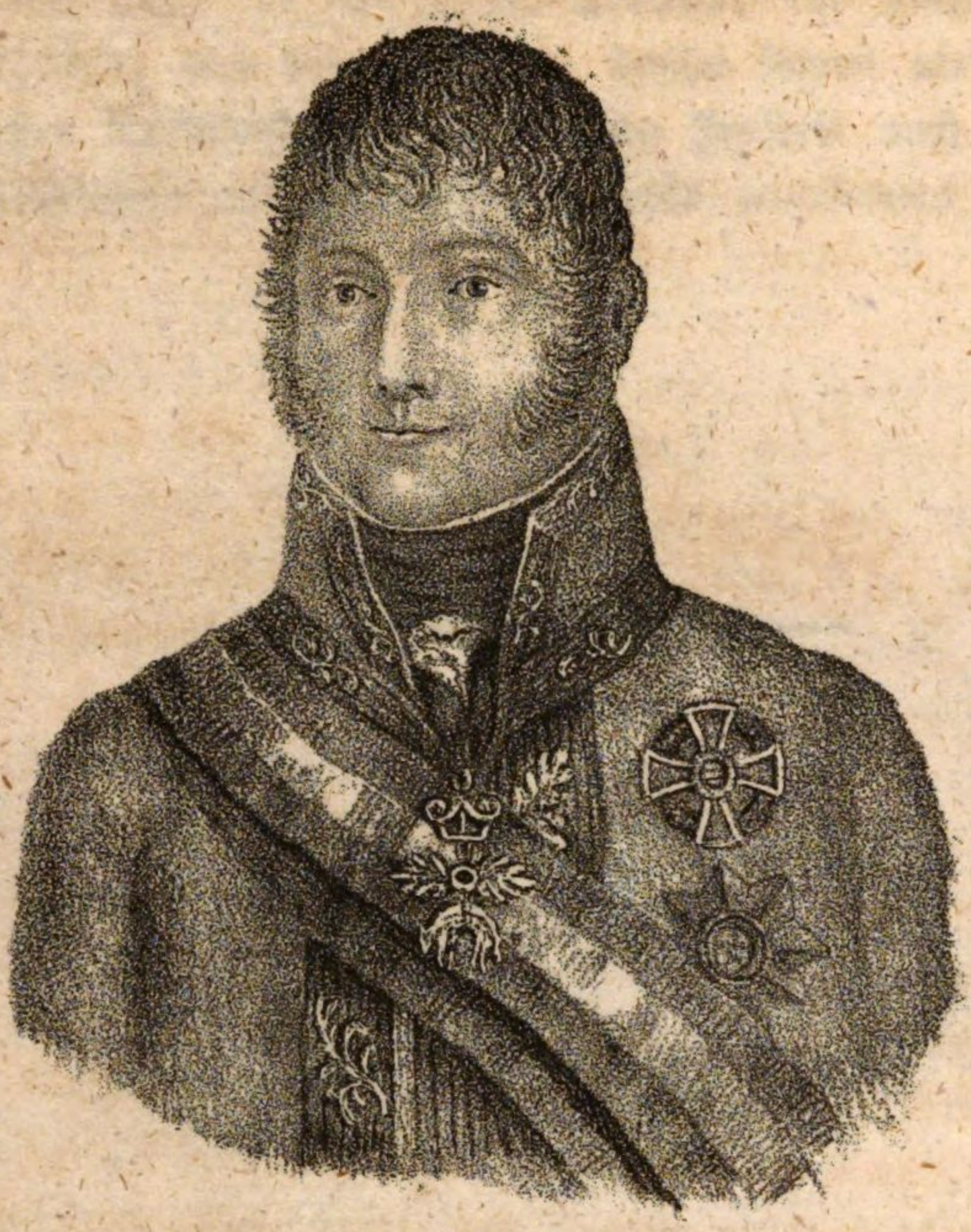
er sie vom Joche römischer Bedrückung befreit hatte, auch aus der drohenden Gefahr innerer Bedrückung gerettet zu haben.

Hermanns Ehrgeitz und Stolz begannen zu einer Höhe zu steigen, die Erstaunen und Mißfallen unter den schlichten Teutschen erregte. Als er aber die Würde der freien Männer, ihre Heldenthaten, alle Opfer, die sie dem Gewinne und der Erhaltung der Freiheit brachten, so sehr vergaß, und sich so sehr von Eigensucht hinreißen ließ, daß er die frevelnde Hand nach einer Königskrone ausstreckte, und die freien Völker Germaniens in die Fesseln der Unterjochung schmieden wollte, da durchzitterte Abscheu und Empörung die Brust jedes Teutschen, und ein glühender Haß trat an die Stelle früherer Liebe und vertrauender Hingebung. Selbst ein Fürst der Celten, Adgantestes — nach Einigen Adgantestrius — schrieb an den Senat, und erbot sich zu Hermanns Vergiftung. Der Senat dachte groß genug, das Anerbieten des Giftmischers mit Verachtung zurückzuweisen.

Hermann hielt seine ehrgeizigen Pläne nicht geheim. Unumwunden erklärte er sein Streben nach königlicher Würde. Täglich wuchs der Haß seiner Mitbürger, und statt des Purpurs wurde ihm der Tod. Im sieben und dreißigsten Altersjahre verblutete er unter den tödtenden Schwertstreichen seiner Verwandten.

„Unstreitig war Hermann der Befreier Germaniens; er hat die Römer nicht zur Zeit, da sie noch schwach waren, gleich andern Königen und Feldherren, sondern als ihr Reich mächtig und ihr Ruhm am glänzendsten war, bekämpft. Das Glück blieb ihm nicht immer treu, aber auch besiegt, hörte er nicht auf, durch sein Benehmen und durch seine Kräfte dem Sieger Ehrfurcht einzuflößen. Zwölf Jahre leitete er Teutschlands Angelegenheiten nach den Wünschen seiner

Mitbürger; nach seinem Tode war er der Gegenstand ihrer Verehrung.“ — So spricht Tacitus, der große Geschichtsschreiber, von dem Manne, dessen Name nie untergehen, dessen Verdienste um die teutsche Freiheit auch der späteste Nachkomme mit dankbarem Gefühle anerkennen wird.



Schwarzenberg.

Carl Philipp,

Fürst v. Schwarzenberg,

Herzog von Krummau, Kaiserl. Oesterreich.

General-Feldmarschall ꝛc.

Hermann der Cherusker brach die Fesseln, in welche römische Macht und römischer Despotism das Volk der Germanen geschlagen hatte; Schwarzenberg und Blücher, die unsterblichen Sieger bei Leipzig und Waterloo, vernichteten das Joch, unter welches französische Zwangherrschaft die Teutschen gebeugt hatte. Welche Männer sind wohl würdiger, den Cyclus der Biographien von Teutschlands Heroen zu eröffnen? —

Es war im Jahre 1420, als Erkinger, Baron von Seinsheim, die Herrschaft Schwarzenberg erkaufte, und sich nach ihr nannte. Als Schwager der Gemahlin des Kaisers Sigismund erwarb er für seine Herrschaft die Reichsunmittelbarkeit. Adolph, einer von seinen Nachkommen, wurde 1599 Reichsgraf, und Johann Adolph, dessen Enkel, im

Jahre 1670 zum Reichsfürst erhoben. Vier Jahre darauf erhielt er Sitz und Stimme im Fürstencollegium. Adam Franz, sein Enkel, erbte von seiner Mutter, einer Gräfin von Sulz, die Landgrafschaft Klettgau in Schwaben, und wurde im Jahre 1723 Herzog von Krummau in Böhmen, welchen Titel der regierende Aelteste führt.

Aus dem Schooße solch würdevoller, hochansehnlicher Ahnen ging hervor Karl Philipp, Fürst von Schwarzenberg, ewig lebend in den Annalen des Ruhmes.

Fürst von Schwarzenberg wurde den 15. April 1771 zu Wien geboren. Schon in dem zartesten Knabenalter entwickelte er eine auffallende Vorliebe für den Stand des Kriegers, und die Aufmerksamkeit, mit welcher er die militärischen Uebungen besuchte, der rege Eifer, welchen er dem Studium der Kriegswissenschaft widmete, und das hohe Zartgefühl und der Muth, wovon Schwarzenberg schon als Knabe geltende Beweise gab, ließen schon damals in ihm den Helden der Zukunft ahnen. In dem Kriege mit den Türken, geführt im Jahre 1789, war er schon in die Reihen der vaterländischen Krieger getreten, und bei jeder Gelegenheit — bot sie sich nicht selbst dar, so suchte sie der Ruhmbegierige auf — zeichnete er sich durch persönliche Tapferkeit aus; auch ebenso und fortwährend in den Kriegen mit Frankreich, deren ersten er als Adjutant des Grafen Clairfait mitmachte. In dem Feldzuge des Jahrs 1793 commandirte er einen Theil der Avantgarde des Prinzen von Koburg, eines edlen, bis an das Ende seines Lebens mit leidenschaftlicher Liebe dem Hause Oesterreich anhangenden Mannes, der in diesem Feldzuge durch die Besiegung der Franzosen bei Altenhoven und Neerwinden

durch die Hinwegnahme von Valenciennes, Condé, Cambray und Landercy und durch seine bis Guise glücklich gemachten Streifereien sich als einen großen Anführer erprobte.

Anerkennend die Verdienste des jungen Helden, verlieh ihm sein edler Kaiser, als er kaum das drei und zwanzigste Lebensjahr erreicht hatte, das Commando über ein Reiter-Regiment, und an der Spitze dieser Braven und 12 britt. Schwadronen warf er den 26. April 1794 in der Schlacht von Chateau-Cambris den Feind und durchbrach eine Linie von 27,000 Mann. Noch auf dem Schlachtfelde hing ihm der Kaiser das Theresien-Kreuz um, eine Auszeichnung, die nur dem vorzüglichsten Verdienste ward. Die sehr bald erfolgte Ernennung Schwarzenbergs zum Obersten und Commandanten des schönen tapfern Kürassier-Regiments Zeschwitz bei dem Corps von Wartensleben und die nach dem Siege bei Würzburg ihm verliehene Stelle eines General-Majors waren die Resultate erpropter Verdienste.

Mit seiner 1799 erfolgten Erhebung zum Feld-Marschall-Lieutenant erhielt er auch das ausgezeichnete Uhlanen-Regiment, welches von seinem Entstehen an bis in die jüngste Zeit den Ruhm hoher Tapferkeit und eines schönen militärischen Geistes sich erworben hat.

In der Schlacht bei Hohenlinden am 3. Dezember 1808, Vernichtung drohend den österreichischen Waffen, rettete er muthvoll sein Corps von der Gefangenschaft, und in dem Kriege 1805 befehligte er seine Division unter dem General Mack mit Auszeichnung.

Nach der Capitulation des Generals Mack bei Ulm, wo Schwarzenberg den rechten österreichischen Flügel com-

mandirte und für das Wohl der österreichischen Waffen keine Kraftanstrengung scheute, schlug er sich, nachdem alles verloren und jede muthige That und jedes kühne Unternehmen fruchtlos waren, nebst dem Erzherzog Ferdinand mit einigen Reiterregimentern durch, und entkam über Wallerstein und Oettingen, wo er mit seinen Uhlanen den Weg bahnte, nach Eger in Böhmen. Täglich mußte er sich auf diesem Rückzuge mit den zahlreichen Husaren und Chasseurs des Mürat schlagen und doch hatte er mit seinen Reitern, in acht Tagen fünfzig Meilen zurückgelegt.

Die Schlacht von Austerlitz am 2. Dezember 1805, als Wendepunkt in Europa's Schicksal und Napoleons Erhebung ein welthistorisches Ereigniß, wäre entweder vor dem 1. Dez., also vor Bernadotts und Davousts Ankunft bei dem französischen Heere, geliefert worden, oder später und nicht vor dem 15. Dez., hätte man Schwarzenbergs Rath gehört, und sein Rath war höchst weise; denn Erzherzog Karl und Johann, welche sich am 17. Nov. bei Windisch-Feisteritz in Steuermark vereinigt hatten, führten von Ungarns Grenze her, gegen die Donau und Wien zu Hülfe, ein Heer von 80,000 Mann; es versammelte sich das Aufgebot in Ungarn, es war bereits am 3. November ein neues 12,000 Mann starkes Chor Russen unter dem General Bennigsen in Oberschlesien eingetroffen, und in Böhmen das Volk bereit, sich in Masse zu erheben; endlich standen, in Folge des Potsdamer Vertrages vom 3. November, durch den der König von Preußen dem Petersburger Bündnisse beigetreten war, 180,000 Preußen, Sachsen und Hessen gerüstet, um, wenn Napoleon Preußens Vermittelung auf dem Fuß des Lüneviller Friedens, am 15. Dezember nicht annähme, in Franken vorzudringen, und Napoleons Verbindungslinie an der Donau zu durchbrechen, während 80,000 Mann Preußen, Russen, Schweden, Hannoveraner und Engländer in Nord-

Teutschland die Grenzen der Niederlande bedrohten. Auch in Italien konnte durch die Landung der Engländer und Russen in Neapel eine wirksame Diversion gemacht werden. — So war die Lage der Dinge. Große günstige Resultate würde die Verzögerung der Schlacht herbeigeführt haben, Schwarzenberg, der tiefblickende Tactiker rieth dazu, aber sein Rath wurde nicht gehört.

Daß Schwarzenberg im Jahre 1808 als österreichischer Gesandter nach Petersburg geschickt wurde, veranlaßte der Wunsch des Kaisers Alexander, der seine Verdienste und seine Kenntnisse genau zu würdigen wußte. Wie schwierig Schwarzenbergs Lage bei dem Ausbruche des Krieges von 1809 war, ist leicht zu ermessen, da Rußland, als Frankreichs Bundesgenosse, gegen Oesterreich kämpfen mußte; er verließ daher Petersburg, nahm an der Schlacht bei Wagram Theil und befehligte auf dem Rückzuge die Nachhut bis Znaim. Damals wurde er General der Cavallerie.

Nach dem Wiener Frieden wurde Fürst von Schwarzenberg zum österreichischen Botschafter in Paris ernannt. Mit tiefer politischer Umsicht leitete er die Unterhandlung über die Vermählung Napoleons mit der Erzherzogin Maria Louise. Durch die Würde seines diplomatischen Benehmens, besonders nach dem Brande des Ballsaales bei Gelegenheit eines Festes, das der Fürst zur Feier der Verbindung Napoleons mit der Erzherzogin gab, wo seine Schwägerin, die Fürstin Pauline von Schwarzenberg ein Opfer ihrer Mutterliebe wurde, erwarb er sich Napoleons Vertrauen im höchsten Grade, und darum ward er auf dessen Verlangen in dem russischen Feldzuge, zu welchem Oesterreich nach dem Traktate vom 14. März 1812 ein Hülfscorps zu stellen hatte, zum Befehlshaber desselben ernannt.

Fürst Schwarzenberg ging mit seinem 30,000 Mann starken Corps, welches er in Galizien versammelt hatte, in den ersten Tagen des Juli über den Bug, und besezte am 11. des nämlichen Monats die wichtige Position von Pinsk. Im August von Napoleon zum Oberbefehlshaber über die auf seinem rechten Flügel operirende Armee, und über das siebente, aus Sachsen bestehende Corps ernannt, griff er die Russen, vom General Tormassoff commandirt, an, und schlug sie auf verschiedenen Punkten. Tschitschakoff, Tormassoffs Vernichtung befürchtend, eilte mit seinen zahlreichen Truppen herbei, und vereinigte sich mit diesem. Schwarzenbergs Rückzug in das Großherzogthum Warschau wurde, wie sich dortmals die Sage verbreitete, durch die Uebermacht der vereinigten russischen Corps erzwungen; besser Unterrichtete behaupten: des Fürsten Thätigkeit sey in jenem Zeitpunkte, vermöge geheimer Instructionen nur noch negativ gewesen. Bis zum Februar 1813 behauptete Schwarzenberg mit seinem Armeecorps die Position von Pultusk, schloß dann einen Waffenstillstandsvertrag, der den Rückzug der Franzosen sicherte, und zog sich in die österreichischen Staaten zurück, nachdem er im Laufe dieses Feldzuges, wie die Warschauer Zeitung angibt, an Todten 17 Offiziere, 507 Unteroffiziere und Gemeine, an Verwundeten 73 Offiziere, 2155 Unteroffiziere und Gemeine; an Gefangenen 14 Offiziere, 688 Unteroffiziere und Gemeine verloren, und etwa 1000 Pferde eingebüßt hatte. Daß Fürst Schwarzenberg in diesem Feldzuge von seinem Kaiser den Marschallstab erhielt, geschah auf Napoleons Wunsch.

Nach einer Sendung im April 1813 nach Paris, wo er von Napoleon mit Auszeichnung empfangen, und beim Wiedersehen über den schönen Feldzug, den er gemacht habe, mit besonderer Beziehung auf seine Person, seine Lobsprüche erhielt, reiste er zu gleicher Zeit, als Napoleon zu seiner Armee abging, nach Wien zurück.

Das ganze österreichische Militär wurde auf den Kriegsfuß gestellt, und es ward befohlen, die Revision und Organisation der Landwehr schleunig zu vollenden. Fürst Schwarzenberg erhielt den Oberbefehl über das in Böhmen versammelte Beobachtungsheer. Daß Oesterreich nicht länger für Frankreich Partei nehmen werde, wurde immer sichtbarer; noch anschaulicher wurde es während des Waffenstillstandes, wozu das Wiener Cabinet hauptsächlich die verbündeten Monarchen bestimmt hatte, um Muße zur Vollendung seiner Rüstungen zu erhalten. Wohlgerüstet trat Oesterreich gegen Napoleon in die Schranken und vereinigte sich mit dem neuen Bunde, der sich zur Vertilgung des Corsen mit heiligen, unlösbaren Banden umschlang.

Fürst Schwarzenberg war zum Generalissimus der gesammten, gegen Frankreich bestimmten Armeen ernannt, und er löste glücklich, mit allgemeiner Anerkennung seines Verdienstes, die Aufgabe der Kriegführung, welche eine der schwierigsten war. Daß ihm der Oberbefehl über die verbündeten Heere gegeben wurde, ohngeachtet die drei Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preussen persönlich den Feldzug mitmachten, ist ein hoher Beweis des Vertrauens, welches sie auf Schwarzenberg sezten, und wie sehr er dieses hohe Vertrauen rechtfertigte, beurkundet die Schlacht von Leipzig, in dessen Umgebung Schwarzenberg die französische Zwingherrschaft vernichtete, wie Hermann im Teutoburger Walde von den Germanen das römische Joch abschüttelte.

Nach Napoleons Rückkehr von Elba erhielt Fürst Schwarzenberg den Oberbefehl über die verbündete Armee am Oberrhein, führte am 22. Juni die Russen und Oesterreicher über den Rhein, und erließ von Heidelberg aus an

die Franzosen einen Aufruf, worin er sagte: „Napoleon Bonaparte hat den Boden von Frankreich wieder betreten, und so findet er Europa auch wieder gegen sich unter den Waffen. Franzosen! in euren Händen liegt die Entscheidung zwischen Krieg und Frieden. Erkennt Frankreich Bonaparte an, so zerstört es die Grundlage aller seiner Verhältnisse mit den übrigen Staaten. Europa will mit Frankreich Frieden; aber es führt Krieg mit dem Usurpator des französischen Thrones. Europa ehrt die Rechte eines großen Volkes, aber es duldet nicht, daß die Franzosen unter einem Anführer, den sie selbst ausgestoßen haben, von Neuem die Ruhe ihrer Nachbaren bedrohen. Kurz, Europa will den Frieden, und weil es ihn will, wird es niemals mit dem unterhandeln, der des Friedens einziges Hinderniß ist. Die verbündeten Heere sind darum im Begriff, die Gränzen von Frankreich zu überschreiten; sie werden den ruhigen Bürger beschützen, und die Soldaten von Bonaparte bekämpfen; als Freunde werden sie diejenigen Provinzen behandeln, die gegen ihn aufstehen, und nur die für ihre Feinde erkennen, die sich seiner Sache hingeben!“ —

An die Soldaten des östereichischen Heeres richtete der Feldherr die begeisternden Worte: „Es öffnet sich für euch ein neues weites Feld des Ruhms. Es ist ehrenvoll für euch, es ist erfreulich für mich, daß ich euch nur Vorbilder aus euern rühmlichen Erinnerungen zu geben habe, um euch zu großen Thaten zu entflammen! Großes ist schon vollbracht worden! Eure Brüder in Italien haben sich mit tapferer Hand den Weg in's Herz des feindlichen Landes gebahnt, und ihre siegreichen Fahnen wehen in der Hauptstadt Neapels! Eure Waffengefährten in Flandern haben am 18. einen der denkwürdigsten Siege erfochten, den die Geschichte kennt. Sie, die sieggekrönten Schaaren, sehen auf euch, und fordern gleiche Thaten! Auf denn, daß ihr,

eures alten Ruhmes würdig, fechten möget für Kaiser, Ehre und Vaterland!“

Einzelne Operationen Schwarzenbergs haben sowohl an sich als in ihrer Leitung mancher Kritik unterliegen müssen, aber man vergesse ja nicht, wie sehr der Fürst in dem Feldzuge der Jahre 1813 und 1814 seine Ansichten, obschon er Generalissimus hieß, unterordnen mußte, und darin stimmen die Urtheile der Sachkundigen überein, daß es wenige Heerführer möchte gegeben haben, die, wie Schwarzenberg, die große Kunst verstanden, durch das angemessenste und versöhnlichste Betragen alle jene Ansichten zu vermitteln und zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen, welche bei einer aus so heterogenen Bestandtheilen zusammengesezten Armee unvermeidlich verschieden seyn mußten.

Nach seiner Rückkehr von Paris im Jahre 1815 zum Präsident des Kriegsrathes ernannt, wurde er von seinem Kaiser mit Gütern in Ungarn beschenkt und ihm die höchst ehrenvolle und seine Verdienste umfassend beurkundende Erlaubniß gegeben, die Zeichen des Hauses Oesterreich in sein Wappen zu setzen.

Fürst Schwarzenberg erkrankte und eine Anlage zu apoplektischen Zufällen, welche ein Sturz mit dem Pferde schon früher begründet zu haben schien, nahm bald darauf eine bedenkliche Wendung.

Nachdem am 13. Jänner 1817 ihm ein Schlagfluß die rechte Seite gelähmt hatte, und nachdem der Versuch mit der homöopatischen Heilart vergeblich gemacht worden war, starb der Fürst am 15. October 1820 in der Stadt, welche durch die vor ihren Thoren gelieferte Völkerschlacht und die aus

dieser inhaltreichen Schlacht stuffenweise emporgegangene Besiegung des französischen Kaiserthumes dem Namen Schwarzenberg die Unsterblichkeit gegeben hat. Am 19. Oktober 1820, an demselben Tage, wo Fürst Schwarzenberg sieben Jahre vorher als Sieger in Leipzig einzog, ward aus Leipzigs Mauern sein Leichnam nach Böhmen im feierlichsten Aufzuge abgeführt.

Leb=

Blücher.

Lebrecht von Blücher,

Fürst von Wahlstadt, Königlich Preußischer Feldmarschall.

Lebrecht von Blücher, aus dem Hause Grossen-Renfow im Mecklenburgischen, den 16. December 1742 in Rostock geboren, wurde von seinem Vater, der Rittmeister in Diensten des Churfürsten von Hessen-Kassel war, in seinem 14. Jahre nach der Insel Rügen geschickt, um dort bei seinen Anverwandten, von welchen er große Unterstützung erhielt, eine gute Erziehung zu genießen, und sich zum künftigen Geschäftsmann zu bilden. Mit großem Eifer lag der Jüngling den Wissenschaften ob, Eltern und Verwandte sahen schon im Geiste ihren Liebling in den Reihen der hohen Beamten des Landes, da rückte eines Tages ein schwedisches Husarenregiment in Bergen, der Hauptstadt von Rügen, ein. Die Schönheit der Mannschaft, der Pferde, die glänzende Uniform, die rauschende Musik machten solch einen Eindruck auf ihn, daß er dem Drang, Soldat zu werden, nicht mehr widerstehen konnte. Fruchtlos waren

alle Bitten, alle Drohungen seiner Eltern und Verwandten; der Gedanke, Husar zu werden, war die Achse, um welche sich alle seine Wünsche und Hoffnungen im raschen, unaufhaltsam dahin reissenden Gange bewegten; als Gemeiner trat er in dieses Husarenregiment, wurde aber durch die Verwendung der Seinigen, die nun einmal zum bösen Spiele gute Miene machen mußten, bald zum Junker befördert, und gemeinschaftlich von Eltern und Verwandten mit einer hinlänglichen Zulage versehen.

Blücher machte seinen ersten Feldzug gegen die Preußen und gerieth in die Gefangenschaft desselben Husarenregiments, dem er in der Folge so rühmlich vorstand. Oberst von Beling, der Commandeur dieses Regiments, hatte mit Bewunderung die Tapferkeit gesehen, welche Blücher in seinem ersten kriegerischen Strauße so herrlich erprobte. Der schöne muthige Jüngling gefiel dem Oberst so sehr, daß er in ihn drang, Schwedens Dienste zu verlassen, und in Preußische zu treten. Es wurde ein Tausch mit den Schweden getroffen, und Blücher als Lieutenant bei demselben Regiment angestellt.

Es war nicht einer im ganzen Offiziercorps, vom Chef des Regiments bis zum jüngsten Cornet herab, der nicht bald dem edlen, tapfern, immer heitern Blücher mit Liebe und Achtung zugethan war. Daher war auch der Unwille allgemein, als Blücher bei einem Avancement übergangen wurde, und als er seinen Abschied nahm, da trauerten alle Kameraden herzlich um ihn, aber jeder würde in dieser Lage eben dasselbe gethan haben. Unbeschreiblich war der Schmerz der Escadron, als der, wie ein Vater geliebte Rittmeister, von ihr Abschied nahm. Blücher, der schon in seiner zartesten Jugend vieles Vergnügen an der Landwirthschaft fand, widmete sich nun seiner frühern Lieblingsneigung mit ganzer

Seele, und die lohnende Folge seines Fleißes, geschickter Geschäftsführung und reif durchdachter Unternehmungen war, daß er die Stelle eines Landraths erhielt, und sich den Besitz eines Landguts erwarb.

König Friedrich der II. starb, und sein Nachfolger sezte Blücher als Major in sein altes Regiment wieder ein. In den Jahren 1793 und 1794 focht dieses Regiment unter Blüchers Anführung mit Auszeichnung am Rhein, und die Gefechte bei Orgies, Luxemburg, Frankenstein, Oppenheim, Kierweiler und Edesheim in der Pfalz, flochten schöne Blätter in Blüchers Lorbeerkranz. In dem Treffen bei Leystadt am 18. September 1794 zeichnete er sich so sehr aus, daß ihn der König zum General-Major beförderte. Er kam zum Beobachtungsheer am Niederrhein, und erhielt 1802 die Bestimmung, für den König von Preußen Erfurt und Müllhausen in Besitz zu nehmen.

Auf dem Schlachtfelde zu Auerstädt, wohin ihn der Ausbruch des Krieges von 1806 führte, focht er mit alter Tapferkeit, und behielt selbst bei den widrigsten Ereignissen und in der schwierigsten Lage, immer jene Geistesruhe und jenen Starkmuth, die nur dem großen Manne eigen sind. Von dem Schlachtfelde aus folgte er mit dem größten Theile der Cavallerie dem Rückzuge des Fürsten von Hohenloh nach Pommern in dessen linker Flanke; aber zu groß war der Zwischenraum geworden, der beide trennte, und übermäßige Tag- und Nachtmärsche, wodurch allein die Vereinigung möglich gewesen wäre, durfte Blücher nicht wagen.

Fürst von Hohenloh sah sich bei Prenzlau zum Ergeben gezwungen. Dadurch wurde Blücher von Stettin abgeschnit-

ten. Sich ins Mecklenburgische zu werfen und dort mit dem Corps des Herzogs von Weimar, das der Prinz Wilhelm von Braunschweig-Dels führte, zu vereinigen, war noch das einzige Mittel, der Gefangenschaft zu entrinnen. Die Vereinigung bei Dambek geschah, aber sämmtliche Truppen waren zu sehr ermattet, um mit ihnen etwas unternehmen zu können. Da erhielt Blücher die traurige Nachricht, daß der Großherzog von Berg seine linke Flanke bedrohe, der Prinz von Pontecorvo in seiner Front stehe und der Marschall Soult dem rechten Flügel entgegen rücke; er sah sich genöthigt, sich hinter der Trave zu sezen, um die drei großen Corps der Franzosen möglichst lange von der Oder abzuziehen. Die ermatteten Truppen, welche, auch vom besten Geiste beseelt, zu sehr durch Mangel an Lebensmitteln und durch Anstrengungen erschöpft waren, führte er in das Gebiet der freien Reichsstadt Lübeck. In Eilmärschen rückten die Franzosen heran, und Lübeck, das äusserst schlecht befestigt war, wurde von der feindlichen Uebermacht in Sturm genommen. Den Säbel in der Faust, in der muthigsten Gegenwehre, in einer Vertheidigung, welche die Franzosen jeden Schritt der Eroberung mit Blut erkaufen machte, zog sich Blücher mit einigen Truppen, meistentheils Reiterei, aus der Stadt; aber nun waren ihm alle Mittel, sich zu vertheidigen oder zu entrinnen, entrissen, und er sah sich gezwungen, zu Ratkau, einem Lübeckischen Dorfe, sich zu ergeben. Hier zeigte er, was ein Mann von Energie vermag. Er, der Besiegte, schrieb seinen Siegern Bedingungen vor, die darin bestanden, bei seiner Unterschrift den Zusatz zu machen: „daß ihm die Capitulation vom Prinzen Pontecorvo angetragen und von ihm nur wegen Mangels an Munition, Proviant und Fourage angenommen worden sey.“ Heftig sträubte sich der Prinz von Pontecorvo gegen diesen Zusatz, er drohte mit Blüchers und der Seinigen Vernichtung; mit kalter Ruhe bot sich Blücher dem Tode

an, und die Charakterstärke des Besiegten bezwang den Uebermuth des Siegers.

Als Kriegsgefangener wurde Blücher in Napoleons Hauptquartier abgeführt, bald aber gegen den französischen General Victor ausgewechselt. Kaum in Königsberg angekommen, ward er an die Spitze eines Corps gesezt, welches er, zur Vertheidigung Stralsunds und zur Unterstützung der Unternehmungen der Schweden, zu Schiffe nach Schwedisch-Pommern führen mußte. Dort machte Blücher sich den Feinden furchtbar, und seine Fortschritte und seine Bewegungen in Pommern wurden so drohend und Gefahr verbreitend, daß sie Napoleon auf den Helden aufmerksam machten, und auf ein rascheres Abschließen des Tilsiter Friedens einen wesentlichen Einfluß hatten.

Der 14. Juni 1807, der Tag der furchtbaren Schlacht bei Friedland, vernichtete Preußens lezte Hoffnung. Kaiser Alexander schlug dem Großherzoge von Berg einen Waffenstillstand vor. Napoleon nahm ihn an, und am 7. Juli 1807 war der Friede mit Rußland von Talleyrand, Kurakin und Labaroff, Rostoffski, Kalkreuth und Golz zu Stande gebracht. Aber leider handelte sichs nur um die Länder eines unglücklichen Monarchen, der, nun in einer isolirten Stellung, aller Kräfte beraubt war, sie dem Sieger zu entreissen, und der die eine Hälfte davon hingeben mußte, um die andere Hälfte unter den drückendsten, kaum erfüllbaren Bedingungen zurück zu erhalten. Nach diesem Friedensschlusse ging Blücher nach Königsberg, dann nach Berlin, wo er in beiden Städten im Kriegsdepartement gearbeitet hatte. Der König übergab ihm das Militärcommando in Pommern, sah

sich aber durch Napoleon veranlaßt, Blücher, der selbst dem großen Weltbeherrscher in einem wichtigen Wirkungskreise zu gefährlich schien, in den Ruhestand zu versezen.

Als Preußen dem französischen Heere zum Kampfe gegen Rußland ein Hülfscorps geben mußte, da griff Blücher nicht zu den Waffen, aber als Preußen sich gegen den Unterdrücker erhob, da riß sich Blücher, der siebenzigjährige Greis, aus den Armen der Ruhe, und von Vaterlandsliebe begeistert, von Liebe für teutsche Ehre und teutschen Ruhm durchglüht, ward er zum feurigsten Jüngling, und einer der Thätigsten für die gute Sache.

Blücher, der greise Held, wurde zum Oberbefehlshaber über die Preußen, auch Anfangs über das russische Corps des Generals von Winzingerode ernannt. In der Schlacht von Lützen, wo er verwundet wurde, bewies er wieder seinen ausgezeichneten Muth, welchen Kaiser Alexander durch Ertheilung des Georgenordens würdigte. Nicht minder ruhmvoll bei Bauzen und Heynau, feierte er den großen Tag an der Katzbach als Sieger.

In einer Gegend von Schlesien, unweit Liegnitz an der Katzbach, lieferte Heinrich der Zweite, Herzog von Schlesien am 9. April 1241 den Mongolen eine blutige Schlacht, in welcher er das Leben verlor und jene siegten. Kein teutscher Ritter war geflohen, keiner gefangen, alle todt und unter ihnen 34 Rottkirch. Das später hier erbaute Dorf wurde zum Andenken an die gefallenen Helden Wahlstadt genannt.

In eben dieser Gegend war es, wo Blücher am 26. August 1813 an der Spitze der russischen Reiterei mit Geschütz und Fußvolk auf den französischen Heerführer Macdonald stürzte, das feindliche Mitteltreffen zerriß und dem vorgedrungenen Lauriston in die Flanke fiel. Da mischte sich im furchtbaren Todeskampfe eine Masse von 8000 Mann preußischer und französischer Reiterei. Schon nach einer Viertelstunde entschied Blüchers altritterlicher Muth und die Heldenkraft seiner begeisterten Schaaren den Sieg. Der Feind ward mit Roß und Mann und unter dem Rufe: „drauf und dran!“ in die wüthende Neiße und in die Katzbach gestürzt. Dort schlug Blücher das mächtige Heer des Marschalls Macdonald, und zur Erinnerung an diesen herrlichen Sieg ernannte ihn sein König zum Fürsten von Wahlstadt und gab ihm eine angemessene Dotation.

Ganz Schlesien reinigte Blücher von den Feinden, und sein Heer erhielt den Namen des Schlesischen. Selbst Napoleon rückte ihm mit den Sieg gewohnten Garden entgegen; aber vergebens suchte er den alten Husaren-General, wie er ihn nannte, in seinem Siegeszuge aufzuhalten.

Am 3. October bei Wartenburg die Elbe überschreitend, zwang Blücher durch diesen kühnen Schritt auch das große böhmische Heer unter Schwarzenberg, und die Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden, zu größerer Thätigkeit.

Es nahten die großen Tage von Leipzig. Nachdem der rastlos daher stürmende Held am 16. October über den

Marschall Marmont bei Mökern glänzende Vortheile errungen hatte, drang er schon an diesem Tage bis an die Vorstädte von Leipzig vor, hatte am 18., vereint mit dem Kronprinzen von Schweden, großen Theil an der Niederlage des Feindes, und Blüchers gefürchtete Krieger waren es, die am 19. zuerst Leipzig erstürmten.

Des raschen Helden eigenthümliche Schnelligkeit, die Art seiner Angriffe und sein ermuthigender Lieblingszuruf an seine Soldaten, erwarben ihm schon im Anfange des Feldzugs von den Russen den Beinamen: „Marschall Vorwärts.“ Von nun an ward es sein Ehrenname, den ihm das ganze teutsche Volk in umfassender Anerkennung seines Heldenmuthes gab.

Am 1. Jänner 1814 sezte Blücher mit dem schlesischen Heere, das nun aus 2 preußischen, 2 russischen, 1 hessischen und 1 gemischten Corps bestand, bei Kaub über den Rhein, und besezte den 17. Nancy. Nachdem er die Schlacht bei La Rothière, trotz der feindlichen Uebermacht und des hartnäckigsten Widerstandes gewonnen hatte, drang er gegen Paris vor. Es gelang Napoleon, Blüchers getrennte Corps zu werfen, doch erkämpfte Blücher, obwohl mit großem Verlust, den Rückzug nach Challons. Bei Soissons über die Aisne gegangen, vereinigte er sich mit der Nordarmee, siegte am 9. März über Napoleon bei Laon und drang am Ende des Monats, im Vereinen mit Schwarzenberg, gegen Paris vor.

Der Tag von Montmartre erschien, und krönte die Großthaten dieses Feldzuges.

Im Juni dieses Jahres begaben sich der Kaiser von Rußland und der König von Preußen nach London, umgeben von ihren ruhmgekrönten Feldherren, und von den Britten mit einer, jede Vorstellung überschreitenden Freude erwartet. Ja der Freudentaumel war so heftig, daß sich beide Monarchen entschlossen, den Weg von Dover aus nach London so unerkannt als möglich, Alexander in dem Wagen seines Gesandten und Friedrich Wilhelm in einer gewöhnlichen Postkutsche zu machen.

Allein schon zu Dover war die Last des jubelreichsten Empfanges auf Blücher gefallen. Unter dem unaufhörlichen Geschrei: „Blücher auf immer!“ wurde der Heldengreis in das Gasthaus getragen. Männer und Frauen umarmten ihn, baten um einen Streifen von seinem Ueberrock als Reliquie, belagerten und bedrängten den tief Bewegten so, daß er unter Freudenthränen in die Worte ausbrach: „Ich unterliege der Ehre, die mir erwiesen wird.“ Viele Damen ersuchten ihn um eine Haarlocke und begnügten sich endlich, da er ihnen seinen halbnackten Scheitel zeigte, seinen Knebelbart zu küssen. In des Prinz-Regenten eigenem Wagen legte Blücher folgenden Tages unter einer Bedeckung von Husaren seinen Weg zur Hauptstadt zurück. Im St. James-Park stand das Dragoner-Regiment der Garde für ihn in Parade; das Volk ließ sein tausendstimmiges Hurrah unaufhörlich ertönen; alles stürzte nach in das Seitenthor des Pallastes des Regenten; die Schildwachen wurden umgerissen und mit Füßen getreten. Der Prinz-Regent trat, um die Ungeduld des Volkes zu befriedigen, mit dem hochgefeierten Feldherrn in die offene Colonade vor dem Pallaste, und heftete hier mit eigner Hand, Angesichts aller Zuschauer, sein, reich mit Edelsteinen gefaßtes Bild an Blüchers Brust.

Nach der Rückkehr aus England kehrte der lorbeergekrönte Greis auf seine Güter in Schlesien zurück, wo der Ruhm und die Herstellung seiner durch Jahre und Anstrengungen geschwächten Gesundheit lebte. Napoleons Flucht von Elba nach Frankreich führte ihn an die Spitze seines Heeres, mit welchem er schnell an die Niederlande rückte.

Am 14. Juni, am Jahrestage von Marengo und Friedland, der zweimal Europa's Schicksal entschied, erließ Napoleon eine Proclamation an seine Soldaten, um sie zu einer großen Schlacht zu begeistern, deren Gewinn sie allein wieder zu Glück und steten Siegen zurückführen würde. Am 15. warf er sich auf Blücher, und schlug ihn am 16. bei Ligny, wo selber durch den Sturz seines getödteten Pferdes, unter dessen Körper er geworfen ward, in Gefahr gerieth, Leben oder Freiheit zu verlieren.

Nach dem Verlust dieser Schlacht, worin Blüchers Heer unglücklich, aber ehrenvoll gekämpft hatte, trat es seinen Rückzug an und brachte die Nacht zu Mont-Saint-Guibert und zu Gembloux zu.

Es kam der 18. Juni und mit ihm die Schlacht bei Bel-Alliance oder Waterloo. Schon war Wellington geschlagen und die Brüßler Straße mit Flüchtlingen und Gepäcken bedeckt; Soldaten von allen Waffengattungen flohen durch den Wald von Soignes, die umgestürzten Pulverkarren und Wagen verriethen die Unordnung einer Niederlage, und der englische Feldherr war bereits im Begriff, das Zeichen zum Rückzug zu geben, da erschien

Blücher im entscheidendsten Momente an der Spitze seiner Braven, erkämpft war der Sieg, und des Zwingherrns Macht auf immer gebrochen.

Es wurde ihm ein Waffenstillstand angeboten, er schlug ihn aus, zwang Paris, sich zu ergeben, und widersezte sich bei seiner zweiten Einnahme der Hauptstadt nachdrücklich dem im vorigen Kriege ausgeübten Schonungssystem. Friedrich Wilhelm III. beehrte Blücher, der bereits im Besitze aller Würden und Ehrenzeichen, und Ritter fast aller europäischen hohen Militärorden war, für dieses neue Verdienst um Preußen und die allgemeine Sache, mit einem eigenen, für den Heldengreis allein bestimmten Ordenszeichen, welches in einem von goldenen Strahlen umgebenen eisernen Kreuze bestand.

Nach dem Frieden von Paris zog sich der große Held aus dem Geräusche des Waffenlebens in die Stille des häuslichen Walten zurück. Jubelnd empfingen den geliebten ehrwürdigen Vater seine, dem Heimkehrenden entgegen strömende Unterthanen, in deren liebenden Kreise er sein thaten- und siegreiches Leben hinzubringen beschloß. Ihm, dem allgemein gefeierten Helden, ward eine besonders in Teutschland seltene Ehre zu Theil, indem am 26. August 1819, als am Jahrestage der Schlacht an der Katzbach ihm zu Rostock, seinem Geburtsorte, von der Gesammtheit seiner Landsleute, der Mecklenburger, unter Anordnung des engern Ausschusses der mecklenburgischen Stände, noch bei seinen Lebszeiten ein, von Schadow zu Berlin ausgeführtes Denkmal — das in Erz gegossene colossale Standbild des Helden, auf einem hohen Fußgestelle von fein polirtem Granit ruhend — gesezt ward.

Nach einem kurzen Krankenlager starb Blücher am 12. September 1819 auf seinem Gute Kriplowitz in Schlesien im beinahe vollendeten sieben und siebenzigsten Jahre seines Heldenlebens. Sein Name wird nicht erlöschen, so lange ein teutsches Herz schlägt und eine teutsche Zunge des Heroen Thaten den Nachkommen zurufen kann.

Rudolph I.,

teutscher Kaiser.

Albrecht IV., Graf von Habsburg, Landgraf von Elsaß, hatte in Italien unter Kaiser Friedrich II. gefochten, und dort den Entschluß gefaßt, als Kreuzfahrer gen Palästina zu ziehen. Er kehrte zurück, schloß Frieden mit seinen Nachbarn, und ernannte seinen Bruder zum Vormund über seine Kinder, die er mit seiner Gemahlin Hedwig, der wunderschönen, frommen Tochter des von den Herzogen von Zähringen abstammenden Grafen Ulrich von Kyburg, in einer höchst glücklichen Ehe erzeugt hatte.

Am Tage seiner Abreise ließ er seine Söhne, Rudolph, Albrecht und Hartmann vor sich kommen, und schloß seine weise, liebevolle Ermahnungsrede mit den denkwürdigen Worten: „Vergesset nie, daß die Grafen von Habsburg ihren hohen Ruhm nicht durch Betrug, Uebermuth und Selbstsucht erworben haben, sondern durch Muth und Aufopferung für das gemeine Beste. Folgt ihr diesem Beispiele, so werdet ihr die Güter und Würden eurer erlauchten Ahnen erhalten, ja noch mehren.“ — Begleitet von den

Thränen und Segnungen Aller, die den Edlen kannten, schiffte er sich, umgeben von dreißig Baronen, zu Marseille ein, landete zu Akkon (St. Jean d'Acre), und starb, ein Opfer des Klima, im Jahre 1240 zu Askalon.

Unter Albrechts Söhnen war geboren am 1. May 1218 Rudolph der Aelteste und dieser, im Laufe seines thatenreichen Lebens als ein Muster der Mäßigkeit und Billigkeit glänzend, ist der Stammvater vieler teutschen Kaiser und der Stifter einer Dynastie, die noch jezt im weiblichen Stamme auf Oesterreichs Kaiser- und Ungarn und Böhmens Königsthrone herrscht und blüht.

Rudolph, nach dem Geiste jener Zeit zu ritterlichen Uebungen erzogen, trat in das Heer Kaiser Friedrichs II., und unter den Fahnen dieses weltberühmten Fürsten, genannt der Hohenstaufe, an dessen Namen und Regierung die merkwürdigste Zeit des Mittelalters sich kettet, focht der junge Krieger mit solcher Tapferkeit, entwickelte so viele kriegerische Kenntnisse, und verband mit einer seltenen Klugheit solch eine Gerechtigkeitsliebe und Charaktermilde, daß sein Name nur mit Bewunderung und Ehrfurcht genannt wurde. Der Tod seines Vaters rief ihn aus den Reihen der Waffenbrüder, und er wurde der Erbe der habsburgischen und aargauischen Güter desselben. Feindlich gesinnte, eroberungssüchtige Nachbarn, worunter Hugo von Tufstein eine sehr anmassende Rolle spielte, fielen in sein Gebiet, aber schnell führte er ihnen ein kleines, aus Abenteurern verschiedener Völker gesammeltes Heer entgegen, und vergrößerte auf ihre Kosten seine Besitzung, und dadurch seine Macht. Rudolphs Vermählung mit Gertrud, der Tochter Burchhards, Grafen von Homberg (in der Schweiz), und der Tod seiner Mutter machte ihn zum Herrn des Weilerthals, des Schloßes Ortenberg in Elsaß, der Grafschaften Kyburg und Lenzburg, womit er den, durch seines Vaters Ableben

ihm größtentheils gewordenen, Besitz der Grafschaft Habsburg, eines Theiles des Zürchgaues, der obern Landgrafschaft Elsaß, des Burggrafthum Rheinfelden und mehrerer Güter in Schwaben einte.

Der kriegerische, kronensüchtige Ottokar II., König von Böhmen, zog zu Felde gegen die heidnischen Preußen, und es gelang ihm, Rudolph zum Bundgenossen sich zu gewinnen. Mit neuen Lorbeeren schmückte sich der gefeierte Held und sein Edelmuth, seine Herzensgüte, die Festigkeit, mit welcher er den friedlichen Bürger gegen die Tyrannei des raubgierigen Edelmanns schützte, stellten ihn hoch in der Achtung der Mächtigen, und heisser Dank und innige Segnungen flossen ihm von den Lippen der Niedern. Gleichen Waffenruhm, gleiche Verdienste um die Menschheit, und gehaltvollen Einfluß auf die Angelegenheiten des oberrheinischen Teutschlands erwarb sich Rudolph in der Befehdung des Bischofs von Straßburg, und der Dämpfung heftiger Unruhen in den Städten Kolmar, Mühlhausen und Regensburg.

In Teutschland war das, geschichtlich bekannte, Zwischenreich eingetreten. Alles, was Kaiser Friedrich II. für Verfassung, für Künste und Wissenschaften so vorleuchtend gethan hatte, ging fast gänzlich wieder unter. Es gründete sich ein neues System, welches die Fortschritte der Kultur feindlich hemmte und den Teutschen nahe an den Zustand der Barbarei zurückstieß. Durch Carl von Anjou hatte Konradin von Schwaben, der lezte Sprößling der Hohenstaufen, zu Neapel im Jahre 1268 unter dem Beile des Henkers verblutet, und die Bessern und Gedrückten sahen mit sorgebelastetem Herzen sehnsuchtsvoll nach einem Erretter aus der Gefahr, fürchtend, in der Verwirrung die Beute eines Mächtigen zu werden. Noch länger würde das verderbliche Interregnum gewährt haben, hätte nicht Pabst Gregor X., in gegründeter Besorgniß, daß die Habsucht weltlicher Großen

nach den Gütern der Kirche greifen, ihre Macht die Unterwerfung der Bischöfe und anderer geistlichen Stände erzwingen, und den Einfluß des römischen Stuhles auf Teutschland vernichten werde, den Churfürsten gedrohet, bei längerer Verzögerung der Wahl eines neuen Kaisers ihr Wahlrecht zu entziehen, und dem Reiche einen Herrscher nach seinem Gefallen zu geben. Diese Drohung blieb nicht ohne Erfolg. —

Es war am 12. Oktober 1273, als sich zu Frankfurt die Churfürsten versammelten, und nach einer, die Gemüther sehr ergreifenden Rede des Burggrafen von Nürnberg, worin er den ordnungslosen Zustand des Reichs, die sich daraus, wie eine Giftpflanze erzeugende Aufhebung aller Verträge, die Verhöhnung der Geseze, die Gräuel des wieder einreissenden Faustrechts umfassend schilderte, und die Nothwendigkeit eines allgemeinen, kräftigen Oberhaupts darthat, zur Kaiserwahl schritten. Es waren die Stimmen getheilt, viele sprachen für den böhmischen König Ottokar II., da erhob sich Werner von Eppenstein, Bischof von Maynz, und schilderte den Muth, die tiefen Einsichten, das edle Herz und die Charakterstärke des Grafen Rudolph von Habsburg, mit solcher Beredsamkeit, daß die Churfürsten einstimmig diesen großen Fürsten zum teutschen Kaiser erwählten. Werners kräftige Verwendung für Rudolph beruhte auf der Entschlossenheit, auf dem geistigen und moralischen Werthe, auf der Gediegenheit des Habsburger, welche jener auf einer Reise nach Rom, wo er als neuerwählter Bischof das Pallium holen mußte, und zum Schutze gegen Räuber von Rudolph das Geleite durch einen Theil der Alpen erhielt, in vollem Umfange kennen lernte.

Gerade zu jener Zeit wurden die Sterner, eine Faction des Adels, von ihren Widersachern, genannt die Pfitticher, aus der Stadt Basel vertrieben. Die Bedrängten flehten Rudolps Hülfe an, die er ihnen auch gewährte, an der

Spitze seiner Mannen vor Basel zog, und es belagerte. Der Graf von Pappenheim und der Burggraf Friedrich von Nürnberg erschienen im Lager und verkündigten dem Grafen seine Erhebung auf Teutschlands Thron. Mit einer Ruhe, welche nur dem Weisen eigen ist, hörte er die überraschende Kunde an, und empfing die Huldigung der Abgesandten. Sein erstes Thun war eine Handlung der Milde. Er bot den Baslern Friede an, versöhnte die erbitterten Gemüther, gab allen Kriegsgefangenen die Freiheit, und verzichtete auf jene Entschädigung für die hoch angelaufenen Kriegskosten. Unter dem Jauchzen der Versöhnten zog er von Basel ab gen Frankfurt, empfing zu Boppard die Reichskleinodien, und wurde nebst seiner Gattin, der edlen, mit allen Tugenden reich begabten Anna von Homberg zu Achen feierlich gekrönt. Es mangelte an einem Zepter; da ergriff der fromme Fürst ein Kreuz, und es mit Demuth und Andacht betrachtend, sprach er: „Dieses soll stets mein Zepter seyn.“ —

Des großen Fürsten Kraft und Beharrlichkeit ordnete bald Teutschlands zerrüttete Angelegenheiten. Er durchzog Teutschland, hielt an jedem Orte, durch welches ihn seine Reise führte, öffentliches Gericht, und scheute keine Mühe, Sicherheit des Eigenthums, allgemeine Ruhe und Ordnung zu gründen. Auf seinen Befehl wurden die Raubschlösser der Adeligen zerstört, das Faustrecht fast gänzlich aufgehoben, und er erklärte jede Verleihung von Reichslehen für ungültig, insoferne ihr die Einwilligung der Churfürsten mangle. Es gab noch manche Fürsten, die die kaiserliche Macht zu schmälern suchten. Diese durch gewichtige Bande an sich zu fesseln, und dem Throne kräftige Stützen zu geben, war die große Idee, welche der staatskluge Herrscher eben so rasch auffaßte, als in's Leben treten ließ. Er vermählte seine vier Töchter mit den Mächtigsten, deren Freundschaft ihm von hohem Werthe war. Mathilden, seine älteste Tochter, gab er dem

Pfalzgrafen Ludwig, Agnes dem Churfürsten Albrecht von Sachsen, Jutta dem König Wenzeslaus von Böhmen, und Hedwig dem Markgrafen Otto von Brandenburg.

Der böhmische König Ottokar II. hatte im Jahre 1261 seine Gemahlin, Margarethe von Oesterreich, ihrer Unfruchtbarkeit halber, verstossen. Nach dem Tode des Herzogs von Oesterreich, Margarethens Bruder, nahm er Oesterreich, Steyermark, Kärnthen und Tirol in Besitz, und zwar ohne allen rechtlichen Grund, da diese Länder nicht Kunkel- sondern reine Mannslehen, und mit dem Tode des österreichischen Herzogs dem Reiche heimgefallen waren. Kaiser Rudolph forderte sie im Namen des Reichs zurück. Ottokar, auf seine Kriegesmacht trotzend, stolz auf seine Siege über die Litthauer und Preußen, auf den Besitz von Steyermark, welcher ihm durch die, gegen Bela IV. von Ungarn gewonnene Schlacht auf dem Marchfelde (eine 5 Meilen lange, 3 Meilen breite, getrejdreiche, vom Marktflecken Bockfließ bis an die March und Donau sich erstreckende Ebene im Lande unter der Ems) geworden war, dabei des Kaisers Todfeind, dessen Wahl er sich hartnäckig widersezt und selbst mit allem Nachdrucke um die Kaiserkrone geworben hatte, verweigerte die Abtretung der usurpirten Länder, rüstete sich zum Kriege, und gewann Heinrich, den Herzog von Niederbayern, für seine Parthie. Rudolph schrieb einen Reichstag zu Augsburg aus und ließ Ottokar dahin vor die Fürsten laden. Der Geladene erschien nicht, wohl aber Bischof Bernhard von Sekkau, der, in Ottokars Namen, die Wahl Rudolphs zum Kaiser für ungültig erklärte, aber nur mit Mühe den Mißhandlungen der erzürnten Fürsten entfloh. Ottokar hatte sich durch seinen Ungehorsam gegen die erhaltene Ladung des Schutzes der Geseze verlustig gemacht, und der Kaiser und das Gericht der Fürsten sprach über ihn die Acht aus, welche also lautete: „Wir theilen deine Wirthin zu einer wissenhaften

Witwen und deine Kinder zu ehehaftigen Waisen; deine Lehen dem Herrn, von dem sie zu Lehn rühren, dein Erb und Eigen deinen Kindern; deinen Leib und dein Fleisch den Thieren in den Wäldern, den Vögeln in den Lüften. Wir erlauben Dich männiglichen auf allen Straßen, und wo ein jeglicher Mann Fried und Geleit hat, sollst du keins haben und weisen dich in die vier Straßen der Welt in dem Namen des Teufels." —

Ottokar trotzte der ausgesprochenen Acht, vergrößerte durch Werbungen und gewaltsame Aushebung sein ansehnliches Heer und legte nach Wien, Wels, Steyer und Linz starke Besatzungen. Kaiser Rudolph würde ihn sogleich brkriegt haben, wäre er nicht von den Unruhen, die in Elsaß und dem burgundischen Reiche ausgebrochen waren, und von einem feindlichen Einfalle des Markgrafen von Baden so vielseitig in Anspruch genommen worden; aber nun säumte er auch keinen Augenblick, Ottokar mit Krieg zu überziehen und den hartnäckigen ungerechten Widersacher zu züchtigen. In Eilmärschen zog er nach Niederbayern, zwang den Herzog Heinrich, dem Bündnisse mit Ottokar zu entsagen, und rückte in den österreichischen Landen ein. Es erbot sich ein Edelmann, den König Ottokar durch Meuchelmord aus dem Wege zu räumen, aber der edle Rudolph verwarf des Meuchelmörders Anerbieten mit Abscheu, und ließ ihn, beschimpft und entehrt, durch Troßknechte aus dem Lager peitschen. Immer rascher drang er in Oesterreich ein, schlug eine Brücke über die Donau, und rückte vor die Mauern Wiens. So freudig Rudolph auf seinem Zuge von den Oesterreichern, die unter dem Drucke des böhmischen Zwingherrn schmachteten, empfangen und als Retter begrüßt wurde, ebenso erschrocken sah Ottokar die kaiserliche Kriegsmacht daher ziehen, da er sich zu schwach fühlte, die usurpirten Länder, vor allem aber Oesterreichs Hauptstadt, zu schützen. Sein früherer Trotz wurde zur

Furcht, er bat den Bischof Bruno von Olmütz, als Vermittler vor Rudolphs Thron zu treten, und ihm Vergebung und Frieden zu erflehen. Der sanfte friedliche Rudolph gewährte Ottokars Bitte, auf seinen Ausspruch wurden von beiden Seiten Schiedsrichter gewählt, welche festsezten: daß die über Ottokar verhängte Acht aufgehoben sey, selber ganz Oesterreich und Eger wieder herausgeben, dagegen mit Böhmen und Mähren belehnt werden, der böhmische Kronerbe mit einer römisch-katholischen Prinzessin sich vermählen und hiermit zwischen Kaiser Rudolph I. und dem böhmischen Könige Ottokar II. Friede und Versöhnung herrschen solle.

Ottokar eilte am 25. November 1276 in Rudolphs Lager, welches auf der Donauinsel Kamberg geschlagen war, bat den Kaiser in Gegenwart vieler Fürsten fußfällig um Verzeihung, verzichtete auf Oesterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain, und wurde mit Böhmen und Mähren feierlich belehnt. Es herrscht die Sage, daß in dem Augenblicke, als Ottokar, um Verzeihung flehend, vor dem Kaiser auf den Knieen lag, die Vorhänge des Zeltes durch eine Vorrichtung plötzlich niedergesunken seyen, so daß beide, gegenüber aufgestellte Heere Ottokars knieende Stellung deutlich sehen konnten, aber diese Sage ist unerwiesen, und steht auch nicht im Einklange mit Rudolphs einfachem bescheidenen Charakter und mit dessen Prunklosigkeit, die sich selbst bei dieser feierlichen, vor so vielen und mächtigen Fürsten vollzogenen Belehnung darin aussprach, daß Kaiser Rudolph in einfacher Kriegsrüstung erschien, während König Ottokar eine von Edelsteinen und Goldstickereien übersäete Kleidung trug. Durch den geschlossenen Frieden gewann Rudolph wieder Zeit, sich ganz seinem eifrigen Streben, in Teutschland Ruhe und Ordnung immer fester zu begründen, und durch einen friedlichen Zustand ein höheres, geistigeres Leben und Wirken zu schaffen, mit ganzer Seele zu widmen. Er hatte die höchst gemeinnützige Absicht, den Gebrauch der teutschen Sprache in Ausfertigung

der Urkunden einzuführen, und war eben mit Ausführung dieser Idee beschäftigt, als ihn ein neuer Krieg zu den Waffen rief. Ottokars Stolz konnte nicht verschmerzen, durch eine fußfällige Abbitte im Angesicht der Fürsten so tief erniedrigt worden zu seyn. Der im Innersten seines Gemüthes glimmende Haß gegen Rudolph wurde immer mehr zur Flamme angefacht durch seine Gemahlin, Kunigunde von Massovien, der Enkelin Belas IV. von Ungarn, mit welcher er sich nach der Verstossung seiner Gemahlin, Margarethe von Oesterreich, vermählt hatte. Von dem Augenblicke an, wo Ottokar sich vor dem Kaiser gedemüthiget, überhäufte die Hochmüthige ihren Gatten mit Vorwürfen und Verhöhnung, schwur ihm Haß, bis er sich an Rudolph blutig gerächt habe, und mäßigte selbst in Gegenwart des versammelten Hofes den Abscheu und die Verachtung nicht, von welchem ihr Herz gegen ihn erfüllt war. Unter dem Vorwande: keinen Feigen an ihrer Seite zu dulden, verschloß sie ihm ihr Schlafgemach, öffnete es aber willig dem schönen und rüstigen Zawisch von Rosenberg, mit welchem sie in geheimer Buhlschaft lebte.

Durch eigenen Ingrimm gegen Rudolph und durch Kunigundens Schmähungen aufgereizt, brach Ottokar seinen Eid und den Frieden. Rudolph sammelte schnell ein Heer, und rückte gegen Böhmen vor. Klein war dieses Heer, sehr klein gegen Ottokars Macht, die er durch Bündnisse mit mächtigen Fürsten verstärkt hatte, aber beseelt von dem Geiste seines Anführers, und wer unter Rudolphs Panier focht, kannte nur Sieg oder Tod. Es war am 26. August 1278 als die feindlichen Heere am Weidenbache bei Stillfried auf dem Marchfelde sich mit Tages-Anbruch zur Schlacht aufstellten. Furchtbar war diese Schlacht, Rudolph war so im tüchtigsten Gewühle, daß ihm das Pferd unter dem Leibe erstochen wurde. Zu Fuße, aus mehreren Wunden blutend, mußte er sich gegen die tödtlichen Hiebe der böhmischen

Reiter vertheidigen, bis es einigen teutschen Rittern gelang, sich durchzuhauen, den Kaiser auf ein Pferd zu sezen und sich mit ihm durch den dichtesten Kreis der Feinde einen Weg zu bahnen. Schon hatte sich unter Rudolphs Schaaren das Gerücht verbreitet: der Kaiser sey getödtet, und manchem entsank vor Schmerz und Schrecken die Waffe, aber als Rudolph jezt unter dem lauten Jubel seiner Retter daher sprengte, als die Teutschen ihren geliebten Fürsten bluten sahen, da ertönte durch alle Reihen ein furchtbares Geschrei, mit unbezähmbarer Wuth stürzten sie auf die Böhmen los, nicht die Uebermacht, nicht die Tapferkeit der Feinde konnte den Teutschen die Siegerkrone entreissen, Ottokars Heer begann zu weichen, und bald floh es in wilder Flucht. Nur an der Spitze einer kleinen Schaar focht noch Ottokar, als die Seinigen schon den Kampfplatz verlassen hatten. Der tapfere Krieger zog der Schande der Niederlage und Flucht den Tod der Ehre vor, und dieser ward ihm durch die Hand eines Steyermarker Reiters, mit Namen Merenberg, der ihn niederhieb.

Durch diesen Sieg gründete Rudolph die Macht des Hauses Habsburg, denn aus diesem Siege ging hervor der von Rudolph mit dem Vormunde des jungen Königs Wenzel von Böhmen, Otto dem Langen, Markgrafen von Brandenburg, abgeschlossene Vertrag, kraft dessen Oesterreich, Steyermark, Kärnthen, Krain und die Windische Mark dem Hause Habsburg auf immer abgetreten wurden. Nachdem Rudolph eine Ladung ergehen ließ an alle, welche Ansprüche auf Oesterreich und Steyermark zu haben glauben mochten, aber Niemand deren anmeldete, so belehnte er, nach erhaltener Einwilligung der Churfürsten durch sogenannte Willebriefe, zu Augsburg vor einer zahlreichen Fürstenversammlung seine Söhne Albrecht und Rudolph mit diesen beiden Ländern, und Albrecht ist es, welcher der Stammvater des mächtigen Hauses Oesterreich wurde.

Rudolph vergaß nie, daß seine Wahl zum Kaiser vorzüglich aus dem Einfluße der Päbste hervorgegangen sey, und lebte daher nicht nur mit ihnen im ungetrübtesten Frieden, sondern bewies selben auch bei jeder Gelegenheit Dank und Verehrung; aber er sah auch recht wohl ein, daß das kaiserliche Ansehen nicht bloß in Teutschland, sondern besonders in Italien während des Interregnum sehr gesunken war, und daß seine hohe Stellung ihm zur Pflicht mache, selbes wieder nach Kräften empor zu heben. Nur gegen Erlegung großer Geldsummen verlieh er den Staaten von Florenz und Lucca einige Vorrechte, hob aber dadurch ihre Verbindung mit dem teutschen Reiche keineswegs auf. Auch wurde das kaiserliche Ansehen durch die noch in Teutschland herrschende Gesezlosigkeit und durch die fortwährenden Befehdungen raubsüchtiger Edelleute sehr verlezt, und zugleich das Fortschreiten der sittlichen und geistlichen Kultur, des Handels- und des Gewerbsfleißes sehr gehemmt. Um diesem so gefährlichen Nachtheile Einhalt zu thun, hielt Rudolph im Jahre 1289 zu Worms einen Reichstag. Ohngeachtet er dort so strenge Gerechtigkeit ausübte, daß er 29, zu Ilmenau in Haft gehaltene Edelleute wegen Verlezung des Landfriedens, wegen Raub und Mord hinrichten, und ihre Burgen zerstören ließ; ohngeachtet er dem mächtigen Grafen Eberhard von Würtemberg, der die ungerechtesten Fehden ausübte, selbst bis zur schmachvollen Wegelagerung sich erniedrigte und den Wahlspruch hatte: „Gottes Freund und aller Welt Feind," — bezwang und die Mauern seiner Hauptstadt Stuttgard niederriß; ohngeachtet auf diesem Reichstage die versammelten Stände den Landfrieden feierlich beschwuren, so vermochte er doch zur gesezlichen Abstellung der Fehden nichts weiter zu erwirken, als das allgemein geltende Gesez, daß jeder der Acht verfalle, welcher eine Befehdung ohne dreitägige Ankündigung unternehme.

Mit einem schmerzlichen Gefühle überzeugte sich Rudolph noch immerhin, daß der Geist des Friedens, der in allen seinen Verordnungen für das Wohl des Reichs so wohlthuend wehte, noch immer nicht auf den Mächtigen des Landes ruhte. Es lagen die Grafen von Henneberg im Bisthume Würzburg, und verheerten manchen Strich Landes; der Landgraf Albert von Hessen wurde von seinen Söhnen Friedrich und Dietzmann bekriegt und die Grafen von Jüllich und zu der Mark fielen in das Bisthum Köln und eroberten manche Feste des Bischofs, der in einer frühern Fehde mit dem Markgrafen von Brandenburg gefangen worden, und noch immer eingekerkert war.

Rudolph, leider nicht mächtig genug, all diesem Unwesen gänzlich zu steuern, widmete jede Stunde seines thätigen Lebens der guten Sache. Er reiste im Reiche umher, schlichtete persönlich die Streitsachen Hoher und Niederer, stellte größten Theils den Landfrieden wiederumher, sicherte den Churfürsten ihre Rechte, und unternahm nichts Wichtiges ohne ihrer Zustimmung. Dieses ließ er sich durch Willebriefe, welche auch von seinem Nachfolger beibehalten wurden, ertheilen, und verordnete, daß die Einwilligung der Churfürsten auch da erforderlich seyn solle, wo diejenige der andern Stände nicht nothwendig sey. Sein Eifer für den Frieden und für die Ausübung der Gerechtigkeit, erwarb ihm den ehrenvollen, inhaltreichen Beinamen: „das lebendige Gesez.“

Der Graf von Savoyen hatte sich mit bewaffneter Hand mehrerer teutschen Reichslehen in der Schweiz bemächtigt und als sein Eigenthum an sich gerissen; auch wollte der mächtige Graf von Burgund sich dem Verbande mit dem teutschen Reiche entziehen, und von seinen Pflichten gegen dessen Oberhaupt eigenwillig befreien. Kaiser Rudolph, im gerechten Zorne über diese eigenmächtige, gesezwidrige

Verlezung der Rechte des Reichs und des Thrones, zog gegen Beide zu Felde, und eine groſse Niederlage, die der Graf von Savoyen und der von Burgund erlitten, zwang Jenen zur Rückgabe der an sich gezogenen Reichslehen, und Diesen zur Unterwerfung unter kaiserliche Hoheit und zum erneuerten Verbande mit dem teutschen Reiche.

Auch in Böhmen brachen Unruhen aus. Markgraf Otto hatte den König Wenzeslaus mit einer groſsen Kriegsmacht überfallen, gefangen genommen, und sich als dem Herrn der böhmischen Lande huldigen lassen. Des unglücklichen Königs Freunde, die für ihn im Stillen bedeutende Rüstungen zur Befreiung ihres rechtmäſsigen Herrschers machten, sandten Einen aus ihrer Mitte an Kaiser Rudolph, dessen Hülfe anzuflehen. Rastlos eilte der Kaiser mit einem mächtigen Heere gen Böhmen, vermehrte es dort durch Wenzels Anhänger, griff den Markgrafen Otto an, vernichtete dessen Heer und zwang ihn, an Wenzeslaus, den rechtmäſsigen König Böheims, bedeutende Summen als Entschädigungs- und Sühnegeld zu entrichten. Aus dem Kerker führte Rudolph den böhmischen König gerade an den Traualtar, wo dieser mit Jutta, Rudolphs jüngster und sehr reizender Tochter, vermählt wurde.

Der im Jahre 1290 wegen der Erbfolge in Thüringen entstandene Krieg zwang Rudolph neuerdings, sich an die Spitze seiner tapfern Mannen zu stellen, aber dem Friedeliebenden gelang es, bald die Kriegsflamme zu ersticken und dem Lande Ruhe zu geben, doch konnte er es nicht hindern, daſs Albrecht, Herzog von Braunschweig, der die Unruhen in Thüringen veranlaſst, aber schon die erste Schlacht, worin er gefangen wurde, verloren hatte, seine Befreiung mit groſsen Opfern erkaufen muſste, denn er erhielt die Freiheit nur durch seine Einwilligung zur Theilung des Landes unter den Markgrafen von Meissen

und Ludwig dem Kinde, einem Abkömmling der Herzogin von Brabant.

Schon lange hatte Rudolph seine Gemahlin verloren und bereits das 64. Lebensjahr erreicht, als er beschloß, zur zweiten Ehe zu schreiten, und auch bald sich mit einer vierzehnjährigen Prinzessin von Burgund vermählte. Er wollte nach einer, beinahe zwölf Jahre währenden, höchst glücklichen Ehe, nun ganz der Ruhe leben und die Geschäfte der Regierung seinem Sohne Albrecht übergeben. Er stellte daher an die Churfürsten das Ansuchen, noch bei seiner Lebenszeit Albrecht zu seinem Nachfolger zu erwählen. Sie versammelten sich in Frankfurt zur geheimen Berathung. Viele wollten in des Kaisers Wünsche eingehen, als aber der Erzbischof von Maynz, schon lange hoch erbittert gegen Rudolph, weil ihn dieser zur Herausgabe des widerrechtlich an sich gerissenen Bachgaues gezwungen hatte, die Versammlung auf die habsburg-österreichische Macht aufmerksam machte und mit großer Beredsamkeit Besorgnisse über deren, durch Albrechts Thronfolge sich ergebende, Ausdehnung zu erregen wußte, so erklärten die Churfürsten dem Kaiser Rudolph, daß die Erfüllung seines Wunsches nicht mit den finanziellen Verhältnissen des Reichs im Einklange stehe, da dieses zu wenig Hülfsmittel habe, um zwei Regenten zu ernähren.

Rudolph war einsichtsvoll genug, um die Gründe dieser ablehnenden Erklärung für das, was sie wirklich waren, zu würdigen, und er fühlte sich durch diese Undankbarkeit der Churfürsten, für deren Wohl er oft geblutet hatte, so tief verlezt, daß er schwer erkrankte. Er wollte zu Speyer sein Leben enden, und ließ sich in einer Sänfte dahin bringen, aber schon zu Germersheim starb er am 15. Juli 1291, im 76. Jahre seines Alters, und im 18. seiner Regierung.

Rudolph hatte die Größe seines Muthes in mancher blutigen Schlacht beurkundet, und die unermüdete Thätigkeit in seiner Verwaltung des Reichs lehrt uns die teutsche Geschichte kennen. Daß er, der große Held, und der große Regent, höchst einfach in Sitten und Lebensweise, auch gegen den Niedrigsten des Volks herablassend und gesprächig, voll Güte und Großmuth, und durchaus gerecht war, darin stimmen seine Zeitgenossen genau überein, wovon einer, der Erzbischof von Köln über ihn an den Pabst schrieb: „daß Rudolph rechtgläubig, ein Verehrer der Kirche, ein Freund der Gerechtigkeit, ein Mann von klugen Rathschlägen, mächtig durch eigene Kräfte und mit vielen Mächtigen verwandt, bei Gott beliebt, von einer angenehmen Gesichtsbildung, am Körper abgehärtet, und im Kriege gegen die Treulosen glücklich sey."

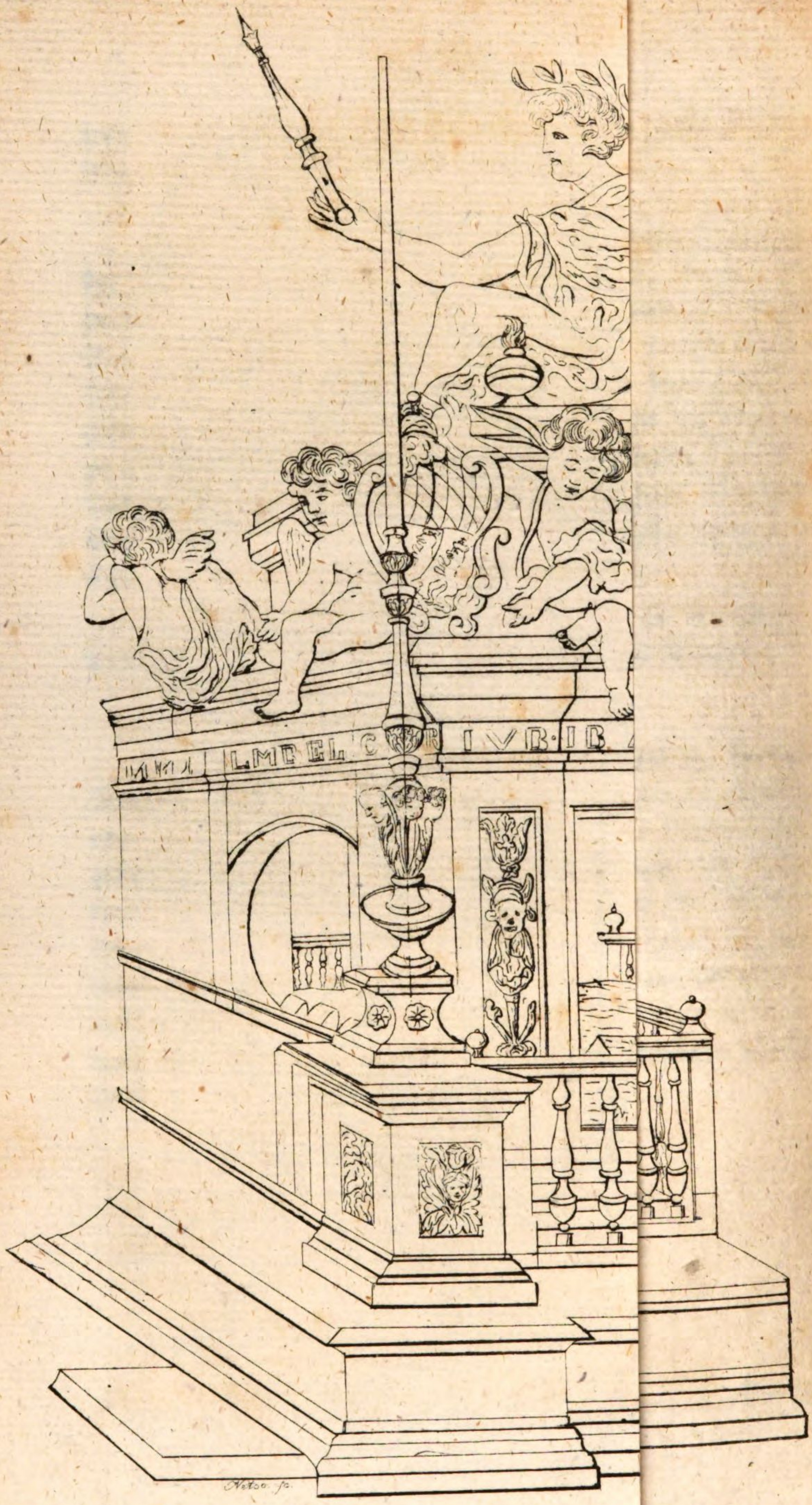
Rudolph verband die herzlichste Offenheit im Umgange mit Hohen und Niedern so innig mit der Kunst des Regierens und wußte durch natürlichen Scharfsinn alles Klügeln der Politik so mächtig zu besiegen, daß er alle Gemüther zur Liebe und zur Bewunderung hinriß. Ein Feind aller geheimen Umtriebe, strebte er immer nur dahin, auf geradem Wege zum Ziele zu gelangen, und er gelangte auch immer dahin. Zur höchsten Würde in Europa erhoben, blieb er noch immer seiner altväterlichen Einfachheit treu, und beurkundete sich in seinen Sitten und in seiner Haushaltung als ein biederer, anspruchsloser Schweizer. Mit einem lebhaften Charakter verband er frohen Sinn, liebte scherzhafte Einfälle und gefiel sich im Kreise lebensfroher Menschen. In der Kunst, Krieg zu führen, der größte unter seinen Zeitgenossen, lebte er im Lager einfacher und genügsamer, als der gemeinste Krieger. Oft bestand im Felde die kaiserliche Tafel nur in einem Gerichte roher Rüben, einer Kruste Brod und in schlammigem Wasser, aber man hörte von ihm nie eine Klage über dieses, mehr als

frugale Mahl, oder das leiseste Verlangen nach besserer Nahrung.

Welch geringen Werth er den eingebildeten Vorzügen der Geburt, und einem prunkenden Titel gab, spricht sich in folgender Begebenheit aus. Im Heere Rudolphs stand Hans Taste als Reiteroberst, ein wackerer, verdienstvoller Krieger, aber beseelt von der Sucht, als Edelmann zu glänzen. Sehr oft bat er den Kaiser, ihm die Adelswürde zu verleihen, wurde aber von selbem immer abgewiesen. Als Taste seine Bitte um Erhebung in den Adelstand bei jeder Gelegenheit erneuerte, gewährte sie Rudolph, doch mit sichtbarem Unwillen, und mit den Worten:

„ei mein frommer Hans Taste, so du wilt, heiße fortan meinethalben Hans van Taste.“ —

An dem rechten Ufer der Aar, im jezigen Kanton Aargau, mitten unter steile Felsen hatte Werner, Bischof von Straßburg, im eilften Jahrhundert eine starke Feste gebaut, und sie Habsburg genannt. Noch sieht der Wanderer ihre Ruinen auf dem Wüpelsberge und sie erinnern ihn an den Mann, dessen Charakter-Größe, dessen bürgerliche und kriegerische Tugenden wenig Fürsten erreicht haben, und der als Stammvater eines glänzenden mächtigen Fürstenhauses, und als der zweite Schöpfer des teutschen Reichs einen unsterblichen Namen sich begründet hat.


LMDEL C
IVB·IB
Vatoo. fc.

Ludwig IV.,

der Bayer.

(Mit seiner und seines Grabmals Abbildung zu München in der Frauenkirche, errichtet 1622 von Maximilian I.)

Heinrich VII., der erste teutsche Kaiser, welcher allein durch das Collegium der Wahlfürsten, ohne Zutritt der andern Reichsstände, gewählt wurde, starb am 24. August 1313 zu Buonconvento, der Sage nach an Gift.

Friedrich III., genannt der Schöne, Erzherzog von Oesterreich, strebte nach der Kaiserkrone. Er söhnte sich aus zu Ranshoven und Salzburg mit Herzog Ludwig von Bayern, dem Sohne Ludwigs des Strengen, geboren 1286 und der Bayer genannt, entsagte der Vormundschaft über Niederbayern, und gewann das Herz des theuren Jugendfreundes zurück. Wie einst in den Tagen harmloser Kindheit, zu Wien verlebt, wachten und schliefen sie wieder zusammen. Hier versprach in einer traulichen Stunde Ludwig, der auch auf die Kaiserkrone Ansprüche zu machen im Stillen beschlossen hatte, auf selbe zu verzichten, ja seinem Freunde zur Erfüllung dessen Wünsche mit aller herzlichen Wärme die unterstützende Hand zu reichen.

Nach Heinrichs VII. Tod blieb das Reich vierzehn Monate ohne Oberhaupt, jezt wurde zur Wahl eines teutschen Kaisers geschritten. Es versammelten sich zu Frankfurt die Wahlfürsten, wovon fünf Ludwig den Bayer, die übrigen aber Friedrich den Schönen erwählten. Ludwigs Freunde sendeten an ihn eine Botschaft, die getroffene Wahl ihm anzukündigen und zu kaiserlicher Macht und Hoheit Glück zu wünschen; Ludwig, treu seinem, dem Freunde gegebenen Worte, schlug die Krone aus, aber es waren der dringenden Umstände zu viele, die ihn zu deren Annahme aufforderten, in welche er aber erst nach langen Unterhandlungen einging.

Bei dieser Wahl waren sonderbarerweise alle weltlichen Churstimmen, ausser den drei geistlichen, getheilt, indem Rudolph, Ludwigs eigner Bruder, für Friedrich stimmte, von den zwei sächsischen Linien die Wittenberger für Friedrich, die Lauenburger für Ludwig sprach. Auch Heinrich von Kärnthen, die böhmische Krone und Stimme sich anmassend, sprach für Friedrich, während der Böhmenkönig Johann sich für Ludwig erklärte, da er für sein Böhmen zitterte, und daher auf Oesterreichs Kosten Ludwig erhoben wünschte. Nur die Brandenburger Stimme, zwischen den Brüdern Waldemar und Heinrich getheilt, war für Ludwig einig, der auch die Churfürsten von Maynz und Trier zu seinen Wählern zählte, während Friedrich sich nur der Gunst des von Köln erfreuen durfte.

Zahlreich trafen beide Partheien am 19. Oktober 1314 bei Frankfurt ein; die österreichische in Sachsenhausen, die bayerische auf dem alten Wahlfelde jenseits des Main. Keine schloß sich an die andere an, jede erklärte sich für ihren Kandidaten, und so wurden Ludwig und Friedrich an einem Tage erwählt. Nur Ludwig ließ Frankfurt ein, und auf dem hohen Altar der Kirche St. Bartholomäus wurde der Neugewählte seinem Anhange und dem Volke gezeigt.

Friedrich, erbittert über die Frankfurter, die ihm die Thore verschlossen, und die Nichtachtung der auch ihm gewordenen kaiserlichen Würde so deutlich an den Tag legten, belagerte ihre Stadt, fest entschlossen, sich mit bewaffneter Hand sein Ansehen geltend zu machen, und die erlittene Schmach blutig zu rächen; aber fruchtlos war die Belagerung, und er mußte mit großem Verluste abziehen. Auch mit der Krönung zu Aachen kam Ludwig dem Gegenkaiser zuvor; feierlich wurde sie dort an ihm vollzogen, während Friedrich zu Bonn, im freien Felde auf einer Tonne sitzend, die Krone Teutschlands aufgesezt bekam.

Durch die getheilte Wahl, welche dem teutschen Reiche zur gleichen Zeit zwei Regenten gab, wurde Teutschland vom Neuen zerrissen, wie in den Tagen des vierten Heinrichs, Philipps und des Schwaben Friedrich. Es wurde zum Schwerte gegriffen, denn nur dieses konnte jezt entscheiden. Friedrich schien, durch seinen kriegerischen Bruder, Leopold den Glorreichen, genannt die Blume der Ritterschaft, das größere Gewicht zu haben, während Ludwig in einen Krieg mit seinem eigenen Bruder Rudolph verwickelt war, erst diesen bezwingen mußte, um seine Macht gegen Friedrich mit Erfolg anwenden zu können. Beide Gegner machten den Pabst mit ihrer Wahl bekannt, und beide suchten ihren Anhang zu vermehren. Leopold der Glorreiche, der seines Bruders Heer anführte, bestand bei Speyer und Augsburg mit Ludwig manchen blutigen Kampf, bei Eßlingen, fast in den Fluthen des Neckars, wurde mit furchtbarer Hartnäckigkeit gefochten, doch der Wechselgang erfochtener Siege, und erlittener Niederlagen, führte keine Entscheidung herbei, denn Friedrichs Kriegsmacht, getheilt durch den Zug gegen den Grafen von Trentschin, durch drückende Kriegssteuer in Oesterreich unterhalten, sehr geschwächt durch Leopolds unglückliche Schlacht gegen die Schweizer bei Morgarten, konnte sich nur, so wie Ludwigs Heer, auf den kleinen Krieg einlassen.

Friedrich schloß 1317, mit den böhmischen Heeren, die Lipa an der Spitze, einen Bund, um einen seiner Brüder an König Johanns Stelle Böhmens Krone zu verschaffen. Er knüpfte in Italien mächtige Verbindungen an, und verwüstete Bayern, doch alle diese Vortheile, und selbst der wichtige Umstand, daß Ludwig sehr geschwächt und nur auf seine festen Orte beschränkt war, vermochten noch keineswegs, Friedrich ein dauerndes Uebergewicht zu sichern, so lange nicht eine Hauptschlacht sehr günstig für ihn ausfalle.

Und zu einer entscheidenden Hauptschlacht kam es am 28. September 1322 zwischen Mühldorf und Ampfing, fast in derselben Gegend, wo 478 Jahre später die Schlacht bei Hohenlinden vorfiel. Friedrich hatte dort ein Lager bezogen, und beschloß, Ludwig nicht eher anzugreifen, bis er seine Macht durch Leopolds Truppen, welche noch in Schwaben standen, verstärkt haben würde. Er schickte Eilboten dahin, um seines Bruders Ankunft zu beschleunigen, aber die Mönche von Fürstenfeld, mit ganzer Seele an ihrem Ludwig hangend, fingen die Eilboten auf. Friedrich, der seines Bruders Eintreffen mit jeder Stunde erwarten zu dürfen glaubte, wurde des Zögerns müde und beschloß den Angriff. Die Sterndeuter und die Kriegskundigen riethen davon ab, aber Friedrichs Entschluß war unerschütterlich.

Angethan mit königlichem Schmucke, in vergoldeter Rüstung, sprengte er auf prachtvoll geziertem Rosse vor des Heeres Mitte, zur Rechten sein Bruder Heinrich, zur Linken Dietrich von Pillichdorf, der das Banner Oesterreichs hielt. Ihm gegenüber stand Ludwigs Heer, anvertraut dem Oberbefehl des Seifried Schweppermann, zwar des unansehnlichsten, aber kriegserfahrensten Ritters seiner Zeit. Johann von Böhmen und Heinrich von Niederbayern hatten sich mit ihren Truppen an Schweppermanns Heer angeschlossen. Burggraf Friedrich von Nürnberg blieb jenseits des Isen mit seinen Reitern im Hinterhalt.

Friedrich gab das Zeichen zur Schlacht, und zehn Stunden wurde gekämpft. Ludwig war überall, wo die größte Gefahr drohte, und wo die Gegenwart des Regenten die Krieger mit neuem Muthe und mit neuer Kraft auszurüsten hatte. Schon lag König Johann unter Pillichdorfers Rosse, und seine Böhmen waren von den Ungarn hart gedrängt, schon wankten die Bayern, von der feindlichen Uebermacht beinahe auf allen Seiten umschlossen, als Schweppermann den Burggraf von Nürnberg mit seinen tapfern Reitern hervorbrechen ließ. Diese trugen österreichische Farbe, und Friedrich glaubte, seines Bruders Leopold Mannen, die er stündlich mit großer Zuversicht erwartete, zum Kampfe heransprengen zu sehen, aber der Nürnberger ungestümer Angriff enttäuschte ihn schrecklich, und Ludwig ward Sieger.

Von allen Seiten flohen die Oesterreicher. Adam Fraunhofer und Stephan Gumppenberg, bayerische Ritter und ausgezeichnete Helden, stürzten sich mit einer kleinen Schaar auf die zahlreichen Fähnlein des Herzogs Heinrich, und bald war der Herzog und Oesterreichs Banner in den Händen der Tapfern; aber Friedrich selbst kämpfte noch immer, es war der Kampf der Verzweiflung, und Albrecht Rindsmaul, Pfleger von Neustadt an der Donau und Anführer mehrerer Fähnlein, sezte ihm hart zu, da stürzte Friedrichs Roß, von einem Speere durchstoßen, und Friedrich ergab sich dem Burggrafen von Nürnberg.

Das feste Schloß Trausnitz bei Naaburg, im Thale an der Pfreimd, wurde dem hohen Gefangenen zum Aufenthalte angewiesen, wo er beinahe drei Jahre in enger, aber anständiger Haft seiner Befreiung entgegen harrte.

Als die Schlacht vorüber war, worin die Bäckerknechte von München mit ausgezeichneter Tapferkeit fochten, sehnte sich Ludwig nach Labung. Er trug dem Ritter Stephan Gumppenberg auf, Lebensmittel zu besorgen, und dieser

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

konnte trotz aller Mühe nicht mehr als ein Körbchen voll Eyer herbeischaffen. Ludwig zählte sie und fand, daß, wenn er für sich und für jeden seines Gefolges ein Ey bestimme, noch eines übrig bleibe, da vertheilte er sie selbst, gab aber seinem geliebten Schweppermann zwei davon, indem er lächelnd sprach: „Jedem Mann ein Ey, dem frommen Schweppermann zwei.“*)

Dankbarkeit war eine der vielen Tugenden, mit welchen der edle Ludwig so reichlich ausgestattet war. Um diese allen jenen, welche in diesem Kampfe gegen Friedrich ihm Hülfe und Nutzen gewährt hatten, beweisen zu können, verschenkte er selbst die Domainen und Einkünfte der Erbländer. Dem Kloster Fürstenfeld machte er, erkennend die wichtigen Dienste, welche ihm selbes durch das Zurückhalten der österreichischen Kouriere geleistet hatte, noch im Lager bei Oettingen die Besitzungen des Schlosses Wildenwarth zum Geschenk, ertheilte dem Grafen von Schlüsselburg, welcher nach Albert von Straßburg das Hauptpanier in der Schlacht geführt hatte, die Reichsfähndrichsstelle, gab dem Herrn von Reicheneck und mehreren Rittern Lehen und Rechte, und verpfändete an Ulrich von Sacks das Gericht Schongau, an den Freundsberger und Preisinger das Gericht zu Kling, nächst den Abgaben das Kloster Seon, an die Schenken von Au Hohenwart und Scheuern, und an andere verdienstvolle Ritter das Schloß Weternfeld, die Gerichte Hirschau, auch Aibling, Wolfratshausen, Wasserburg, Weilheim, das Geleit bei Regensburg ꝛc. ꝛc., wovon sie, als Pfandinhaber, alle Steuern und Gefälle so lange zu beziehen hatten, bis er selbe wieder einzulösen vermochte.

Auch das Reich öffnete ein weiteres Feld zu Belohnungen. Unzählige Panisbriefe wurden noch im Jahre 1322

---

*) Diese Worte stehen auf Schweppermanns Denkmal zu Kastel bei Amberg, wo er seit dem Jahre 1337 begraben liegt.

ertheilt, welche sich über alle Gegenden Teutschlands, in die Länder der Fürsten wie in die Reichsstädte verbreiteten, aber nicht nach Böhmen, und im Oesterreichischen nur in die Besitzungen bayerischer Bischöfe.

Ludwig sah wohl ein, wie nothwendig es sey, die aufgenommenen Kapitalien zurückzubezahlen und seine Finanzen zu verbessern. Er benützte dazu die Quellen der kaiserlichen Einkünfte, und verschrieb auf die Juden, ausser den gewöhnlichen starken Steuern, welche sie entrichten mußten, noch große Summen, ja es wurden, im Geiste jener, gegen die Juden allgemein angenommenen Verfahrungsweise, einzelne, sehr reiche Familien verpfändet.

So ansehnlich auch immer die Forderungen waren, welche die Fürsten und Grafen für ihre geleisteten Dienste an Ludwig machten, so war doch der Burggraf Friedrich von Nürnberg, der sehr wichtige Dienste geleistet hatte, aber klug und eigennützig genug war, dieselben für seinen Säckel geltend zu machen, am schwersten zu befriedigen. Er ließ sich, noch vor der Schlacht, die Reichsburg zu Nürnberg nebst dem nahen Städtchen Lauf, 700 Pfund Heller auf die Judensteuer zu Würzburg, die Judensteuer zu Nürnberg und zu Nördlingen, ferner das Schultheissenamt in Nürnberg, viele kleine zwischen seinen Besitzungen zerstreut gelegene Reichslehen, und die Hälfte der 2000 Pfund betragenden Bürgersteuer von Nürnberg verpfänden.

Johann von Böhmen hatte zwar allerdings mit großer Anstrengung für Ludwig den Bayer gekämpft, und viele und schwere Opfer gebracht, doch galt dieses alles auch zugleich seiner eigenen Erhaltung. Würde Oesterreich die entscheidende Schlacht bei Mühldorf gewonnen haben, so hätte Ludwig wenigstens die römische Königswürde, und, wegen Familienverhältnissen, noch größern Verlust erlitten, aber dann wäre auch die böhmische Krone dem Hause

Lützelburg entrissen worden; Johanns Erhaltung auf dem Throne stand mit der des Ludwig im innigsten Verbande, und doch berechnete Johann jede gemachte Anstrengung und jedes gebrachte Opfer nur auf Kosten Ludwigs. Die bedeutende, und zur Abrundung von Böhmen so vortheilhaft gelegene Reichsstadt Eger, welche ihm Ludwig schon bei seinem Regierungsantritte, als Grundbedingung der einzugehenden Bundesgenossenschaft, verpfänden mußte, eignete er sich nun als bleibendes Besitzthum an, Oesterreich mußte, zur Auslösung des gefangenen Prinzen Heinrich, Johanns Rechte auf Böhmen im ganzen Umfange anerkennen, ihm die Stadt Znaym nebst einem bedeutenden Strich Landes abtreten, ja sogar 14,000 Mark Silbers bezahlen, wodurch er in Stand gesezt wurde, das Städtchen Weitrach ꝛc. ꝛc., in Oesterreich an Böhmens Gränze gelegen, als Pfandschaft übernehmen zu können.

Reichlich hatte Ludwig den eigennützigen Johann für die Kosten des Feldzugs entschädigt, auch übersah er mit Stillschweigen, daß Johann ihm noch nicht gehuldigt hatte und die Huldigung auch jezt noch nicht leistete, daß er sich die Oberlausitz zueignen wollte, auch seine Absichten auf die schlesischen Fürstenthümer auszudehnen, und seine Macht und seine Streitkräfte zu mehren strebte.

Im Leben Ludwig des Bayers spielt Pabst Johannes XXII. eine sehr große Rolle. Dieser kleine, hagere, unansehnliche Mann, begabt mit einer rastlosen Seele, hatte sich nicht bloß zum gelehrten Priester, sondern auch zum tiefblickenden Staatsmann ausgebildet. Er strebte vorzüglich dahin, dem Ansehen der Kirche eine neue Stütze durch äussern Glanz und durch eine weltliche Macht zu geben. Zu Avignon hielt er einen glänzenden Hof, zahlreich waren die Geistlichen von hohem Range, die ihn umgaben, überdieß besoldete er mehr als 70 Grafen und Ritter, welche

das kleine Heer, das er in Italien unterhielt, befehligten, denn dieser Priester war es, der früher, als irgend ein weltlicher Regent, ein stehendes Heer hielt.

Von seinem geistlichen Stuhle herab, welchen Johannes XXII. mit Macht sich zu befestigen gewußt hatte, blickte er nun mit scharfem, tiefdringendem Auge umher, um zu erspähen, welche Vortheile Europa's Lage der Kirche sichere, und um selbe nach Kräften zu fördern. Das römische Kaiserthum fesselte seine ganze Aufmerksamkeit. Ludwig der Bayer, und Friedrich der Schöne, gegenseitig zum Throne erwählt, hatten durch Gesandte um seine Anerkennung der getroffenen Wahl gebeten. Der staatskluge Johannes erklärte sich für keinen der Bittenden; im väterlichen Tone, aber keineswegs mit Nachdruck, schrieb er, zum Frieden ermahnend, an Ludwig, eben so an Friedrich, seine Gesinnungen über die Rechtmäßigkeit ihrer Ansprüche verhüllte er mit einem dichten Schleier. Aber desto unverhüllter blieb sein Streben nach dem Besitz von Italien. Er hatte schon früherhin eine Aufforderung dahin erlassen, daß jeder Vorsteher seinen Titel als kaiserlicher Vikarius niederlege, da es von uralten Zeiten Rechtens sey, daß der Pabst, den Gott selbst die geistliche und weltliche Herrschaft auf dieser Erde übertragen habe, das Reich während eines Interregnum verwalte. Wirkungslos blieb diese Aufforderung, und der alte Matthäus Visconti, welcher mit seinen Söhnen nicht nur die Stadt und das Gebiet von Mailand, sondern auch mehrere umliegende bedeutende Städte beherrschte, dann Scaliger oder Cane della Scala, Herr von Verona, Vicenza, Beluno, Feltre, welcher auch die umliegenden Gegenden, vorzüglich Padua, bedrohete, ferners Raynaldus Passarinus, Herr von Mantua, und endlich die Prinzen von Este, welche noch überdieß zu Ferrara einen Aufstand der Bürger bewirkt, und die Besatzung des Pabstes davongejagt hatten, waren diejenigen, welchen diese Aufforderung, nur im Allgemeinen, und ohne Nennung eines Namen

gemacht, vorzüglich galt. Sie alle gehörten zur Parthei der Gibellinen.

Von diesen wurde Genua belagert, und Johannes, dessen Versuche zu friedlicher Ausgleichung fruchtlos blieben, sendete den Kardinal Bertrand, seinen angeblichen Neffen, aber, wie Villani behauptet, seinen Sohn, zur Versöhnung der erbitterten Partheien, nach Italien. Auch diesem gelang eine Vermittlung nicht, und nun schritt der Pabst zur Gewalt, und hoffte, durch Macht und rasches Handeln kräftig und glücklich einzuwirken.

Er ernannte Robert, König von Neapel, zum Reichs-Vikar gegen die Häupter der Gibellinen, sendete dessen Truppen nebst den Guelfen gegen Matthäus Visconti, ließ durch den Legaten Bertrand große Zurüstungen machen, und wußte den Grafen von Görz zu einem Angriff auf Scaliger zu bewegen. Sehr günstigem Erfolg sah Johannes entgegen, groß und wohlberechnet waren seine Anstalten, und als jezt Philipp von Valois mit einer zahlreichen Schaar Franzosen und Gasconiern, geworben durch des Pabstes Gold, über die westlichen Alpen herbeieilte, träumte Johannes nur von Sieg und Unterjochung.

Süß hatte Johannes geträumt, aber er erwachte zu großer Sorge und drückender Verlegenheit. Valois, schon im ersten Treffen geschlagen, kehrte wieder mit seinen Truppen in die Heimath zurück; der über Visconti zum zweitenmal ausgesprochene Bannfluch wurde von den Italienern nicht geachtet und überall erhob die Parthei der Gibellinen ihr Verderben drohendes Haupt; doch plötzlich lächelte das Glück dem bedrängten Pabste. Matthäus Visconti starb, und die Bürger von Mailand, überdrüßig der bisherigen Unruhen, gewannen die teutschen Krieger, und verjagten Galeasso, Visconti's ältesten Sohn, der die Regierung übernommen

hatte, mit seinem Anhange, und erboten sich dem Legaten zur Aussöhnung mit der Kirche. Galeasso wurde zwar durch die Parthei der Visconti wieder Herr von Mailand, aber die Spaltung der Gemüther schwächte die Kraft des Handelns und als er und sein Bruder Markus an der Adda durch die Truppen des Legaten, an welche sich viele teutsche Kreuzfahrer angeschlossen hatten, in einer sehr heissen Schlacht entscheidend geschlagen wurde, ließ der päbstliche Anführer Anstalten zur Eroberung von Mailand machen und man sah Galeasso's Untergang mit Zuversicht entgegen. Auch Cane della Scala, Raynaldus Passarinus und die Prinzen von Este, sonst muthige, charaktervolle Männer, änderten plötzlich ihre Gesinnungen; mit Unterwürfigkeit huldigten sie dem Legaten, und erklärten: nur dem Pabste gehöre die Verleihung des Vikariats.

Pabst Johannes triumphirte im Stillen, und arbeitete rasch und nachdrücklich, um jeder Störung seiner Entwürfe zu begegnen, aber die Scheiterung seiner Pläne war näher als er ahnte. Nach der Schlacht von Mühldorf hatten die Gibellinen Ludwig den Bayer, ihren anerkannten Herrn, um Hülfe angefleht, und dieser sendete den Grafen von Neuffen mit einigen hundert auserlesenen Reitern ab, aber keineswegs um den Pabst, welchen er wegen Bestätigung der Wahl schonen mußte, zu befehden, sondern nur dem Legaten zum Wohle der Gibellinen freundschaftliche Vorstellungen zu machen, und zugleich diesen seine Theilnahme an ihrer Lage zu bethätigen. Der Graf von Neuffen, in seinem Gefolge die Ritter von Graisbach und Truhendingen, begab sich nach Piacenza zu dem Kardinal Bertrand, und bat diesen im Namen seines Monarchen, die Stadt Mailand und ihren Capitano nicht feindlich zu behandeln. Mit beinahe kriechender Höflichkeit nahm der Kardinal Ludwigs Abgesandte auf, ergoß sich in die ausgesuchtesten Schmeichelworte über den edlen Bayer, versicherte: daß die Kirche viel zu erhaben

denke, um die Rechte und die Macht des Reichs zu schmälern, doch, vertraut mit Ludwigs frommem Sinne, könne er nicht glauben, daß dieser wahre Christ sich für den Kezer Galeasso interessire, daher müsse er die hochgeachteten Herren Gesandten um Vorzeigung einer, von ihrem Gebieter unterzeichneten, Vollmacht bitten. Neuffer, zu klug, um auf seinem Herrn den Argwohn einer Theilnahme an irgend einem Kezer ruhen zu lassen, brach auf der Stelle und mit der Versicherung: daß Ludwig bei solchen Verhältnissen sich jeder Theilnahme an Galeasso entziehen werde, die Unterhandlung ab, und der Kardinal, in voller Ueberzeugung, seinem Feinde Galeasso nun jede Unterstützung der Teutschen entzogen zu haben, ließ sein Heer unter der Anführung des Ramondo di Cardona vor Mailand rücken.

Graf von Neuffen durchwanderte, — es wollen einige behaupten, als Minnesänger verkleidet, — die Städte, welche von Gibellinen beherrscht wurden, eröffnete diesen Ludwigs Freundschaft, beseelte sie mit neuem Muthe und neuen Hoffnungen, und bewog den Cane della Scala und die übrigen Häupter zur Aufhebung ihres, mit dem Pabste geschlossenen Vertrages, und zur Absendung einer Verstärkung nach Mailand. Nun rückte er an der Spitze seiner teutschen Reiter in die belagerte Stadt. Daß er dort Galeasso des Vikariats entsezte und selbst das Commando übernahm, geschah nur zum Scheine und um seinen Herrn von dem Verdachte der Begünstigung kezerischer Gesinnungen zu befreien. Zu schwach zur offenen Feldschlacht, und in stetter Sorge, den größten Theil seiner teutschen Mannen durch die verschwenderischen Bestechungen der Gegenparthei von sich abgezogen zu sehen, wurde er plötzlich mit neuer Macht und großem Uebergewichte ausgerüstet, denn es zogen zehn Fahnen Teutsche, welche bisher für die Sache des Legaten gefochten hatten, mit lautem Jubelgeschrei in Mailand ein und stellten sich unter Neuffens Commando. Alle

die großen, zur Belagerung gemachten Anstalten des Legaten waren nun durch diesen Uebertritt seiner tapfersten Schaaren vernichtet.

Pabst Johannes überzeugte sich bald, daß Ludwig nicht ihm, sondern den Gibellinen, wenn auch nur im Geheimen, gewogen sey, und daß ihm keine Blühte seiner Bemühungen zur lohnenden Frucht reife, so lange der Bayer noch einigen Einfluß auf die italienischen Angelegenheiten habe. Diesen gewichtigen Gegner unschädlich zu machen, gebot die Politik, wobei die heisse Begierde, für die Zerstörung aller schon so weit gediehenen Unternehmungen sich zu rächen, eine vorherrschende Stimme hatte. Pabst Johannes trat auf gegen Ludwig den Bayer, als Kläger, zugleich als Richter in eigner Sache, und, ohne den Angeklagten vor seinem Richterstuhl geladen, ohne dessen Rechtfertigung gehört zu haben, drohte der heilige Vater mit Ausübung des Bannes, und, um die Welt von seiner Größe und Ludwigs Unbedeutendheit zu überzeugen, unterließ er, die Bulle in der Originalausfertigung an Ludwig zu senden, sondern gebot, selbe an den Thüren der Kathedralkirche zu Avignon anzuschlagen.

Diese Bulle ist zu sehr ein Gewebe von Spitzfindigkeit, Heuchelei und Eigensucht, um deren Inhalt zu übergehen. „Da man mit Recht voraussezt — so lautete die kunstreich abgefaßte Sentenz — daß derjenige in einen Irrthum einwillige, welcher ihn stillschweigend geschehen läßt, wenn seine Pflicht fordert, ihm zu widerstehen, so wollen wir nicht ruhig zusehen, daß durch verdammlichen Irrthum die Braut Christi erniedrigt werde. Seit Heinrich VII. Tod ist das Reich ohne Oberhaupt, da die Churfürsten, welchen die Wahl des künftigen römischen Königs in dem, durch den apostolischen Stuhl von den Griechen auf Karl den Großen übertragenen Kaiserthume zusteht, in ihren Wahlstimmen sich getrennt haben. In einem solchen Falle gebührt uns nach

anerkannten Grundsätzen nicht bloß das Recht der Untersuchung und Bestättigung, sondern auch der Zurückweisung und Verwerfung, folglich darf keiner der Gewählten vor erhaltener Bestättigung den Namen: römischer König führen, sondern nur den Titel als Erwählter zum König.“

„Nun hat unser geliebter Sohn Ludwig von Bayern bis zur Stunde unsere Approbation nicht erhalten, und schreibt sich demungeachtet römischer König; zu großer Schmach der Kirche, von der alle Welt weiß, daß ihr während des Interregnums die Lenkung des Reichs zustehe, hat er sich sogar die Reichsverwaltung angemaßt, und unter andern seinem Sohne die Mark Brandenburg eigenmächtig zugetheilt. Noch mehr, er unterstund sich, und untersteht sich noch gegenwärtig, mit schwerer Beleidigung der göttlichen Majestät, mit Verachtung der Kirche und zum Verderben seiner eigenen Seele, die wegen ihrer Verbrechen als Kezer rechtmäßig verdammten Visconti nebst andern Rebellen gegen den heiligen Stuhl öffentlich zu vertheidigen.“

„Solchem verwegenen Unwesen können wir unmöglich zusehen, wünschen aber, den besagten Ludwig von seinen Irrwegen auf die Bahn der Wahrheit zu leiten, fordern ihn daher nach dem Rathe unserer Brüder, Kraft der heiligen Obedienz, und unter Bedrohung der Exkommunikation auf, daß er innerhalb der nächsten drei Monate sich vor allem des den Kezern geleisteten Beistands enthalte, ferner der Reichsverwaltung so lange entsage, bis wir ihm die Approbation ertheilen, daß er durch Widerruf alles bisher Geschehene ungültig und so weit als möglich wieder gut mache; benimmt er sich hierin nachlässig, so erfolgen ohne weiters die schon festgesezten Strafen. Ueberdieß verbieten wir allen geistlichen und weltlichen Personen, bei Strafe des Banns und des Verlustes ihrer päbstlichen und kaiserlichen Lehen, den zum König Erwählten als römischen König

zu erkennen, oder seine Befehle zu befolgen. — Durch alles Bisherige binden wir uns die Hände nicht, nach Erforderniß der Gerechtigkeit und wie wir es für dienlich finden, gegen den besagten Ludwig noch innerhalb des bestimmten Zeitraums weiter fortzuschreiten."

Ludwig, erstaunt über diese unerwartete und sein Ansehen sehr verlezende Handlung, sendete Albert von Straßburg, Ordensmeister der Johanniter in Alemannia, den Archidiakonus von Würzburg, und einen Domherrn aus Prag, seine vertrautesten Räthe, nach Avignon, um den Pabst zur Angabe seiner Gründe zu diesem Verfahren zu vermögen, selben die Erklärung einer Klage gegen ihn zu eröffnen, im Falle Johannes nicht widerrufe, und, geschehe solches, dem heiligen Vater die Versicherung des kindlichen Gehorsams, der Unterstützung und der Vertheidigung, welche Ludwig der heiligen Kirche immer widmen werde, zu bekräftigen. Schon am 12. November 1323 erschienen Ludwigs Abgesandte in Avignon, erst am 7. Januar des folgenden Jahres erhielten sie feierliche Audienz, und zugleich die bereits ausgefertigte Antwort, welche die schon bekannten Anklagen enthielt und auch am nämlichen Tage an der Kirchenthüre zu Avignon angeheftet wurde.

Am 16. December des nämlichen Jahres erließ Ludwig von der Reichsstadt Nürnberg aus, nachdem er ein Collegium versammelt und so viele Geistliche, als nöthig war, um seiner Handlung die gehörige Legitimation und Publicität zu geben, beigezogen hatte, gegen des Pabstes bisheriges Verfahren eine Protestation, in welcher sich eine hohe Klarheit der Gedanken und eine richtige Würdigung der aufgestellten päbstlichen Behauptungen aussprachen. Johannes, ohne die Protestation einer Beachtung zu würdigen, erließ eine neue, drei Monate Besserungszeit bewilligende Sentenz, und am 11. Juli 1324 erschien die Verdammungsbulle, welche Ludwig

den Bayer einen verstockten Sünder nannte, aller seiner vermeintlichen Rechte auf die Krone verlustig, alle dessen bisherige Handlungen für ungültig erklärte, und auf diejenigen, welche Ludwigs Befehle vollziehen, den Bannstrahl schleuderte.

Pabst Johannes bemühte sich mit dem regsten Eifer, alle Mächtigen gegen Ludwig aufzureizen, darunter gewann er besonders König Johann von Böhmen, der unter dem päbstlichen Einfluß auf Ludwigs Kosten einst eine bedeutende Rolle zu spielen hoffte, und den immer streitsüchtigen Herzog Leopold, welchen der Pabst, so lange der Gegenkönig Friedrich, Leopolds Bruder, auf der Trausnitz gefänglich verwahrt wurde, für alle seine Absichten benützen konnte. Auch auf König Carl IV. von Frankreich suchte Johannes durch die ihm gegebene Hoffnung, römischer König zu werden, mit Nachdruck und Erfolg einzuwirken. So weit erstreckte sich des Pabstes Rachsucht, daß er sogar den heidnischen Fürsten Gedeminn, oder, wie der Pabst ihn nannte, den König von Litthauen, zu einem Einfall in das brandenburger Land bewog. Alle diese Anstrengungen und Umtriebe beobachtete Ludwig mit jener Ruhe, die diesem großen Manne so eigen war, und das Gefühl eigener Kraft und die Kenntniß der allgemeinen Stimmung, welche in den Reichsstädten für ihren geliebten Gebieter herrschte, waren der feste, mächtige Stab, an welchem er seinen Lebensweg ruhig und erhaben dahinschritt.

Die am 11. Juli 1324 über Ludwig ausgesprochene Verdammungsbulle war noch immerhin auf Bedingungen gestellt, und der Pabst forderte, daß am 1. Oktober des nämlichen Jahres Ludwig in Person oder durch einen Abgesandten vor ihm zu erscheinen habe, um zu vernehmen, was weiter Rechtens sey. Ludwig ließ die Bulle unbeachtet, und am 1. Oktober sprach der Pabst das angekündigte Anathema

aus,

aus, und von diesem Tage an ruhte der Bann auf Ludwig, das Interdict auf dem Lande, und dem Verdammungsurtheile wurde die Anklage kezerischer Meinungen beigefügt. Am 22. Oktober des nämlichen Jahres erschien Ludwigs feierliche Appellation gegen die päbstliche Bannbulle. Vor einem zu Frankfurt versammelten Reichstage wurde diese äusserst ausführliche Schrift abgelesen, deren Hauptpunkte folgende sind:

„Wir Ludwig von Gottes Gnaden, König der Römer, allezeit Mehrer des Reichs, erklären den Johann, der sich Pabst XXII. nennt, für einen Feind des Friedens und Säemann der Uneinigkeit unter den Rechtgläubigen Christi. Oeffentlich soll er gesagt haben: wenn zwischen den Königen und Fürsten Uneinigkeit herrsche, dann sey der Pabst erst wirklicher Pabst, und die Uneinigkeit in Teutschland bringe Heil und Frieden für den römischen Pontifex, so wie für die Kirche. Daher hat er bei dem durch die zwistige Königswahl entstandenen vielem Blutvergießen keinen Brief, keinen friedlichen Boten zur Verhütung all des Uebels abgeschickt, da er doch so viele Geldsammler in Teutschland hatte, an welche der Vermittlungsauftrag leicht konnte gemacht werden, wenn ihm Ruhe am Herzen gelegen wäre; durch Lehre und Wandel beweiset er, daß er unmöglich Christi Stellvertreter seyn könne, für den er sich ausgibt; getreue Anhänger des Reichs erklärt er als Kezer, und löset dagegen auf, was Gott selbst gebunden hat. Daß Kaiser Constantin den Pabst Sylvester erst aus der Höhle hervorzog, in der er vorher im Dunkeln lebte, und alle die gegenwärtigen Freiheiten der Kirche an ihn verspendete, dieß fällt ihm, der sich Sylvesters Nachfolger nennt, gar nicht bei; das Reich, welches die Kirche erhoben hat, sucht er durch seine gottlosen Processe zu zerstören, vertheilt die Bisthümer an Leute von der verworfensten Lebensart, wenn sie nur Feinde des Reichs sind, und behauptet lügenhaft, daß ein Erwählter erst durch seine Genehmigung als König sich betragen dürfe.“

„Wir aber als rechtgläubiger Katholik, wollen nicht dulden, daß der Ankläger zugleich Richter sey, und richte, ohne die Partheien gehört zu haben; unser Eid fordert uns auf, die Anhänger des Reichs zu vertheidigen, und wider den zu handeln, welcher durch häufige Briefe und Botschaften die Mitglieder des Reichs zur Brechung des geleisteten Eides und zur Vergießung des Blutes, nach welchem er dürstet, zu bewegen sucht. Dieß sind keine Werke des Statthalters Christi, sondern eines grausamen, blutdürstigen Tyrannen. Im Konsistorium hat er öffentlich gesagt: eher wolle er das Haupt nicht sanft legen, bis er die eherne Schlange, das Reich der Alemannen, mit Füßen getreten habe; als listiger Fuchs hat er während des Streits bald uns, bald dem Herzoge von Oesterreich günstige Worte geschrieben, um uns zum fortgesezten Kampf zu bewegen, und durch die hervorgehende Schwäche der beiden Theile desto leichter das Vikariat zu behaupten; den kezerischen Satz wagt er aufzustellen, Christus habe weltliche Güter in Gemeinheit, so wie andere Kollegia unserer Zeiten, besessen; er bleibt unverbesserlich, folglich ein arger Kezer.“

„Daher protestiren wir, nicht aus Haß gegen den Johannes, der sich Pabst nennt, sondern aus wahrem Eifer für die heilige Kirche, haben mit Legung der Finger auf das Evangelienbuch beschworen, daß wir alles Obige für Wahrheit halten, und ob wir gleich die Scham des Vaters gerne mit dem Mantel decken möchten, so sehen wir uns doch genöthigt, an ein allgemeines, an sicherem Orte versammeltes Concilium zu appelliren.“

Noch immer sah der gefangene Friedrich auf dem festen Schlosse Trausnitz seiner Befreiung entgegen. Schwer darniedergedrückt den sonst so lebensfreudigen Geist durch das Gefühl der Haft, ließ er Bart und Haupthaar wachsen, schnitzte Pfeile, deren einige noch heute übrig sind, und saß oft Tage lang am dicht vergitterten Fenster, sehnsüchtig

und voll Wehmuth auf das Land seiner Heimath hinblickend, da wurde einst zur ungewöhnlichen Stunde die Thüre seines Kerkers geöffnet, und rasch trat herein Ludwig der Bayer, ihm mit freundlichem Gruße die Hand reichend. „Entsaget — sprach Ludwig zu dem Gefangenen — jedem Anspruche auf die Krone, und Ihr seyd frei noch in dieser Stunde, ohne Lösegeld, ohne Aufopferung von Leuten und Landen.“ Friedrich, der Einkerkerung längst müde, nahm den Vorschlag an, und erst in der Folge erfuhr er, daß sein Beichtvater, der fromme Abt der Karthause Mauerbach, viel zur Befreiung beigetragen habe, durch Worte der Versöhnung und des Friedens, an Ludwigs sanftes, fühlendes Herz gesprochen. Zwischen Friedrich und dem Bayer wurde nun ein Vergleich abgeschlossen, und die Urkunde darüber von Ludwigs Seite durch den Grafen Berthold von Henneberg und von der Friedrichs durch den Marschall von Oesterreich, Dietrich den Pillichdorfer, mit Siegel und Unterschrift gefertiget.

Als der Fürst der Litthauer, Gedeminn, schon früher aufgereizt durch den Pabst Johannes, 1325 in das brandenburger Land einfiel, übertrug Ludwig zur Erhaltung innerer Ruhe die Verwaltung seiner Staaten an Friedrich, und dieser, der ehemalige Feind, nun mit einer für Ludwig gefährlichen Macht ausgerüstet, besorgte die Regierung mit einer Treue, Redlichkeit und Anstrengung, die ganz das Gepräge seines Edelsinns und seiner Charaktergröße trugen.

Schrecklich wurde das brandenburger Land von der litthauer Raubhorde verwüstet. Mord und Brand verödeten alle Gegenden, durch welche die Heiden zogen, und die Schätze der Kirchen und Klöster waren der wichtigste Gegenstand ihrer Raubbegierde. Nicht auf Eroberungen, nur nach Beute ausgezogen, plünderten die Barbaren jede Kirche, zerstörten die Klöster, schändeten die Nonnen, mißhandelten und verstümmelten die Kruzifixe und die Bilder der Heiligen.

Brandenburg blutete unter den Klauen dieser reissenden Thiere, da brauste heran der tapfere, hochherzige Ludwig an der Spitze teutscher Helden; eine furchtbare Schlacht begann, die Litthauer flohen, ihr Fürst wurde auf der Flucht zu Pleßkow in der Mitte seiner Leibwächter durch einen kühnen, in Ludwigs Reihen eingetretenen Polen erstochen, und Brandenburg war gerettet.

Die Häupter der Gibellinen herrschten mit überwiegender Macht in der ganzen Lombardie, wo nur das feste Brescia und Bergamo nebst einem Theil von Genua zur Parthei der Guelfen sich zählte, selbst vom Kirchenstaate hatten die Visconti die feste Stadt St. Domino erobert, und sich dadurch den Zusammenhang mit Etrurien eröffnet. Schon oft hatten die Gibellinen Ludwig eingeladen, aber die Geschäfte und die bisherigen Verwicklungen gestatteten ihm nicht, den wiederholten Einladungen Folge zu leisten. Allein nun fand Ludwig den geeigneten Augenblick dazu, forderte die Häupter der Gibellinen zur nähern Verabredung nach Trident, und ging am 12. Februar 1326 mit einem Gefolge von hundert Reitern ab.

Pabst Johannes XXII. war der Gegenstand der Beschwerden und der Unzufriedenheit des Bayers und der Gibellinen. Sehr schnell waren die Unterhandlungen über ihn ins Reine gebracht. Nachdem Marsilius von Padua, Johannes von Jandumo, Ludwigs Räthe, und die Minoriten eine, sechszehn Klagepunkte enthaltende, Schrift gegen den Pabst verfaßt und alle Versammelten Ludwig zu einem baldigen Zuge nach Italien aufgefordert hatten, mit dem feierlichen Versprechen, ihm bei seinem Eintritte in Mailand 150,000 Goldgulden zu überreichen, kehrte dieser nach einem monatlichen Aufenthalte in Trident wieder nach Teutschland zurück. Ludwig schrieb einen Reichstag nach Speyer aus, sorgte da für die Erhaltung der innern Ruhe und des Landfriedens, und trat seinen Zug nach Italien an, wo er nebst

seiner Gemahlin Margaretha, mit dem Hofstaate und 600 schwer bewaffneten Reitern am 2. May 1327 Como, die erste italienische und mailändische Stadt, erreichte, dann unter dem lauten Jubel zahlloser Volksmenge, empfangen von allen Häuptern der Gibellinen, umgeben von den glänzendsten Hoffnungen, seinen Einzug in Mailand hielt.

Am 30. May sezten die Bischöfe von Arezzo und von Brescia die eiserne Krone auf Ludwigs Haupt, die goldene auf das Haupt seiner Gemahlin. Aus herzlicher Zuneigung brachte die Stadt ein Krönungsgeschenk von 50,000 Gulden, alle Gibellinen, und was ihnen anhing, erhob sich mit Stolz, mit den größten, frohesten Erwartungen, und tief gebeugt schlichen die Guelfen umher.

Gegen Galeasso Visconti erhoben sich schwere Anklagen, die höchst gerecht waren, und Ludwig sezte ihn von seiner Würde ab, und ließ sowohl ihn, als seinen Sohn Azzo, wie auch seine Brüder Marko und Luchino in Verwahrung bringen. Hierauf zog Ludwig an der Spitze von 1500 teutschen Reitern, an welche Cane della Scala, Passarino und die Fürsten von Este noch von ihren Truppen 500 Berittene sich anreihen ließen, aus Mailand durch Parma nach Etrurien über die Apenninen, auf dem nämlichen Wege, auf welchem einst Hannibal so viele Schwierigkeiten gefunden hatte.

Zu Toscana von Castruccio, dem Herrn von Lucca und Pistoja, feierlich empfangen und reichlich beschenkt, eilte Ludwig gen Pisa, welches er belagerte, aber bald, nicht mehr als Feind, sondern als Freund durch die willig geöffneten Thore zog. Castruccio hatte ihm wichtige Dienste geleistet, aus Dankbarkeit ernannte ihn Ludwig, mit dem Titel eines Herzogs von Lucca, zum Reichsfürsten, ertheilte ihm das Erzamt als Reichsfähndrich, ein Reitersiegel und in sein Familienwappen die Reichsfahne mit den blau und

weissen bayerischen Wecken auf goldenem Grunde. Am 11. November wurde Castruccio von dem versammelten Volke mit den neuen Würden bekleidet, und im folgenden Jahre erhielt er von Rom aus das kaiserliche Diplom.

Ludwigs Streben ging nun dahin, sich in Rom die Kaiserkrone auf das Haupt zu sezen, und so der Mittel zur Demüthigung seines Gegners, des Königs Robert von Apulien, und sich der feindlichen Guelfenparthei zu bemächtigen. Er rückte in Rom ein, und am 16. Januar 1328 wurde der Bayer von Sciarra della Colonna in der Peterskirche gekrönt und von den Bischöfen von Venedig und Aleria gesalbt, eben so erhielt Margaretha, Ludwigs Gemahlin, Krone und Salbung. Im vollen Ornate zeigte sich der Gekrönte der vor der Kirche versammelten Menge, und drei von ihm verfaßte Dekrete, über die Reinigkeit des katholischen Glaubens, über die den Geistlichen gebührende Ehrfurcht, und über den zugesicherten Schutz der Wittwen und Waisen, wurden zu großem Wohlgefallen der Römer öffentlich abgelesen.

Jene Gründe, welche Ludwig zur Anklage gegen den Pabst Johannes XXII. angebracht hatte, waren keine Scheingründe, denn sie floßen aus dem Herzen und dem Kopfe dieses großen Mannes. Er hatte die Ueberzeugung, in der Ernennung eines Gegenpabstes nur nach strenger Gerechtigkeit zu handeln, aber diesen ernannte er nicht aus einer mächtigen italienischen Familie, sondern er ertheilte diese Würde dem Petrus von Corvaria, einem schlichten Geistlichen, einem Mann von großen Kenntnissen, und mit solchem Edelmuthe und Frömmigkeit ausgestattet, wie Ludwig sich dachte, daß der Stellvertreter Christi seyn müsse. Nicolaus V. — so hieß nun Petrus — vereinte alle Vorzüge in moralischer und geistlicher Beziehung; ihn erhob Ludwig zu dieser großen Würde, die der anspruchslose Mann nur mit Widerstreben annahm. Bald sah sich Ludwig durch

viele unerwartete Ereigniſſe in einen Krieg mit ſeinem Feinde, dem König Robert verwickelt, und zu einem Rückzuge nach Toscana gezwungen. Auch dort hätte er gegen Caſtruccio, welcher mit den Florentinern, die ſich Ludwig noch nicht unterworfen hatten, in geheime Verbindung trat, zu Felde ziehen müſſen, wäre dieſer nicht durch ein, in der Belagerung zu Piſtoja ſich zugezogenes, Fieber plötzlich dahin gerafft worden. Es gab wenig ſo unternehmende Männer wie Caſtruccio, aber ſein Herz war voll Begierde nach der Königs-Krone von Toscana, dieſe hatte ihm Ludwig verweigert, und ſich dadurch in dem Manne, welcher dem großmüthigen Kaiſer zur höchſten Dankbarkeit und Treue verpflichtet geweſen wäre, einen geheimen und ſehr gefährlichen Feind gemacht.

Jezt begab ſich Ludwig nach Piſa, wo er ſeine Reſidenz nahm, und dieſe Stadt wurde auf einige Zeit der Mittelpunkt ſeiner fernern Verhandlungen. Aus Italien, wo er am 4. Auguſt 1329, in Beiſeyn mehrerer Großen, zu Pavia mit ſeinem Neffen den berühmten Familientraktat abgeſchloſſen hatte, welcher noch heute als das erſte und wichtigſte Hausgeſez für die Regenten-Familie der bayeriſchen Staaten ewig geltend betrachtet wird, kehrte er nach Teutſchland zurück.

So viele Vortheile Ludwig durch die italieniſche Unternehmung erworben hatte, ſo hatte doch das traurige Schickſal des von ihm ernannten Gegenpabſtes Nicolaus V. einige Zeit lang einen nachtheiligen Einfluß auf ſein Anſehen. Nikolaus ſah ſich gezwungen, nach Ludwigs Abzug von Piſa, in den Schutz des Grafen Bonifacco von Rivelli ſich zu begeben, um den geheimen Verfolgungen des Pabſtes Johannes zu entgehen. Auch bis in das ſehr ferne und höchſt einſam liegende Schloß des Grafen, wo Nikolaus in aller Stille und Zurückgezogenheit lebte, drang des unermüdeten Feindes ſpähender Blick. —

Johannes forderte von Nivelli unter den größten Drohungen die Auslieferung seines Gegners, von ihm der Sohn der Hölle genannt. Nicolaus, sich nun wieder Petrus von Corvaria nennend, schrieb an den Pabst einen Brief voll Reue über die Annahme der päbstlichen Würde, und flehte um Verzeihung. Johannes antwortete im liebreichsten Tone, nannte ihn einen Sohn der Kirche, und sicherte dem Flehenden volle Verzeihung zu, wenn er freiwillig und feierlich seine Irrthümer abschwören wolle. Petrus erschien vor dem Pabste; mit dem Stricke um den Hals lag er zu den Füßen des heiligen Vaters, nannte sich einen Kezer, sprach Verdammniß aus gegen den Bayer, der ihn zu allen Missethaten verleitet habe, und beweinte das durch sein Benehmen der Christenheit gegebene Beispiel der Gottlosigkeit. Versöhnt nahm ihn Johannes in seine Arme, und gab ihm den Bruderkuß. Petrus erhielt eine prachtvolle Wohnung in des Pabstes Pallaste, eine Ehrenwache, und wurde von des Pabstes Tafel gespeist, aber nie durfte er seine Gemächer verlassen, mit Niemand sprechen, und nach drei Jahren der tiefsten Einsamkeit starb er an völliger Entkräftung.

Friedrich der Schöne war am 13. Jänner 1330 gestorben, und durch seinen unbeehrten Tod das Haus Oesterreich in eine zweideutige Lage gekommen. Ludwig faßte den Entschluß einer gänzlichen Aussöhnung mit Oesterreich, und beschied zu diesem Zwecke die Fürsten auf den 2. Februar 1331 zu einem Reichstag nach Frankfurt. Dort war Ludwigs erstes und wichtiges Geschäft, vor den versammelten Erzbischöfen, Bischöfen, Fürsten und allem Volke das Vater unser, den englischen Gruß und das Glaubenssymbol öffentlich herzusagen; eine Maaßregel, welche vortheilhaftere Wirkung für ihn hervorbrachte, als eine entscheidend gewonnene Schlacht, denn Pabst Johannes hatte ihn vor dem teutschen Volke als einen vom Glauben Abtrünnigen, als einen Kezer geschildert, aber nun hatte sich der öffentlich betende Ludwig

als einen ächten Christen dargethan, und dadurch die allgemeine Liebe und das allgemeine Vertrauen wieder gewonnen.

König Johann von Böhmen, das vorzüglichste und in der That gefährlichste Werkzeug, welches Pabst Johannes gegen Kaiser Ludwig in Bewegung sezte, nährte die Hoffnung zur Kaiserwürde. Um seinem Ziele sich zu nähern, zog er in die Pogegenden, erklärte sich, ohne dazu ernannt worden zu seyn, als Vikarius des Kaisers, und gab den Gibellinen neuen Muth und neue Hoffnungen. Seine vielen eigenmächtigen, die kaiserlichen Rechte und das kaiserliche Ansehen verlezenden, Handlungen erregten nicht nur die Aufmerksamkeit und den Zorn des Kaisers, sondern auch der Reichsfürsten. Schnell ließ Ludwig die Erklärung nach Italien gehen, daß der böhmische König Johann keine Vollmacht von ihm habe, und zog die teutschen Truppen aus Italien zurück. Da erschien Johann an des Kaisers Hoflager, suchte seine mehr als zweideutigen Schritte zu rechtfertigen, und erhielt Ludwigs Vergebung.

Nachdem Ludwig Heinrich dem Aeltern, der in Niederbayern einziger Gebieter zu werden strebte, am 4. September 1332 zu Straubing eine Ausgleichung abgenöthigt und auf dem Reichstage zu Speyer 1333 der päbstlichen Forderung eines allgemeinen Zehnten zur Unterstützung des neuen Kreuzzuges sich kräftig widersezt hatte, war sein einziges Bemühen, im Innern des Reiches tiefe Ruhe herzustellen, und, einzelne Fehden zwischen dem Adel selbst, und zwischen den Städten und Adel ausgenommen, herrschte sie bald so beglückend, als sie nach dem Begriffe des Zeitalters herrschen konnte. Die Raubburgen wurden zerstört, nur eine darunter trotzte durch die Tapferkeit ihres Besitzers und die Festigkeit ihres Baues lange Zeit jeder Bestürmung. Es war die Feste Swannow, gelegen im Elsaß auf einem steilen, mäßig hohen Felsenberge, geschützt durch starke Mauern, umgeben von einem tiefen, sein Wasser aus dem

Rheine empfangenden Graben, und durch eine sehr sumpfige Umgebung für eine, in Ausdehnung anrückende, Kriegsschaar unzugänglich gemacht. Hier in sicherer Burg hauste ein Raubritter, und war dem einzelnen Wanderer eben so gefährlich, als den nah- und ferne liegenden Klöstern und Burgen. Lange mußten die benachbarten Ritter und Städte ob ihrer Ohnmacht dem Unwesen stillschweigend zusehen, da aber ein sehr trockner Sommer die Annäherung an den Felsenberg gestattete, so verbanden sich Ritter und Bürger und zogen vor Swannow. Mit ihren Maschinen schleuderten sie Steine in die Feste, und es gelang ihnen, dort und da die Mauern zu zertrümmern, doch würden sie einen harten Stand, und bei eintretendem Regenwetter, das Abziehen gehabt haben, wäre ihnen nicht ein sonderbarer Einfall gekommen. Sorgfältig sammelten sie allen Menschenkoth, legten die damit gefüllten Gefäße auf ihre Maschinen, und schleuderten sie in die Burg. Der Gestank und die Unreinlichkeit wurden so unerträglich, daß sich die Besatzung ergab, welche theils enthauptet, theils auf lebenslang zu schweren Arbeiten verurtheilt, und dann die Feste zerstört wurde.

Eine gedrängte Beschreibung der Belagerungskünste und der Bewaffnungsart jener Zeit, möchte wohl von manchem Leser freundlich aufgenommen werden.

Die Maschinen zum Angriffe, welche wir aus einer ältern Belagerung der Stadt Bingen kennen lernen, waren noch nach römischer Einrichtung. Sie unterschieden sich durch ihre verschiedene Größe; die kleinern führten den Namen: die Katze, die größern nannte man nicht unpassend den Krebs. Er bestand aus einem länglichen Vierecke, war von oben hinlänglich gegen jeden Steinwurf geschützt, auch auf den Seiten hatte er Bedeckung, und unten Walzen zum Fortrücken, welches die in dem Instrumente befindliche zahlreiche Mannschaft bewirkte; einige starke Balken konnte man vorschieben, um den Krebs auch über einen Graben

zu bringen, und in der Mitte schwebte ein großer Baum in Säulen an acht Ringen, den Kopf mit Eisen beschlagen. Erreichte er die Mauer, so war sie immer mit wenigen Stößen zertrümmert. Aber das Hinbringen blieb eine schwere Sache, und wurde zur Unmöglichkeit bei den Felsenburgen, welche eben deßwegen so häufig in unserm Vaterlande erwachsen sind. Von der Anwendung des Schießpulvers und Geschützes zeigt sich noch nicht die mindeste Spur in den gleichzeitigen Chronisten.

Bewaffnet hieß nur der, welcher einen eisernen Helm auf dem Kopf, ein dickes abgenähetes Wams und über demselben ein aus Eisendraht geflochtenes Panzerhemd auf dem Leibe hatte; gegen jeden Pfeil und den gewöhnlichen Schwerthieb war er gesichert, 100 Bewaffnete jagten immer 1000 Unbewaffnete, (das heißt, bloß mit dem Bogen und Schwerdte versehene) davon, ohne selbst Schaden zu leiden. Aber die hohe Kraft einer Armee lag in den Kronenhelmen (coronatae galeae), oder den schwerbewaffneten Reitern. Diese führten auf dem Kopfe schön polirte, mit Federbüschen, Kronen und andern Insignien ausgeputzte Helme; ihren Körper deckte ein eiserner Küraß, von Eisen war ihre Beindecke und die Handschuhe. Den schweren Mann trugen die stärksten Pferde, welche sich auffinden ließen; sie führten den Namen Dextrarii, und waren ebenfalls durch eiserne Schuppen und Eisengeflechte gesichert. Als Angriffswaffen diente der hohle Speer und das lange mit beiden Händen geführte Schwert.

Und nun wieder zur Geschichte zurück.

Im Laufe des Krieges, welchen Ludwig der kärnthischen Erbschaft wegen führen mußte, und worin er durch neue Siege sich mit immer größerer Macht und größerm Ansehen umgab, erschien ein für ihn und seine Regierung höchst wichtiger und inhaltreicher Tag; es war der 4. December 1334, an welchem Pabst Johannes XXII. starb. Kaum war Johannes entschlafen, da ließ der König von

Neapel, als Herr von Avignon, die versammelten Kardinäle schnell in das Conclave einschließen, um die nachtheiligen Folgen eines langwierigen Interregnum zu vermeiden. Jeder Kardinal bezeichnete den Namen des Kandidaten, welchen er als Pabst wünschte, mit dem Beisatze: wenn es dieser nicht werden kann, so ertheile ich meine Stimme dem Kardinal Blancus (welches so viel heißen wollte, einem, von dem man voraussezt, daß die Mehrheit der Stimmen nie auf ihn fallen könne). — Das Skrutinium wurde eröffnet, und — gerade dieser Blancus, eigentlich Jakob de Fureo, eines Bäckers Sohn aus Toulouse, der unbedeutendste aller Kardinäle, wurde zum Pabst erwählt, und nannte sich als solcher Benedikt XII.

„Ihr habt einen Esel gewählt," sagte Benedikt von sich selbst zu dem heiligen Kollegium, und er hatte Recht. Denn in dem männlich schönen großen Körper wohnte zwar viel gesunder Verstand, ein gerader Sinn, volle Herzlichkeit und das nöthige Maaß von Gelehrsamkeit; aber eben diese Eigenschaften, verehrungswürdig in dem Privatmanne und Fürsten, bezeichneten ihn als einen schlechten Pabst in den Augen der römischen Kurie. Er sah das Wahre und Gute, er wollte es eifrig, wagte deßwegen viel, und nirgends vermochte er durchzudringen; seine Umgebungen fesselten den redlich denkenden, aber nicht hinlänglich feinen Mann.

Ehrlich und offen, wie der edle Bayer, wohl einsehend das Unredliche des bisherigen Druck's, schmerzlich gekränkt von der Beängstigung der Millionen, welche das Interdict fürchteten, wollte er, unaufgefordert und ohne Zögerung, dem Kaiser die Hand zur Aussöhnung darbieten, aber die Kardinäle widersezten sich, und vorzüglich war es Philipp, Frankreichs König, der dem Aussöhnungsgeschäfte feindlich entgegen trat. Und als Philipps weit greifende Plane immer mehr zu fürchten waren, da vereinten sich die Teutschen

immer enger um ihren Ludwig, und boten zuvorkommend die Hände zu einem Bunde, welchen der Kaiser in seinem und des Reichs Namen mit König Eduard von England abzuschließen im Begriffe war, auch am 3. September 1338 mit selbem in Koblenz schloß.

Es gelang Ludwig, die öffentliche Theilnahme des Reichs an seine Streitigkeiten, den ersten Churverein, die allgemeine Aufhebung des Interdicts zu bewirken, ganz Bayern unter seinem Zepter zu vereinigen, und Tirol wieder mit Bayern zu verbinden.

Nach dem Tode des Pabstes Benedikt, dessen gerader Sinn nie zu gewaltthätigen Maaßregeln gegen den Kaiser verleitet werden konnte, bestieg Clemens VI. den päbstlichen Thron. Seine ersten Handlungen richteten sich gegen Ludwig, dessen Untergang er durch die vereinten Anfälle geistlicher und weltlicher Kräfte rasch herbeiführen wollte. Kaiser Ludwig sah das dunkle gefährliche Gewitter, welches an seinem politischen Himmel heranzog, und erkannte dessen verderbliche Macht. Um selbe nach Kräften zu mindern, schickte er eine ansehnliche Gesandtschaft an den heiligen Vater, und ließ ihm durch selbe die Versicherungen seiner tiefsten Ehrfurcht, so wie seine regesten Wünsche nach Aussöhnung mit der Kirche kund thun. Daß die Gesandtschaft ohne günstige Resultate zurückkehren, daß die Rückgabe von Tirol unverzüglich gefordert werde, fürchtete Ludwig allerdings, aber er ahnte nicht den raschen haßvollen Schritt, welchen der Pabst, nicht die Demüthigung, sondern das volle Verderben seines Feindes bezweckend, so grausam gegen ihn that. Es wurde am grünen Donnerstag 1343 im Konsistorium der Kardinäle die feierliche Bulle verlesen, und sodann in alle Welt geschickt, welche alle frühern Anklagen gegen Ludwig den Bayer wiederholte und neue hinzufügte. Nur unter der Bedingniß verhieß die Bulle ihm Gnade, wenn er zugleich die kaiserliche und königliche

Würde niederlege, die von ihm eingesezten Bischöfe ihres Amtes entlasse, die päbstlichen Einrichtungen anerkenne, dem Interdict freien Lauf lasse und innerhalb drei Monaten, zur Erwartung fernerer Strafen, sich persönlich vor dem Pabste stelle.

„So lange mein Geist zu denken, und mein Körper sich zu bewegen vermag, werde ich diese Forderungen unerfüllt lassen" — erklärte Ludwig im gerechten Zorne, als ihm diese erniedrigende Sentenz eröffnet wurde. Er hielt Wort, ohne deßhalb die Unterhandlungen mit dem Pabste aufzugeben.

Und neuerdings wurden am 13. April 1346 im Konsistorium der Kardinäle sieben Anklagspunkte gegen Ludwig den Bayer verlesen. Das Verdammungsurtheil erfolgte, am Ostertage fand sich die Bulle an der Kathedralkirche zu Avignon. Der Inhalt dieser Bulle ist schauderhaft; Verwünschungen, die selbst den Rohesten schänden würden, flossen hier aus dem Munde eines Mannes, aus welchem nur Worte des Friedens und der Liebe, und milder Gerechtigkeit hervorgehen sollen. Clemens VI., der heilige Vater, der oberste Priester, der, weit entfernt von aller Furchtbarkeit, gewaltig nur durch Segen zu seyn, den hohen, an das Göttliche sich hinneigenden Beruf hat, sprach gegen Ludwig diese Worte aus: „Wir flehen fußfällig die göttliche Allmacht an, daß sie den Frevler zu Boden geworfen liefere in die Hände seiner Verfolger. Verflucht sey sein Eingang, verflucht sey sein Ausgang; mit Wahnwitz, Blindheit und Seelenwuth strafe ihn der Höchste, seine Blitze schleudere gegen ihn der Himmel, zum Verschlingen öffne sich unter ihm die Erde; in der nächsten Generation werde seine Name vertilgt, und erlösche sein Andenken von der Erde, mit eigenen Augen soll er das Verderben seiner Söhne erblicken."

Noch ein Jahr hatte Ludwig der Bayer mit Widerspruch und Streit, mit unübersehbarer Arbeit und Anstrengung

gekämpft, ohne zu unterliegen, da endete die Vorsehung plötzlich durch Ludwigs Tod den langwierigen, opferreichen Kampf zwischen Kirche und Reich. — Unbeschreiblich heiter saß er am 11. Oktober 1347 an der Seite der Burggräfin von Nürnberg, der er mit besonderer Freundschaft zugethan war, beim fröhlichen Mahle, da fühlte er, wie öfters, heftiges Herzklopfen. Rasch sprang er vom Tische auf, und nahm ein Brechmittel, denn er glaubte, Versuche, ihn zu vergiften, mehrmals bemerkt zu haben. Durch den Genuß der freien Luft und durch Bewegung sich zu stärken, schwang er sich aufs Roß und ritt auf die Jagd, einen Bären aufzusuchen, dessen Spuren die Jäger entdeckt hatten. Schon erblickt er ihn, schon hebt er mit kräftigem Arme den Wurfspeer, aber im Augenblicke des Angriffes fühlt er sein ganzes Wesen heftig erschüttert, es schwindet ihm alle Kraft des Lebens, er sinkt vom Roße, und, Augen und Hände erhebend, spricht er noch mit inniger Andacht und mit tiefem Gefühle: „Allmächtiger Gott, verzeihe mir armen Sünder; oft habe ich gefehlt, nie aber, Du weißt es, Dich im Herzen und Glauben verläugnet!“ Und nun gab er seinen Geist auf.

Ludwig, sanft im Umgange, heiter, immer gefällig, war in seinen Regierungsgeschäften genau prüfend und vorsichtig bei jeder zu wählenden Maaßregel, zuvorkommend gütig gegen alle Welt, ohne Stolz und Ansprüche, weil er mehr geliebt als gefürchtet seyn wollte. Die Reinheit seiner Sitten konnte selbst den absichtlichen Tadler in Verlegenheit sezen; die Freuden der Tafel, wie jeden unschuldigen Lebensgenuß, liebte er, aber nicht Ausschweifungen im Trunke; unbefleckt blieb sein Ehebett, daher die vielen kraftvollen Kinder; mit herzlicher Hingebung nahm er Antheil an Tanzgesellschaften, ohne selbst viel zu tanzen; die Lieblingsneigung fast aller teutschen Fürsten, die Jagd, war auch die seinige; sie diente zur Erhaltung der Körpersfestigkeit, und da sie häufig gegen Bären und andere wilde Thiere in den mit

großen Seen durchschnittenen Waldungen Oberbayerns angestellt wurden, so brachte seine Jagdlust zugleich die auf einen hohen Grad von Vollkommenheit getriebene Fertigkeit, Fahrzeuge zu regieren, bei ihm hervor.

Als Ludwig allmählig zu altern begann, genoß die Stadt München das Glück, den geliebten Landesvater häufiger in ihren Mauern zu sehen. Hatte sich gleich der Schmelz, welchen die Jugend über den blühenden Jüngling goß, nothwendig vermindert, so stund doch mit voller Kraft in der Mitte seiner Bayern Ludwig, in dem reinen Ebenmaaße der schlanken Glieder mit der hohen Stirne, dem rothwangigen Gesichte, und den hellen Augen, welche durch den Scharfblick Ehrfurcht einflößten und durch Sanftheit Liebe forderten; die feste gerade Stellung mit dem leicht beugsamen Nacken kündigte an, daß die Natur diesen Mann absichtlich zum Regenten geschaffen habe; die erhabene Brust, die vollen und festen Muskeln der Schenkel und Arme vollendeten den edeln Umriß zum Ideale, boten dem Anblicke Vereinigung der Kraft mit Gewandtheit dar. Da Ludwig gewöhnlich mit dem Spieße in der Hand einher schritt, so glaubte unwillkührlich jeder Zeitgenosse die Gestalt jener Heroen der Vorzeit in ihm zu erblicken.

Maximilian I. errichtete 1622 in der Frauenkirche zu München das Grabmal des Mannes, dessen Andenken der Nachwelt heilig bleibt.

Klar und erfreuend zeigt sich an Ludwig dem Bayer, daß Friedrichs, des Hohenstaufen, begeisterndes Vorbild kein verlornes war, und daß eine große Idee, wenn sie einmal ins Leben getreten ist, so leicht dem Leben nicht wieder entzogen werden kann.

NICOLAUS

von der Flue.

Nicolaus von der Flüe,

genannt Bruder Claus.

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen?“ — fragt der Sänger, und ich frage: „Kennst du das Land der Redlichkeit, des Freimuths, der Vaterlandsliebe, aus dem hervorgingen Rudolph von Habsburg, Walter Fürst, Wilhelm Tell, Arnold von Melchthal, Werner Stauffacher, und die Kämpfer der Thermopylenschlacht auf dem Kirchhofe zu St. Jakob und noch viele Heroen? — kennst du den klassischen Boden, der uns gab einen Haller, Bonnet, Bernoulli, J. J. Rousseau, Lavater, Bodmer, Breitinger, Geßner, Sulzer, Hirzel, Füßli, Hottinger, Johann von Müller, Pestalozzi und Andere, unsterblich in der Geschichte der Literatur und der Künste?“

Die Schweiz ist das Land, worin geboren wurde Nicolaus von der Flüe, der Mann der Frömmigkeit und des Muthes, der Pflichterfüllung und der Andacht, gesegnet von den Zeitgenossen, und belohnt für ein durchaus

unbeſcholtenes, ſeinen Mitbrüdern ſo heilvolles Leben durch ewigen Nachruhm.

Im Lande Unterwalden, ob dem Kernwald ſtand vor etwa 400 Jahren ein abgelegenes Wohnhaus, umgürtet von bunten Fluren, fruchtbaren Hügeln, duftenden Gebüſchen und einem kleinen, anmuthigen See. Dort lebten Heinrich von der Flüe und ſeine Ehefrau, Hemmana Robert, im Beſitze eines nicht unbeträchtlichen Grundeigenthums, ſich nährend durch Viehzucht und Feldbau. Heinrich von der Flüe gehörte zu den Wohlhabenden und Angeſehenen der Schweiz, und ſein Geſchlecht, früher Löwenbrücker genannt, erfreute ſich ſchon ſeit vier Jahrhunderten in dieſem Lande eines großen Ruhmes und eines gewürdigten Anſehens. Heinrich und ſeine Ehefrau beachteten nicht die Vorzüge ihrer Geburt und ihres Vermögens. Als ſchlichte, einfache Schweizer, lebten ſie ſtill dahin, mit Herzen voll Frömmigkeit und Biederſinn, und die Ausübung der Nächſtenliebe war die Würze ihres harmloſen Lebens, und ſie fühlten ſich glücklich, unbeneidet, und von Allen, die ſie kannten, geliebt zu ſeyn. Der ächt religiöſe, patriarchaliſche Geiſt hatte ſich von den Urältern auf dieſes edle Paar fortgeerbt, und von ihm wurde dieſes beglückende Erbe als ein höchſt koſtbarer Familienſchatz mit ſtrenger Treue verwaltet und erhalten.

Hemmana's heiſſer Wunſch nach einem Pfand ihrer glücklichen keuſchen Ehe wurde erfüllt, und ſie gebar am 21. März 1417 ein Söhnlein, und dieſes wurde in der Pfarrkirche zu Keres getauft, und ihm der Name Nicolaus gegeben.

So unbedeutend die erſten Jahre ſeines Lebens waren, ſo gab doch ſchon das Kind manche Hindeutungen auf ſein künftiges, wunderbares und ſegenvolles Walten. Man konnte nicht leicht ein liebenswürdigeres Kind ſehen, als Nicolaus war, und er blieb liebenswürdig als Knabe und

Jüngling, als Mann und Greis. Sorgfältig wachten über ihn die zärtlichen Eltern, und der Keim des Guten und Erhabenen, der in seinem Innern ruhte, gestaltete sich immer sichtbarer. Nicolaus liebte die Arbeit, wohnte dem Unterrichte des Pfarrers zu Keres mit eben so regem Fleiße als ungetheilter Aufmerksamkeit bei, und floh den Müßiggang; aber vorherrschend war seine Liebe zum Gebet, und oft verließ er die frohesten Spiele seiner kleinen Gefährten, um in ein fernes Gebüsch zu gehen und dort zu beten. Selbst als rüstiger Jüngling übte er das Gebet mit sich immer gleichbleibender Vorliebe aus, und wenn er, nach schwerer Tagesarbeit, zum Vaterhause heimkehrte, ließ er die Uebrigen voranziehen, und trat nie über die Schwelle der väterlichen Wohnung, ohne vorher unter freiem Himmel gebetet zu haben. Auch in der Folge, als das einfache stille Landleben er mit dem Treiben des Krieges, dann mit anstrengender Verwaltung eines hohen Amtes vertauschen mußte, begann er nie irgend etwas Wichtiges, hatte er nicht zuvor Gott um Segen und Beistand angeflehet. Schon als Knabe hatte er die Lebensbeschreibung des heiligen Nicolaus von Myra und Nicolaus von Tolentino gelesen. Der Fromme folgte dem Beispiele dieser frommen Männer, und fastete Anfangs alle Freitage, dann in jeder Woche noch zwei Tage. Während der ganzen vierzigtägigen Fasten erlaubte er sich keine warme Speise, sondern genoß nur trocknes Brod und gedörrtes Obst, und selbst dieses höchst mäßig. Solch eine seltene Enthaltsamkeit erregte die Aufmerksamkeit seiner Eltern und der Bekannten. Liebevoll drangen sie in ihn, diese Strenge gegen sich selbst zu mildern, und die, von der Religion dem Menschen eingeprägte Pflicht der Selbsterhaltung nicht unbeachtet zu lassen, aber sie standen ab von ihren Ermahnungen und belasteten ihre zärtlichen Herzen nicht länger mit Sorge um ihn, denn der zu enthaltsam lebende Nicolaus ragte empor über die Jünglinge seines Alters durch eine hohe, blühende Gestalt, manche Last, die der stärkste seiner Gefährten nicht

heben konnte, trug er mit Leichtigkeit auf die fernsten Stellen, und besaß trotz seiner armseligen Lebensweise und immer anhaltender schwerer Arbeit eine ausgezeichnete körperliche Stärke. Von Kindheit auf zu einem contemplativen Leben geneigt, unterließ er an keinem Morgen, und nie vor der Ruhestunde, sein Inneres als ein strenger Richter zu erforschen, alles, was ihm ein Vergehen gegen die Gebote Gottes schien, innig zu bereuen, und die kräftigsten Entschlüsse zu einem tugendhaften Wandel zu fassen.

Es hörten oft Reisende von dem andächtigen, sich so strenge kasteienden Nicolaus sprechen; sie zogen hin in die friedliche Wohnung der Familie von der Flüe, den seltnen Jüngling zu sehen, und sie betraten das Haus in voller Ueberzeugung, einen ausgemergelten, menschenscheuen, düster blickenden, wortkargen Sonderling zu finden; aber als ihnen die schlanke hohe Gestalt freundlich begrüßend entgegen trat, mit gewinnender Heiterkeit auf dem schönen unschuldigen Gesichte, und als von des Jünglings Lippe manche erfreuende Scherzrede, dann wieder Worte voll Geist und Frömmigkeit flossen, und alle seine Bewegungen eben so ungekünstelt als anständig und edel waren, und als sie sahen, wie er dort einem Greise den schweren Korb den Hügel hinauf trug, dann die Kinder, die ihm begegneten, liebkoste, und hier einen Bettler beschenkte und mit allen Menschen so liebevoll und so fröhlich war, da glaubten die Fremden, durch falsche Kunde geäfft worden zu seyn, und mit großem Wohlgefallen und mit großer Rührung schieden sie von dem frommen liebenswürdigen Nicolaus.

Schon lange hatte er im Stillen den Entschluß gefaßt, sich dem klösterlichen Leben zu weihen, und seinen 23sten Geburtstag zum Tag seines Eintrittes in die heiligen Mauern gewählet, da erscholl im Schweizerlande die Kriegstrompete, alle waffenfähigen Jünglinge wurden aufgefordert,

zu kämpfen für die Freiheit des Vaterlandes, und Nicolaus eilte rascher als jeder der kampflustigen Jünglinge, zur Obrigkeit hin, um sich einreihen zu lassen. Man wollte ihn zum Unteranführer eines Fähnleins machen, aber er lehnte diese Stelle ab, zu bescheiden, um einen vielleicht Würdigern zu verdrängen. In diesem Kriegszuge, wie in spätern, zeichnete er sich durch Muth und Menschlichkeit aus, besonders ehrenvoll erwähnen seiner die schweizerischen Jahresbücher über das 1446 bei Ragaz statt gehabte Gefecht mit den Oesterreichern.

Es erschien das Jahr 1460, mit ihm der Kampf der Eidgenossen um den Besitz von Thurgau, und die blutige Schlacht, und die Niederlage der Oesterreicher bei Diessenhofen. In dieser Schlacht kämpfte Nicolaus als Rottenmeister über ein Fähnlein von hundert Mann, dazu ernannt wider seinen Willen auf ausdrückliches Gebot des Oberanführers, und hier beurkundete Nicolaus sowohl seinen Muth als sein Gefühl für die Sache des Nebenmenschen. Das Frauenkloster Diessenhofen wurde von einer Schaar fliehender Oesterreicher besezt und gegen die Schweizer verschanzt. Es galt, das Kloster mit stürmender Hand zu nehmen, aber es fehlte an Leitern und vielem nöthigen Geräthe. Man bestimmte sich dahin, in das Kloster Feuer zu werfen, um die Oesterreicher dadurch ins Freie zu treiben. Schon sind einige beschäftigt, aus Stroh und trockenem Reisig Kränze zu winden, sie in Oel getaucht, anzuzünden, und in das Kloster zu schleudern, schon schwingt einer eine Pechfackel, um das große, von den Oesterreichern verschlossene, inwendig stark verrammelte Thor in Brand zu stecken, da kommt eben Nicolaus von der Flüe mit seiner Schaar herbei, das Kloster auf altritterliche Weise zu stürmen, aber er sieht, daß man Feuer schleudern will in die geweihten Mauern, daß hier die Feinde wie die frommen unschuldigen Nonnen eines gräßlichen Todes sterben sollen, und sein Herz war zerrissen,

vor Schrecken und Mitleid. Schnell Gott um Beistand und Hülfe anflehend, trat er mit ernster Würde vor die Hauptleute, bewies ihnen in rascher kräftiger Rede, daß sich die Feinde hier nicht halten können, daß sie, abgeschnitten von den ihrigen, ohne Lebensmittel, größtentheils ohne Waffen, noch in dieser Nacht sich ergeben müssen, und flehte sie an, um der Religion und der Menschheit willen der Unglücklichen zu schonen, und den edlen Schweizer nicht zum Mordbrenner werden zu lassen. Von den Hauptleuten hinweg sprang er an das schon brennende Thor, löschte das Feuer, riß den Erbittertsten die Fackeln und Feuerkränze aus den Händen, und bezähmte die rohen, nach dem Blute der Oesterreicher lechzenden Krieger, durch ein Benehmen voll hohen Muthes, und durch eingreifende Worte. „Ich sage Euch vorher, rief er der ihn umgebenden Menge zu — dieses Kloster wird später in den schwierigsten Umständen ausgezeichnete Beispiele standhafter Tugend geben, und der Zorn Gottes würde die Hand verdorren machen, die sich zur Zerstörung dieser geweihten Mauer erhebt.“

Viele, sehr ergreifende Beispiele könnte ich erzählen von den Verdiensten, welche Nicolaus sich in seinen Kriegszügen um die Ehre der Waffen und um das Wohl der Menschheit erwarb, wie er mit Großmuth die besiegten Feinde behandelte, Wittwen und Waisen gegen Raub, Jungfrauen gegen die Lüste des Siegers schützte, nach Kräften dem Plündern steuerte, sogar im feindlichen Lande die milden Stiftungen der Kirchen und Armen durch seine Anstrengung unverlezt erhielt, und wie er im Gotteshause und im Feldlager, im Schlachtgewühle und in den Tagen der Ruhe seinen Waffenbrüdern immer war ein leitendes Vorbild der Gottesfurcht und der Sittlichkeit, des Muthes, der Ordnungsliebe, des Gehorsams und der Herzensruhe. Doch es gestattet der Raum dieser Blätter nur die Mittheilung von zwei Handlungen, welche uns von dem Werthe dieses Mannes

genügend überzeugen. Eines Abends wandelte Nicolaus auf=ſerhalb des Lagers einer Feldkapelle zu, um dort zu beten. Plötzlich wird er in ſeiner Andacht durch eine weibliche, um Hülfe rufende Stimme unterbrochen. Er trat aus der Kapelle und ſah, wie zwei Krieger ein ſich ſträubendes Weib in die Gebüſche ſchleppten. Raſch eilte er dahin, aber ſchon hatten die Wohllüſtlinge die Halbleblose zu Boden geworfen, ſcham=los ihr die Kleider vom Leibe geriſſen, und wollten die Un=glückliche ihren thieriſchen Lüſten opfern. Nicolaus riß das Schwert aus der Scheide und gebot den Männern, das Weib unberührt zu laſſen. Ueberraſcht wichen dieſe zurück, aber als der Anblick des reizenden jungen Weibes ihre Be=gierden neuerdings entflammte, und ſie nur einen Einzelnen vor ſich ſahen, ergriffen ſie ihre langen Speere und drangen auf Nicolaus wüthend ein, mit der Drohung, ihn zu durch=bohren, wenn er ſich nicht ſogleich entferne. Nicolaus ſah ſich übermannt, und recht wohl ein, daß ſelbſt ſein Tod die Unglückliche nicht retten könne. Er ſenkte ſein Schwert, ſprach mit freundlichem Ernſte begütigende Worte zu den Männern, und bot ihnen eine anſehnliche Summe für das Weib an. Sie nahmen das Geld, und er warf ſeinen Mantel über die Halbentblößte, dann führte er ſie in die Kapelle, daß ſie dort Gott danke für ihre Rettung. Als ihm das Weib mitgetheilt hatte, daß ſie die Ehefrau eines öſterreichiſchen Fahnenträgers, und vor einigen Stunden in die Hände der umherſtreichenden Schweizer gefallen ſey, beſchloß Nicolaus, ſie, würde ihm auch jede Gefahr drohen, ſelbſt in das feindliche Lager zu führen. Als die Nacht herangebrochen war, eilte er mit ihr dahin, und als die erſte öſterreichiſche Wache ihn anrief, ermahnte er ſeine Gefährtin, nun dreiſt zu den Ihrigen zu eilen, und er kehrte wieder zurück. Sichtbar ruhte auf ihm Gottes ſchützende Hand, denn er mußte zweimal an einer öſter=reichiſchen Reiterſchaar vorübergehen und zweimal dem ſichern Tode durch die furchtbar erbitterten Feinde jeden Augenblick

entgegen sehen, aber es war, als wären die Feinde erblindet, denn es sah keiner in der schönen mondbeleuchteten Sommernacht ihn an sich vorüber wandeln. — Auf einem spätern Kriegszuge hatte er einen feindlichen Kriegsobersten mit eigener Hand gefangen genommen. Der Oberste verpfändete Nicolaus sein Ehrenwort, ihm in das Lager der Schweizer zu folgen, wenn er ihm gestatte, zu Pferde dahin zu ziehen. Nicolaus willigte ein, da wünschte der Gefangene, nur kurze Zeit die Kühle eines nahen Wäldchens genießen zu dürfen. Auch das bewilligte Nicolaus. Der Oberst schwang sich vom Rosse, zog aus der Satteltasche eine Flasche Wein, lagerte sich unter eine Eiche, und lud Nicolaus ein, an seine Seite zu kommen, und mit ihm zu trinken. Sie saßen lange, tranken zusammen und plauderten recht freundlich. Jezt erhob sich der Oberst und bat Nicolaus, ihm den schweren silbernen Sporn, der ihn so schmerzlich drücke, vom Fuße zu lösen. Willig und arglos that es der Dienstfertige, da riß der Oberst einen verborgenen Dolch hervor, und stieß ihn dem mit niedergebeugtem Kopfe Knieenden in die Seite. Aber die Spitze des Dolchs drang nicht durch den starken ledernen Gürtel, den Nicolaus unter dem Wamse trug; rasch wollte der Meuchelmörder den Stoß nochmal führen, aber Nicolaus ergriff den aufgehobenen Arm und schüttelte ihn so kräftig, daß der Dolch zu Boden fiel. „Ihr seyd nicht werth, — sprach er zu dem Zitternden mit kalter Ruhe — der Gefangene eines braven Schweizers zu seyn. Gehet hin und bessert Euch!“ — Festen Trittes schritt der Hochherzige dahin, ohne den Mörder eines Blickes zu würdigen.

So sehr Nicolaus im Laufe der Kriege von den Pflichten seines Dienstes in Anspruch genommen wurde, deren Erfüllung ihm oft nicht Zeit genug zum Genuße einiger Erquickung oder Ruhe gönnte, so fand er doch manchen Augenblick, den er zur Erholung hätte benützen können,

aber diesen widmete er dem Gebete und der Beschäftigung mit Gott und göttlichen Dingen. War den Kriegern nach einem Gefechte, oder nach anstrengendem Marsche ein Tag des Ausruhens bewilligt, so war Nicolaus erstes Geschäft, seinen Körper mit möglichster Sorgfalt zu reinigen, auch in der rauhesten Jahreszeit badete er sich kalt, und wechselte so oft als möglich Wäsche und Kleider, denn er war der Meinung, daß eine reine Seele nur in einem reinen Leibe wohnen könne. Die Stunden der Ruhe brachten seine Waffengefährten mit Essen und Zechen, mit Trinken und Spielen zu, ja selbst zügellosen Ausschweifungen gaben sie sich oft hin, aber solche Gesellschaften floh der keusche Nicolaus. Hatte er in aller Eile nur so viel Nahrung genoßen, als zu seiner Erhaltung höchst nöthig war, so entfernte er sich in abgelegene Plätze, um dort zu beten, und oft ward ihm die Wonne, dahin begleitet zu werden von einigen frommen, durch sein Beispiel in der Gottesfurcht und Andacht erhaltenen Waffenbrüdern, wo sie dann gemeinschaftlich dem Gebete und erbauenden Betrachtungen oblagen. Nie diente er um Sold, in dem Aufrufe der Obrigkeit zu den Waffen, in der Gefahr seines Vaterlandes erkannte er den Willen Gottes und seinen Beruf, nicht um schnöden Lohn, sondern bloß für die Erfüllung seiner Pflichten zu kämpfen.

Auch in jener Zeit, als er das Schwert mit dem Ackergeräthe, das Feldlager mit der väterlichen Wohnung wieder vertauscht hatte, beseelte ihn neuerdings der Wunsch, seine Tage in einem Kloster hinzubringen, aber seine Eltern und Freunde drangen in ihn, sich zu vermählen, und die Liebe zu seinen Eltern, und der kindliche Gehorsam waren mächtig genug, ihn auf Kosten seiner Neigung in ihre Wünsche eingehen zu machen. Dorothea Wissling, aus einem alten angesehenen Geschlechte von Sarseln, eine höchst sittsame, verständige und gottesfürchtige Jungfrau, wählte er zu seiner Lebensgefährtin. Die Demuth, die fromme Einfalt, die

Wirthlichkeit dieser Frau, im Vereine mit einem Gott ergebenen hausmütterlichen Sinne und einem regen Streben, immer vollkommener zu werden, machten den friedliebenden, treuen, sorgfältigen Nicolaus zum glücklichsten Gatten. Mit zehn Kindern, wovon aber zwei bald nach der Geburt starben, war diese beispielvolle Ehe gesegnet.

Gottes reicher Segen ruhte auf der Erziehung dieser Kinder, die sehr einfach war, aber zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. „Laßt die Kleinen zu mir kommen, und wehret ihnen nicht!“ sprach der göttliche Erlöser, und diese heiligen Worte, voll Frieden und Liebe, waren für Nicolaus und seine Ehefrau ein Leitstern der Kinderzucht. Furcht Gottes, und zarte Liebe zum Erlöser den Herzen der Kleinen einzuflößen, in ihnen den Geist der Frömmigkeit zu erhalten, und eine herzliche Liebe zum Gebete in den empfänglichen Herzen anzufachen, schien den frommen weisen Aeltern das erste Augenmerk der Erziehung seyn zu müssen. Der ungetrübte Friede, der in diesem häuslichen Leben waltete, die Liebe und Sanftmuth in Worten und Handlungen, auch der bisweilen nöthige Ernst, wodurch den Ermahnungen und den Geboten der Aeltern der gehörige Nachdruck gegeben wird, waren die so einfachen kräftigen Mittel einer früchtereichen Erziehung. Es mochte wohl kein Herz ungerührt bleiben, wenn man das Leben und Treiben im häuslichen Walten des Nicolaus und seiner Dorothea sah. Da waren die Kinder nur froh in der Nähe ihrer Aeltern, und diese fühlten sich nur beruhigt, wenn sie die Kleinen an ihrer Seite hatten. Für die Kinder war die stete Nähe der wachsamen Aeltern ein schützender, erwärmender Flügel, unter welchem sie täglich reifer und kräftiger wurden in Unschuld und Tugend. Arbeit und Gebet waren gemeinschaftlich, und Aeltern und Kinder theilten sich liebevoll mit süßem Vertrauen und im innigen Vereine in jede Freude und in jedes Leid.

Und aus dem Samenkorne dieser Erziehung, unter Gottes Segen gelegt in guten empfänglichen Boden, wuchs allmählig hervor eine kräftige Pflanze mit kräftigen Zweigen und kräftigen Blättern, und die Pflanze ward zum Baume, der reiche Blühten und reiche Früchte trug. Die hohen Würden, welche in der Folge die Söhne des Nicolaus in ihrem Vaterlande bekleideten, und die angesehenen Verbindungen, welche die Töchter dieses Hauses mit den wackern Söhnen angesehener Familien schlossen, und aus welchen würdige Sprößlinge hervorgingen, sind ein klarer und anregender Beweis, daß die Zukunft mit hohem Lohne eine gute Erziehung krönt.

Welch ein edler, frommer und weiser Mann Nicolaus sey, übersahen seine Mitbürger nicht. Einstimmig wählten sie ihn zum Landrath und zum Richter. Er wollte dieses Amt nicht annehmen, er weigerte sich hartnäckig, er flehte, ihn damit zu verschonen, aber er mußte endlich den dringenden Bitten seiner Mitbürger nachgeben, und nun verwaltete er seine Stelle 19 volle Jahre mit größter Anstrengung und der höchsten Redlichkeit. Freimüthig im Rathe, gerecht im Gerichte, standhaft für alles Gute, ein wahrer Vater der Wittwen und Waisen, ein inniger Freund und Beschützer der Armen, öffnete er seine Thüre zu jeder Stunde des Tages und der Nacht mit Freude jenen, welche eine Streitsache auf dem Wege der Güte zu ordnen wünschten, und keiner verließ sein Haus, ohne mit dem Feinde versöhnt zu seyn.

Solch eine hohe Würde Nicolaus als Landrath und Richter behauptete, so blieb er doch dem schlichten Leben des Landmanns und seiner frühern Lebensweise strenge getreu. In den Stunden, welche ihm sein Amt zur Muße überließ, arbeitete er auf dem Felde und in seinen Gärten, wie der Gemeinste im Volke, sein Mahl bestand nur immer in Einem Gerichte, von welchem er selbst sich nie ganz sättigte, frisches

Quellwasser war sein Getränk, eine mit Moos gefüllte Matraze sein Lager, und nie ging er zur Ruhe, und nie erhob er sich zur Tages-Arbeit ohne andächtigem Gebete, und selbes schloß er jederzeit mit den voll Inbrunst und feierlich und langsam ausgesprochenen Worten: „O mein Gott und mein Herr! nimm alles von mir, was mich abwendet von Dir. — O mein Gott und mein Herr! gib alles mir, was mich fürdert zu Dir. — O mein Gott und mein Herr! nimm mich mir, und gib mich ganz zu eigen Dir.“

Neunzehn Jahre hatte er dahingebracht in seinem großen, für des Landes Wohl so fruchtbaren Wirkungskreis, da entsagte er plötzlich seinem Amte. Es war eine Versammlung der Angesehensten des Landes, um sich über gemeine Wohlfahrt zu berathen, Vorschläge zu machen und ein neues Gesez zu geben. Die Gemüther der Räthe erhitzten sich, es gab Partheien, und jede sprach mit Nachdruck für ihre Ansichten. Immer heftiger wurde der Streit, und er brach zulezt in einen Kampf aus, worin Blut floß. Nicolaus, der Mann des Friedens und weiser Ruhe, tief eingehend in die Größe und Zartheit der Würde eines Richters und Berathers des Landes, entsezte sich so sehr beim Anblicke der Kämpfenden, und fühlte das Ansehen einer Rathsversammlung durch die Ausbrüche der Rohheit und Erbitterung so unheilbar verlezt, daß er mit Thränen der Wehmuth sich aus der Rathstube entfernte, und noch am nämlichen Tage seine Abdankung einreichte. Mit herzlicher Wärme drangen die Räthe und das Volk in ihn, zu widerrufen, sie beschworen ihren väterlichen Freund, die Stelle eines Landamans, die höchste Würde im Lande, anzunehmen, aber Nicolaus blieb unerschütterlich, legte sein Amt nieder, und zog sich in das häusliche Stillleben zurück.

Alle Pflichten des Staatsbürgers, mit den Waffen in der Hand, auf dem Richterstuhl und in den Verhältnissen des Familienvaters und des Landwirths hatte er volle

50 Jahre hindurch beispielvoll erfüllt, da erwuchs in seinem Herzen der heisse Wunsch, sich zurück zu ziehen in die Einsamkeit, und Gott allein zu dienen. Immer mächtiger wurde in ihm der Drang, nur dem Gebete und den Betrachtungen zu leben, aber es ward ihm auch immer überzeugender, daß, um sich Gott mit aller Reinheit und Vollkommenheit hinzugeben, um ungestört und ungetheilt dem Evangelium und dem Wohle der Gläubigen den Rest seines Lebens weihen zu können, er Weib und Kind, und alle reizende Hoffnungen der Welt verlassen müsse. Es war ein schwerer, beängstigender Schritt, diesen Entschluß der gefühlvollen, zärtlich liebenden Gattin anzukündigen, aber er that ihn mit Entschlossenheit und bat und flehte um Dorothea's Einwilligung. Sie hörte ihn an, aber ihre Thränen flossen immer reichlicher, und sie floh in ihr einsames Kämmerlein, und warf sich auf ihre Kniee und bat Gott, ihr beizustehen in der bangsten Stunde ihres Lebens mit Rath und Hülfe. Und der Allmächtige erfüllte ihr Herz mit Muth und Kraft, und sie kehrte zurück zu Nicolaus, der ihrer im Gebete harrte, und das heldenmüthige Weib brachte das schwere Opfer, und hieß ihn dahin ziehen in die Einöde und zum Dienste Gottes.

Mit väterlicher Sorgfalt, mit weiser Umsicht ordnete Nicolaus die Angelegenheiten des Hauses, und machte Dorothea auch mit den kleinsten Verzweigungen der Haus- und Geschäftsführung vertraut.

Nun schlug die Stunde der Trennung. Seine Söhne und seine Töchter, schon lange aus dem Vaterhause entfernt, versammelte er um sich, dann nahm er Abschied von seiner Gattin, von seinem noch lebenden Vater, von seinen Kindern, von Hausgenossen und Befreundten. Es war eine Scene des heftigsten Schmerzes. Laut schluchzend sprach er über Alle seinen Segen aus, knieend empfingen ihn die Anwesenden, und nun entriß er sich mit männlicher Entschlossenheit den umklammernden Armen der Seinigen, und,

Augen und Hände himmelwärts gehoben, enteilte er dem tieftrauernden Kreise.

Es war im Herbste des Jahres 1467, als Nicolaus, angethan mit einem braunen Eremitenkleide, Haupt und Füße bloß, nichts bei sich führend als einen Stab und einen Rosenkranz, sein Haus verließ. Er kam bis gen Liehstall, einem Dörflein im Kanton Basel. Dort entdeckte er einem frommen Landmann sein ganzes Vorhaben, und bat, ihm einen Ort anzuzeigen, wo er in aller Einsamkeit dem Herrn dienen könne. Der Landmann, des Fremdlings Gott liebendes Herz lobend, rieth ihm, in seine Heimath zurückzukehren, wo er gewiß auch ein einsames, seinem Vorhaben angemessenes Plätzchen finden werde. Nicolaus folgte dem wohlmeinenden Rathe und kehrte zurück.

In der Stille und Dunkelheit der Nacht erreichte er wieder Sarseln, schlich unbemerkt unter den besten Wünschen und einem innigen Gebete für die Seinigen am eigenen Wohnhause vorüber, und ging in das Melchthal, wo er eine, ihm gehörige Alpe, die Klüster genannt, erstieg. Acht Tage hatte er hier im Gebete, und beinahe ohne Nahrung zugebracht, als er von einigen Jägern gesehen wurde. Sie erkannten den Nicolaus von der Flüe recht wohl, aber sie wagten nicht, den in Andacht Versunkenen anzusprechen, sondern eilten, Nicolaus Angehörigen von dessen Aufenthalte Nachricht zu geben. Bald kamen diese, um ihm ihre Verehrung und Liebe zu bezeigen, aber ihre zu often Besuche störten ihn in seiner Andacht, und er suchte sich einen andern Aufenthalt, und diesen fand er in einer schauerlichen Gegend.

Ein wildes kleines Thal, der Ranft genannt, gelegen im untersten Theile des Melchthales, umschlossen von Anhöhen und kahlen Felsentrümmern und durch einen, tosend sich herabstürzenden Waldbach, genannt die Melcha, bewässert, nahm den frommen Siedler auf, der sich dort, mit Hülfe

einiger, in der Nähe wohnenden Leute aus Baumästen und Baumrinde eine kleine Hütte erbaute. Hier brachte er seine Zeit im Gebet und frommen Betrachtungen zu. Seinen Ruf vermehrte die Sage, daß er ohne alle Nahrung lebe, und sich bloß durch das Abendmahl erhalte, welches er alle Monate genoß. Zu ihm, dem frommen erfahrnen Mann, wallfahrtete von nahen und fernen Orten, wer Trost und Rath bedurfte, und Nicolaus, von nun an Bruder Claus genannt, ertheilte Allen Trost und Rath, und sein Name wurde bald überall genannt, und das ganze Schweizerland war stolz auf solch einen Mitbürger.

So lange Nicolaus noch körperliche Kräfte genug hatte, wohnte er an Sonn= und Feiertagen dem Gottesdienste in der vom Ranft ziemlich fernen Pfarrkirche bei. In der Folge wurde von ihm eine geistliche Pfründe im Ranft errichtet, und in der Stiftungsurkunde ist mit den eigenthümlichen Ausdrücken verordnet: „ein Kaplan so dan je zu Ziten uf der dickgemelten Pfrund im Ranft ist, soll auch an eim jeglichen Sunnentag und hochzitlichen Festen so er doch Meß haben will, desten gflißner sin Frügmeß ze haben, daß die Lüt von siner Meß kommen mögen an alle Gfärde.“

Bruder Claus, der arme fromme Siedler, der einfache, nur dem Gebete unter Abgeschiedenheit lebende Mann wurde der Retter des ganzen Vaterlandes. Es hatte sich unter den 8 Kantonen, welche damals die Eidgenossenschaft ausmachten, Eifersucht und Mißtrauen verderbend gestaltet. Man argwohnte, daß die Beute der vor Kurzem bei Nancy erschlagenen Burgunder nicht gleich getheilt worden sey, die größern aristokratischen Städte hielten zusammen, und wollten Freiburg und Solothurn in ihren Bund aufnehmen, welchem Vorschlag die kleinern demokratischen Kantone sich widersezen. Zur Berathung über diese Angelegenheiten wurde am 22. December 1481 zu Stanz, dem Hauptorte des Kanton Unterwalden, eine Tagsatzung gehalten. Der Parthei-

geist erhitzte sich in so hohem Grade, daß eine Trennung des Bundes, und mit ihr der baldige Verlust der Freiheit der Schweizer für unvermeidlich gehalten wurde. Da erschien plötzlich, durch einen Freund aufgefordert, Bruder Claus in der Versammlung der Abgeordneten. Das große Ansehen des Mannes, seine hohe edle Gestalt, in der man einen Boten des Himmels zu erblicken glaubte, seine herzliche aber kräftige Rede, in welcher er die Gefahren der bevorstehenden Trennung schilderte und zur Einigkeit ermahnte, ergriff die Versammlung so sehr, daß augenblicklich ein in der Schweizergeschichte berühmtes Grundgesez, bekannt unter dem Namen: „das Verkomniß zu Stanz" beschlossen und abgefaßt wurde, alle bisherigen Streitigkeiten wurden beigelegt, Freiburg und Solothurn in den Bund aufgenommen, und die Freiheit der Schweizer war gerettet. Unter den Segnungen seiner Mitbürger kehrte Bruder Claus, nach vollbrachtem Werke, in seine stille Hütte zurück.

Unermüdet, Weisheit und Tugend zu lehren, den Trost- und Hülfsbedürftigen mit inniger Liebe beizustehen, und sich dem Gebete zu widmen, erreichte er das siebenzigste Lebensjahr, da fühlte er die Nähe seines Todes. Er vermochte nicht mehr das Lager zu verlassen, genoß die heiligste Wegzehrung mit einer Ehrfurcht und einer Andacht, welche selbst dem Priester, der sie ihm reichte, zu Thränen rührte, und nach acht leidenvollen Tagen gab er seine fromme Seele in die Hände des himmlischen Vaters.

Von ganz Unterwalden zur Grabstätte begleitet, von allen Eidgenossen betrauert, nach dem Tode von fremden Fürsten geehrt, ewig lebend im Andenken seines Vaterlandes, wurde Nicolaus von der Flüe im Jahre 1671 vom Pabst Clemens X. unter die Zahl der Heiligen versezt.

CAROLUS MAG:

Karl der Grosse.

Die Geschichte nennt Pipin, Karl Martells Sohn, den kleinen, aber sie bezeichnet dadurch nur seine körperliche Gestalt, denn Pipin ragte an Geist und an Eifer für das Große hoch empor unter seinen Zeitgenossen. Pipin war es, der, nachdem Karlmann, sein Bruder, sich in den stillen Hallen eines italienischen Klosters nur der Buße und der Andacht gewidmet hatte, unter dem Namen eines Königs über ganz Frankreich herrschte, die Bayern besiegte und ihnen einen Herzog gab; Pipin war es, dessen Schutz gegen Aistulph, den mächtigen Lombardenkönig, Pabst Zacharias, angethan mit einem härenen Gewande, das Haupt mit Asche bestreut, von seiner gesammten hohen Geistlichkeit umgeben, fußfällig erflehte, und Pipin vernichtete Aistulphs große Kriegsmacht, unterwarf sich in der Lombardei den größten Theil des Exarchats, machte seinem Throne mehrere Völker zinsbar und vergrößerte sein Reich nach allen Richtungen und in höchst bedeutender Ausdehnung.

Pipins Macht gründete sich bloß auf gutes Vernehmen mit den Ständen; die Rücksichten, die er aus Staatsklugheit zu beobachten hatte, hinderten ihn, eine Reform im

Innern des Staats zu machen; diese mußte er dem Thronfolger, seinem Sohne, überlassen, und wie glänzend Carl die väterliche Bahn wandelte, wie er bald höher stand als sein erhabenes Vorbild, sagt uns sein Leben und Walten als Regent und Krieger, als weiser Gesezgeber, Freund der Wissenschaften und Künste, als Privatmann.

Und nun zu den wichtigsten Momenten aus dem Leben und Wirken dieses Heros der Vorzeit.

---

742 — 767.

Am 2. April des Jahres 742 wurde auf dem Schlosse Karlsberg*) am Würmsee in Oberbayern Karl, König der Franken und späterhin Kaiser des Abendlandes, geboren.

---

*) Unter den Historiographen der Vorzeit haben einige Paris, Ingelheim bei Mainz, Vargel an der Unstrut, Jopilla bei Lüttich, Worms ꝛc. ꝛc. als Karls Geburtsort, aber ganz unrichtig, genannt. Ein Geschichtsschreiber gibt Karls frühester Jugend eine romantische Hülle; er erzählt, Karl sey auf einer Mühle unweit Freisingen, die Reißmühle genannt, geboren, ein Kind heimlicher Liebe, und dort mit den Kindern des Mühlers aufgewachsen, ohne daß jemand seine hohe Abstammung geahnet habe. Eines Tages sey Karl auf den Einfall gerathen, einen seiner Spielgefährten an einen Baum zu hängen; kaum war dieß geschehen, so habe ein weisser Haase, der plözlich aus einem Gebüsche hervorgesprungen, so sehr seine Aufmerksamkeit und seine Jagdlust erregt, daß er ihn verfolgte und erst nach einigen Stunden von seiner fruchtlosen Verfolgung zurückkehrte. Der Knabe hing todt am Baume, und Karl, der sich darüber entsezte und von dem Mühler für die leichtsinnige Ermordung seines Lieblings die furchtbarste Strafe, ja selbst den Tod zu erwarten hatte, entfloh, wurde von seinem Vater, einem mächtigen König, zufällig und nach wunderbarem Schicksal erkannt ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Ueber seine frühere Erziehung schweigt die Geschichte, doch darf man mit Grund behaupten, daß er schon in zarter Jugend durch ritterliche Uebungen muthig und stark gemacht wurde. In seinem zwölften Lebensjahre wurde er vom Pabste Stephan zum künftigen König gesalbt und, neunzehn Jahre alt, focht er in den Schlachten des aquitanischen Krieges mit ausgezeichneter Tapferkeit, welche sein Vater dadurch belohnte, daß er ihn zum Schirmherrn des Klosters des heiligen Carilefus zu Anisola, in Neustrien — eine Würde, welche in jenen Zeiten nur ältlichen, als sehr tapfern, viel erprobten Rittern verliehen wurde — feierlich ernannte.

Im Lesen wurde Karl, wie ein sehr glaubwürdiger Historiograph versichert, nur mittelmäßig, im Schreiben beinahe gar nicht unterrichtet. Es war im Geiste jener Zeit, daß man glaubte, die Bestimmung eines künftigen Herrschers erhebe ihn über die Wissenschaften, welche nur den Niedriggebornen anstehen. Des Knaben Karls Geist schwang sich schon aus den Spielen seiner Jugend zu dunklen Ahnungen künftiger Größe auf kräftigen Schwingen empor, er fühlte sich unendlich reich in seinem Innern, und eine seltene, wenn auch noch unentwickelte Kraft schuf seine geistige Selbstständigkeit. Verachtend sah sein Auge auf die Schmeichler hin und nur ernst und scharf dem hohen Ziele seines Berufes entgegen, sein Drang nach ritterlichen Thaten und kriegerischen Ruhm, seine Liebe zur Jagd schützten ihn gegen Verweichlichung. Daß er, noch ein Jüngling, schon zum Richter über einige Gaue ernannt wurde, und sein Richteramt mit eben so strenger Redlichkeit als tiefen Einsichten verwaltete, beurkundet zur Genüge, wie sehr er sich mit den Gesezen und seinen Pflichten vertraut gemacht hatte. Die Erhabenheit seines Vaters als Herrscher und Mensch war ihm ein begeisterndes Vorbild, und die Beispiele großer Männer in den Tagen des Friedens und des Krieges thaten viel für den aufstrebenden Geist, aber Beispiele erzeugen in

des Menschen Brust nicht den himmlischen Funken, sie wecken ihn nur, und was Karl geworden, wurde er aus sich selbst.

768.

Pipin, Karls Vater, starb, und Karl wurde als König der Franken gekrönt. Auf Zureden seiner Mutter Bertha vermählte er sich mit der Tochter des Lombarden-Königs Desiderius, verstieß sie aber bald — durch Pabst Stephan dazu veranlaßt — und ehelichte dann Herzog Gottfrieds und der Imma Tochter, die schöne, fromme Hildegarde, abstammend aus alemanischem Geschlechte. Des Vaters Wille bestimmte ihn, Frankreich mit seinem jüngern Bruder Karlmann zu theilen, doch die Theilung führte durch ihre Bedingungen Zwietracht unter den Brüdern herbei, und es wurde oft an dieser Theilung abgeändert, ohne daß diese Abänderungen die Zufriedenheit der Theilenden begründeten.

Der Longobardenkönig Desiderius, Schwiegervater der beiden Prinzen, konnte Karl nicht vergessen, daß er seine Gemahlin, des Desiderius Lieblingstochter, verstossen hatte; aus Rachsucht erregte er Unruhen in Frankreich, und durch die Liebe der Großen des Reiches zur Unabhängigkeit wurden ihm viele und leichte Mittel, diese Unruhen nicht nur zu mehren, sondern auch zu vergrößern. Die Aquitanier gaben den übrigen, unter Karls Herrschaft stehenden Völkern, das Beispiel der Empörung; mit den Waffen in der Hand wollten sie eine Unabhängigkeit behaupten, für die sie sich trotzig erklärt hatten. An der Spitze seiner Kriegsmannen zog Karl aus, die Empörer zu strafen, und seine königlichen Rechte fest zu begründen. Sein Heer war nicht zahlreich, denn er rechnete auf den Beistand seines Bruders, zu dessen Reich damals ein Theil Aquitaniens gehörte. Karlmann schloß sich mit zahlreichen und wohlgerüsteten Schaaren an die seines Bruders, aber schon in der ersten Schlacht, die ent-

scheidend seyn mußte, und im Augenblicke der höchsten Gefahr zog er sich mit seinen Kriegsleuten zurück; Karl hatte nun allein gegen die Uebermacht der Feinde zu kämpfen.

Groß war seine Erbitterung gegen den treulosen Bruder, und dieser, höchst gereizt durch die Schmähungen, welche Karl durch einen Herold über ihn ausgoß, hegte einen tödtlichen Haß gegen Karl, und dieses Gefühl, und die Aufregungen Einiger der Ersten seiner Umgebung verleiteten ihn, nach des Bruders Krone und Leben zu trachten. Da trat Bertha, die Königin Mutter, zwischen die feindlichen Brüder, und durch Vorstellungen und Bitten bannte sie Haß und Zwietracht aus den Herzen ihrer Söhne. Zu Selz am Rheine geschah die Versöhnung öffentlich und unter grosser Feierlichkeit. Aus Freude darüber stellte Pabst Stephan zu Rom eine allgemeine Freudenfeier an.

769 — 770.

Hunold, Herzog von Aquitanien, hatte aus Zorn über so viele erlittene Niederlagen sich in ein Kloster zurückgezogen. Jezt trat er aus den stillen, friedlichen Mauern auf das Schlachtfeld, aber von Karl besiegt, in Vaskonien von seinem Freunde, dem Herzog Welf, verlassen, floh er nach Italien, und wurde zu Pavia bei einem Volksaufstande gesteinigt.

Durch Hunolds Niederlage wurde Karl Herr von Aquitanien nebst Vaskonien, und erbaute die Feste Fronsac (Fontenay) an der Dordogne.

Hart war der Kampf und blutig und opferreich, den Karl gegen die Völker Aquitaniens zu kämpfen hatte. Durch Klugheit und Tapferkeit unterwarf er sich die Anführer. Erst 28 Jahre alt bewies Karl in diesem Kriege sich so sehr als Held, und entwickelte solch einen Reichthum kriegerischer

Talente, daß selbst jene seiner Vasallen, die stets nach Unabhängigkeit strebten, und mit ihrem Freiheitssinne den höchsten Muth vereinten, Karls Namen nur mit Furcht nannten, und diese Furcht schlug die unruhigen Gemüther in kräftige Fesseln. Der Kampf mit den Aquitaniern hatte Karl zur Ueberzeugung geführt, wie nothwendig es sey, die Großen seiner Länder niederzuhalten, und ihre Aufmerksamkeit und ihre Verbindungen durch bedeutende Beschäftigungen von den innern Angelegenheiten des Reichs abzulenken. Daß er in der Folge Eroberungskriege führte, wo sich seine Talente im vollen Glanze zeigten, geschah nicht so sehr aus eigener Neigung, als er durch die innere Lage des Staates dazu vermocht wurde.

771.

Karlmann starb, unversöhnt mit seinem Bruder, mit dem er bald nach jenem zu Selz gemachten Vereine, auf das feindlichste zerfallen war. Karlmanns Wittwe, befürchtend die Rache des mächtigen Schwagers, dessen edles Herz sie mißkannte, floh mit ihren beiden Söhnen nach Italien zu ihrem Vater, und Karl bemächtigte sich des ganzen Reichs, welches schon jezt von sehr bedeutendem Umfange war, indem ausser ganz Frankreich ein großer Theil von Teutschland dazu gehörte.

772.

Schon dem Frankenkönig Dagobert hatten die Sachsen einen jährlichen Tribut von 500 Rindern leisten müssen. In der Folge verweigerten sie ihn; Karl Martell unterjochte sie neuerdings, doch unter Pipin wollten sie das Joch abschütteln. Besiegt von dem mächtigen, kriegskundigen Gegner, flohen sie über die Weser zurück, und nur ein feierlicher Schwur, jährlich 300 Pferde zu liefern, und dem christlichen Glauben sich zu weihen, rettete sie von einem langen verderblichen Kriege und von ihrer Vernichtung.

Vier Jahre war Karl Regent, da erhoben sich neuerdings die Sachsen, und zerrissen die Kette, an welche die Könige der Franken ihre Freiheit und ihren Glauben gelegt hatten. Sie begannen mit dem Morde der Priester, welche zu ihrer Bekehrung und zum Unterrichte in der katholischen Religion unter ihnen waren, und wild jauchzend und den Franken Tod und Verderben schwörend, kehrten sie an ihre Altäre zurück, und opferten ihren Göttern Menschen und Thiere. Die Priesterschaft in Franken, vorzüglich Sturm, der Abt von Fulda, trat vor Karls Thron, erhob schwere Klage gegen die heidnischen Mörder und flehte um deren Strafe und Unterjochung.

Da die Sachsen, welche Holstein und Westphalen zwischen der Weser und Elbe inne hatten, wie alle barbarischen Völker, für welche Unabhängigkeit das erste Gut des Lebens ist, die Plünderung friedlichen Gewerben, das Umherschweifen festem Wohnsitze vorzogen, und da es vorherzusehen war, daß Franken sich keiner Ruhe und keines Friedens erfreuen dürfe, so lange nicht jene in die Schranken eines geregelten, friedlichen Lebens zurückgewiesen sind, so machte Karl auf der Reichsversammlung zu Worms den Antrag, die Sachsen mit Krieg zu überziehen. Schon gleich nach dem Tode Karlmanns hatte er den Plan zu ihrer Unterwerfung gebildet, und der Eifer für das Christenthum und dessen Ausbreitung gaben seinem Antrage zum Kriege gegen diese Heiden eine mächtige Stütze.

Die Eroberung der Feste Ehresburg*) an der Diemel, eines den Sachsen heiligen Ortes, wo der Hauptsitz ihrer Götter und Priester, ihrer Volksfeste und Volksversammlungen war, wo auch die Säule**) ihres Gottes Irmen stand,

---

*) Jezt Stadtberg.

**) In der prächtigen Domkirche zu Hildesheim ist noch heut zu Tag eine Säule befindlich, die man für jene alte Irmensäule

war Karls erste siegreiche That in diesem Kriege, und mit der Feste Ehresburg fielen auch große Schätze in ihre Hände.

Die folgenden Kriege gegen die Sachsen wurden durch Empörungen dieses kriegerischen Volkes erzeugt, das, obgleich überwunden, doch nie ganz, sondern erst durch den Frieden zu Selz 803 völlig unterworfen wurde, nachdem es das Christenthum angenommen. Einen Theil der Sachsen versezte Karl nach Flandern und in die Schweiz, und ihre Wohnsitze wurden von den Obotriten, einem vandalischen Völkerstamme im Mecklenburgischen, eingenommen. Mehr als dreißig Jahre widerstanden die Sachsen, und sie würden sich gegen Karls Macht und seine Geistesgröße behauptet haben, wenn sie nicht in sich zerspalten gewesen wären. Unter ihren tapfern, kriegskundigen Anführern zeichneten sich Wittekind und Alboin (Alf) vorzüglich aus.

Um den langen Widerstand der Sachsen begreiflich zu finden, darf man nicht vergessen, daß die Art, wie die Heere jener Zeit gebildet waren, jedes Jahr einen Stillstand herbeiführte, indem der Heerbann nur für einen Feldzug galt, Karl zu gleicher Zeit auch gegen die Longobarden, die Avaren, die Saracenen und die Dänen Krieg führen mußte, und daß die Größe seiner Staaten die Empörungen der Vasallen erleichterte, weßhalb er oft genug zu thun hatte, nur den Frieden im Innern aufrecht zu halten, und sich in seinem Ansehen zu behaupten. So rief, indeß sich

---

hält. Sie steht auf einer großen Treppe vor dem hohen Chor, ist ungefähr 10 Fuß hoch, und von streifigem Marmor, der einen hohlen Klang gibt. Anstatt des Götzenbildes ist sie jezt mit einem hölzernen Marienbilde, nebst Christuskind und Scepter geziert. Das Götzenbild selbst war nach Einigen ein schöner, gewappneter Mann, nach Andern ein unförmlicher Klotz.

eben Karl an den Ufern der Weser mit den Sachsen schlug, der Pabst Hadrian seine Hülfe an, als Desiderius ihm das Exarchat von Ravenna, das Pipin der Kleine, dem heiligen Stuhle geschenkt hatte, wieder entriß, und in ihn drang, Karls Brudersohn zu krönen, damit Karl als Thronräuber erscheinen, und sein Volk sich von ihm wenden möchte. Die Gefahr war dringend. Schnell verließ Karl Teutschland und zog mit seinem Heere nach Italien. Desiderius hatte sich nach Pavia geflüchtet, welches von den Longobarden muthig vertheidigt wurde. Endlich fiel die Stadt, und Desiderius, so wie die Wittwe Karlmanns nebst ihren Söhnen, wurden gefangen nach Frankreich abgeführt. Desiderius endigte sein Leben in einem Kloster; über das Schicksal der Andern schweigt die Geschichte.

Als Karl gegen Desiderius zog, hatte dieser die Haupt-Engpässe verrammeln und vermauern lassen, wodurch das Heer der Franken in seinem Zuge sehr aufgehalten wurde. Karls Schalksnarr, der nach Sitte jener Zeiten, seinen Herrn stets begleitete, sang: „Was wird dem zum Lohne, der einen Weg nach Italien zeigt, wo kein Speer entgegen steht und kein Schild?“ —

„Was er verlangt!“ — entgegnete Karl. Der Hofnarr hatte einen gewandten Kundschafter, der ihm eine von den Feinden unbeachtete Schlucht verrieth. Durch diese, noch heute der Frankenweg genannt — führte er das Heer und forderte alles Land, mit Männern und Frauen, so weit man die Töne seines Horn hörte, zum Lohne. Karl sagte ihm diesen zu, und nun stieg der Narr auf einen hohen Berg, blies aus Leibeskräften und fragte Jeden, der ihm begegnete: „Hast du das Horn gehört?“ — Bejahte es dieser, so gab er ihm einen Schlag in das Gesicht, mit den Worten: „Nun bist du mein Knecht!“ Deßhalb wurden auch seine Nachkommen die durchs Horn Gewonnenen (Transcornati) genannt.

774.

Karl ließ sich mit der eisernen Krone zum Könige von Italien krönen. Obgleich nun das Königreich der Longobarden aufhörte, so behielten doch die Provinzen, aus denen es bestanden hatte, ihre bisherigen Gesetze und Verfassungen, so wie es überhaupt ein Hauptgrundsatz des großen Monarchen war, den besiegten Völkern nicht ganz ihr Herkommen und ihre Gesetze zu entziehen, auch sie nicht nach Einer Form regieren zu wollen. Er folgte hier klüglich den Winken der Politik, die in einer so bewegten Zeit sich sehr hüten mußte, durch eine Vereinigung aller seiner Vasallen mit gleichem Rechte zu einem Staatskörper eine allgemeine Vereinigung derselben wider ihren Regenten möglich zu machen.

777.

Wittekind strömt verheerend heran, nimmt Ehresburg weg, sezt die Länder zwischen der Diemel und dem Rhein in Aufruhr, und rückt vor Siegberg. Karl eilt aus der Mitte der Lombardei heran, schlägt Wittekinds Schaaren und spricht zu den Besiegten: „Sachsen, durch Jesum, den Sohn Gottes, habe ich eure und eurer Götter Macht besiegt, zur Ehre des wahren, des einzigen, des allmächtigen Gottes, den ich, euer Herr, im Staube anbete. So verlaßt denn eure nichtigen Götzen, die euch nicht zu schützen vermochten. Betet meinen Gott an, den Allmächtigen, und seinen Sohn Jesum Christum. Laßt euch taufen; ich verspreche euch dagegen: Ihr sollt ungekränkt bleiben in eurem Eigenthum, eurer Sprache und euren Sitten.“ —

778.

Karl hatte, zur Sicherung der Gränzen, ein Fort an der Lippe erbaut, und sich von den Sachsen den Gehorsam und den Uebertritt zum Christenthum feierlich geloben lassen, dann zog er mit einem mächtigen Heere nach Spanien zur

Unterstützung eines maurischen Fürsten. Auch diesen Feldzug krönten neue Siege und neuer Ruhm. Die Eroberung von Pampeluna, die Unterwerfung der Grafschaft Barcellona verbreiteten in ganz Spanien den Schrecken seines Namens. An der Spitze seiner sieggewohnten Krieger zog er der Heimath zu, durch das Thal Ronceval, da überfielen die Saracenen, unterstützt von den Gebirgsbewohnern, den Basken, Karls Krieger, die keinen Feind in ihrer Nähe vermutheten und in keiner kriegerischen Ordnung marschirten. Hier erlitten sie eine bedeutende Niederlage, und in diesem Kampfe war es, wo Roland, Karls Schwestersohn, einer der berühmtesten Krieger jener Zeit, getödtet wurde.

Turpin hat über Karl den Großen, besonders über Roland in lateinischer Sprache geschrieben. Viele nennen seine biographische Abhandlung eine fabelhafte Erzählung, aber wer mag den Erzbischof Turpin, sey er oder ein anderer der Verfasser der Chronik, die seinen Namen trägt, den Vorwurf machen, daß er uns in der Geschichte Rolands eine fabelhafte und in seiner Person eine durchaus unhistorische gegeben hat? Die Geschichte des Ritterwesens selbst führt uns in die Zeiten Karls des Großen zurück, wo wir die ersten blühenden Zeiten des Ritterthums suchen. In allen alten Ritterepopöien erscheint Karl der Große mit seinen zwölf Paladinen, unter welchen der furchtbare Roland die erste Stelle behauptet.

779.

Die Aquitanier, ein höchst unruhiges Volk, waren von einer immer sehr feindlichen Stimmung gegen Karl. Um nicht durch die stete Aufmerksamkeit dahin zu sehr in Anspruch genommen und in manchen andern wichtigen Unternehmungen gehindert zu seyn, entschloß er sich, den Völkerschaften Aquitaniens einen eignen Regenten zu geben. Er wählte dazu den jüngsten seiner Söhne, Ludwig, genannt der Fromme.

Von den Longobarden beunruhigt, hatte er manchen gefahrvollen und opferreichen Strauß mit den Griechen zu bestehen, welche Italien wieder zu erobern immerwährende Versuche machten. Auch die Fürsten in Italien, denen er einen Theil der obersten Gewalt anvertraut hatte, zeigten wenig Treue; daher gab er ihnen seinen zweiten Sohn, Pipin, zum Regenten, indeß sein Sohn Karl stets bei ihm blieb und ihn in seinen Unternehmungen unterstützte.

780.

Um der königlichen Würde in dem Glauben der Völker Unverlezlichkeit zu geben, ließ er seinen Sohn Karl, und Pipin, seinen zweiten Sohn, in Rom vom Pabste krönen.

782.

Als Karl eben zu Bonn am Rhein Hoflager hielt, um das jährliche Maifest zu feiern, erschienen vor ihm Gesandte aus Dänemark, vom Könige Gotrick, mit ihnen zugleich Gesandte vom Könige der Avaren und noch einem andern mächtigen Könige Nordens. Ueber den Inhalt und den Zweck dieser Sendungen kam nichts zur Oeffentlichkeit, doch ist Grund zur Vermuthung da, daß Wittekind, der seine Macht durch Bundesgenossen mehren wollte, und die Höfe dieser Monarchen besucht hatte, diese Sendungen veranlaßte. Bald nach der Rückkehr der Gesandten verlezten die Sorben, eine wendische Nation zwischen der Elbe und Saale, das fränkische Gebiet und zogen mit Raub und Mord durch Thüringen. Karl ließ sein Heer aufbrechen, und theilte es in drei Abtheilungen, wovon die erste und zwar die stärkste der Pfalzgraf Worad, die zweite Graf Geilo, und die dritte der Kämmerer Adalgis befehligte. Der Feldherren Meinung, dieses Volk in schneller Niederlage aufzureiben, mußte bald der Ueberzeugung weichen, daß diese Sorben nur Wittekinds Vorhut bilden, und dieser mit einer Macht, wie noch keine

sächsische zu Felde gezogen war, ihnen trotzig entgegen rücke. Karls Feldherren zogen sich zurück, um in einer sichern, festen Stellung Hülfstruppen, mit welchen Graf Theodorich, ein Verwandter des Königs, bereits in Eilmärschen heranrückte, zu erwarten, dann Wittekind entgegen zu gehen und ihn zu schlagen. Sie rückten vor, aber nicht mit jener Ordnung, mit jener Vorsicht, die der weise Feldherr zu beobachten hat.

Fruchtlos warnte Theodorich; ihm entging nicht, daß Karls Geist nicht auf seinen Feldherren ruhe, und daß Wittekind nur diesem Geiste weichen müsse. Standhaft weigerte er sich, unter diesen Umständen den Feind anzugreifen, aber eben diese Weigerung war Karls Feldherren willkommen, ihnen allein winkte nun die Ehre des Sieges, rasch warfen sie sich in der Gegend von Hausbergen auf Wittekinds Schaaren, und — Karls Heer ist vernichtet, Graf Worad und Graf Geilo hauchen ihr Leben auf dem Schlachtfelde aus, und der Kämmerer Adalgis, schwer verwundet, entrinnt nur durch die Schnelligkeit seines Roßes der Gefangenschaft und einem martervollen Tode.

Karl, noch vor der Schlacht durch Graf Theodorich auf die verderbliche Raschheit seiner Feldherren, und auf die höchst schlimmen Folgen aufmerksam gemacht, rafft in Eile so viel Truppen, als möglich, zusammen, stürzt sich mit seinem kleinen Heere auf Wittekind, und die siegetrunkenen Sachsen erbeben beim Anblicke des Gefürchteten und fliehen. Da blickt Karl mit wild rollendem Auge auf das leichenbesäete Schlachtfeld hin, er zählt nur Wenige der Vielen, die er hingesandt hatte gegen Wittekind und, hingerissen von furchtbarem Zorne gegen die treulosen Sachsen, denen er so oft verziehen, denen er so oft ein milder Richter, ein guter Vater war, ließ er 4500 Sachsen, über welche er zu Verden, an der Aler, Gericht hielt, an einem Tage niederhauen. Diese Strenge reizte den Haß des Sachsenvolkes bis zur Wuth.

Nur ein Hinblick auf die stete Empörung der Sachsen, auf die Rohheit des Zeitalters und auf jenen Religionseifer, der jedes Mittel, war es auch das grausamste, durch seinen frommen Zweck heiligen zu können glaubte, lassen Karls Gewaltthat einige Entschuldigung zu.

785.

Noch immer war Wittekind in Karls Wünsche, das Christenthum anzunehmen, und mit ihm in Freundschaft und Frieden zu leben, nicht eingegangen. Karl wollte auf dem Wege der Güte versuchen, was ihm mit den Waffen in der Hand noch nicht gelungen. Er sandte drei der Vornehmsten seiner Umgebung mit großem, glänzenden Gefolge an Wittekind und Albion, die sich in den Gegenden von Walmirstädt und Gardelegen mit Rüstung ihrer Kriegsmannen beschäftigten, als Gesandte ab, und ließ der Sachsen Fürsten an sein Hoflager, welches er bis nach Bardewick vorschob, um dadurch seinem Feinde einen Beweis besonderer Artigkeit zu geben, zu einer freundschaftlichen Unterredung einladen. Wittekind und Albion erscheinen vor Karl, sie haben eine lange, geheime Unterredung, und — beide werden Christen.

Warum die Sachsenführer diesen Schritt jezt so rasch gethan, darüber ist nichts klar geworden. Feierlich wurden die Bekehrten zu Atigny in der Champagne getauft, und Karl war der Pathe. Mit ihnen erhielten Geva, Wittekinds Gemahlin, die Edelsten des Sachsenlandes, und eine unübersehbare Menge des gemeinen Sachsenvolkes zugleich die Taufe.

Unbeschreiblich war Karls Freude, die wichtigsten seiner Feinde, und so viele von deren Anhängern nun in den Armen der christlichen Kirche zu sehen; in großer Eile mußte der Abt Andreas nach Rom reisen, um dem Pabste Hadrian diese wichtige, freudenvolle Kunde zu bringen, und einer

der ersten Höflinge wurde an den Hof des Königs Offa von Mercia als Eilbote gesandt, an welchen Karl schrieb:

„Karl, durch Gottes Gnade König der Franken und Lombarden, Schirmvoigt der Römer, dem ehrwürdigen und geliebtesten Bruder Offa, dem Könige der Mercier, Gruß, Ehre und Liebe. Weil es geziemend, daß mächtige und berühmte Könige durch das Band der Freundschaft verknüpft leben, und zu wechselseitiger Freude einander Glück wünschen, auf daß Christus durch dieß Band der Liebe in und von Allen gepriesen werde, glaubten wir Eurer Herrlichkeit diese fröhliche Botschaft senden zu müssen. Nachdem wir den edlen Staat der Lombarden mit allen seinen Bürgern unsrer Herrschaft und durch Christi Beistand, dem wir zu dienen begehren, ganz Italien unserm Scepter glücklich unterworfen, haben Desider, der Lombarden-König, und die Herzoge Sachsens, die wir unserm Winke geneigt gemacht, Wittekind und Alf, mit fast allen Einwohnern Sachsens das Sakrament der Taufe angenommen, hinführo dem Herrn Jesu Christo zu dienen. Solches wollte ich, Karl, der morgenländischen christlichen Könige Mächtigster, Euch Offa, dem Mächtigsten der abendländischen christlichen Könige, zu Eurer Freude zu wissen thun, und Euch mit ganz besonderer Liebe aufrichtig umfassen.“

Was Wittekind bei der feierlichen Taufhandlung geschworen hatte, Treue dem christlichen Glauben, Treue dem befreundeten Karl, hielt er redlich. Inniger weihte er sich der Anbetung des alleinigen Gottes, als er früherhin seinen Götzen gehuldigt hatte. In einer Schlacht wider den schwäbischen Herzog Gerwald (807) wurde er durch einen Lanzenstich tödtlich verwundet, schon einige Tage darauf starb er. Sein Leichnam wurde zuerst in Paderborn, dann zu Engern in der Grafschaft Ravensberg beigesezt, wo ihm Kaiser Karl IV. ein Monument errichten ließ.

788.

Karl rüstete sich zu einem Einfall in das morgenländische Reich. Irene, die Kaiserin von Constantinopel, gleich berühmt durch Geist und Schönheit, wie durch Lasterthaten, wußte Karls Einfall in ihr Kaiserthum hinzuhalten. So geheim als möglich sammelte sie ein zahlreiches Heer. Karl hatte Kundschafter, deren scharfen Augen nichts verborgen blieb. Durch diese von Irenens feindlichen Gesinnungen in Kenntniß gesezt, brach er ungesäumt auf, stieß in Calabrien auf Irenens Heer und schlug es.

Tassilo II., Herzog in Bayern, wurde von seiner Gemahlin Luitberg, einer Tochter des Lombardenkönigs Desiderius, gegen Karl, der ihren Vater vom Throne vertrieben, zur Rache aufgereizt. Er zog zu Felde gegen Karl, wurde geschlagen und mußte auf der Versammlung zu Ingelheim erscheinen.

Hier stand nun der alte Herzog vor dem jüngern Könige, seinem Vetter, zagend ob der vielen Anklagen, die gegen ihn erhoben wurden. Selbst die da gegenwärtigen Bayern warfen ihm seine Treulosigkeit vor, und man las nun folgendes aus den bayerischen Gesezen: „Welcher Herzog aber in Königslanden sich auf irgend eine Weise vermessen wird, des Königs Gebot zu verachten, soll seiner Würde entsezt, zu andächtigem, beschaulichem Leben verurtheilt, und des ewigen Heils verlustig seyn.“

Diese Strafe schien den Meisten zu gelinde, und sie stimmten für den Tod, weil der Herzog wiederholt seinen Lehenseid gebrochen, und die Feinde ins Land gerufen. Aber Karl fühlte Mitleid, und befahl, daß Tassilo geschoren, und in eine Mönchskutte gesteckt werde. Luitberg und ihre Töchter mußten gleichfalls den Schleier nehmen, und so endete das Geschlecht der Agilolfinger, und Bayern wurde nun, als fränkische Provinz, durch Grafen regiert.

Tassilo

Tassilo kam zuerst nach Fulda, und dann ins Kloster Lorsch am Rhein, Worms gegenüber.

Hier lebte er in strenger Bußübung, und bereute schmerzlich, was er in seinem Leben verschuldet haben mochte. Einige alte Chroniken legen ihm den Namen eines Heiligen bei und erzählen: „Als er nun uralt und blind geworden, habe ihm ein Engel zum Führer gedient, und seine Schritte aus der Zelle in die Kirche geleitet. Da soll Karl einmal zufällig in die Kirche zu Lorsch getreten seyn, und mit Erstaunen und Grauen gesehen haben, wie ein holder himmlischer Knabe den blinden Herzog vom Altar weg in das Kloster zurückführte, und eine Glorie das Haupt des Greises umgab."

790.

Dieses Jahr, das zwei und zwanzigste der Regierung Karls, war das einzige, das er nicht unter den Waffen zubrachte. Je mehr sich seine Macht ausbreitete, um so mehr dachte er darauf, den von seinem Vorfahren, Karl Martell, gehegten Plan der Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthums auszuführen. Die Kaiserin Irene, welche damals zu Constantinopel herrschte, ließ, um die Theilung des Reichs zu hindern, Karl den Vorschlag thun, ihre Kinder zu vermählen, wodurch die Welt von Neuem unter Eine Herrschaft gekommen wäre. Ihr Vorschlag ward angenommen, und als Irenens Ehrsucht sie so weit geführt hatte, ihren eigenen Sohn zu entthronen, sich der obersten Gewalt zu bemächtigen und ihre Hand Karl selbst antragen zu lassen, war er auch dieser seltsamen Verbindung gar nicht abgeneigt, die der Welt ein ganz neues Schauspiel gewährt haben würde, wenn Irene nicht selbst vom Throne gestoßen worden wäre.

792.

Im ununterbrochenen Kampfe nach Aussen, sah Karl nun auch den Frieden seines Herzens tief verlezt und sich

da angegriffen, wo er sich am schmerzlichsten verwundet fühlte. Es war ein Sohn von ihm, auch Pipin genannt, der gegen den eignen Vater eine Verschwörung anzettelte. Dieser Pipin, der älteste unter allen Kindern Karls, und zwar von seiner verstoßenen Gemahlin, wurde von seinem Vater nicht so zärtlich geliebt, wie seine Geschwisterte, auch von jedem Antheile an der Regierung des Reichs ausgeschlossen. Das schmerzliche Gefühl, dem Vater weniger zu seyn, als die Uebrigen, die Scham, unthätig, ohne Macht und Würde ein Pflanzenleben führen zu müssen, erstickten die kindliche Liebe in dem Herzen des Ehrgeizigen, und der entartete Sohn trachtete nach dem Leben des Vaters. Pipin führte zu Regensburg seine Mitverschwornen vor Tagesanbruch in eine Kirche und an den Altar, um sich da nochmal über die Ausführung ihres Planes zu besprechen und dann sich durch einen Eid auf das innigste zu verbinden. Zufällig war gerade ein Mönch hinter dem Altar. Dieser hörte die Unterredung und den Eid und eilte zu Karl, um selbem zu entdecken, was er gehört. Karl ließ die Verschwornen ergreifen und vor die Reichsversammlung führen. Diese erkannte über die Hochverräther den Tod, aber der großmüthige Monarch verurtheilte seinen Sohn Pipin und die Mitverschwornen zu Tonsur und Kloster.

794, 796.

Neuerdings empörten sich die Sachsen, verheerend zogen sie im Lande umher. In der Gegend von Minden rotteten sich große Schaaren, sie drohten Verderben, aber es stand kein Wittekind, kein Alboin an ihrer Spitze, und in jedem Gefechte wurden sie von Karl geschlagen.

Sechs Jahre herrschte nun Friede zwischen Karl und den Sachsen, sie empörten sich zwar in der Folge wieder, aber es war nur mehr ein Funke der ehemaligen Zwietrachtsflamme, den Karl schnell erstickte.

800.

Pabst Leo III., ein sanftmüthiger, frommer Mann, wurde, als er eben mit dem Volke aus dem Lateran in die St. Lorenzkirche zog, von Paschalis und Campalus, zwei der vornehmsten Geistlichen und ihren bewaffneten Mitverschwornen angefallen, mißhandelt, und, in seinem Blute schwimmend, in ein Kloster geschleppt. Albin, ein treuer Kämmerling, rettete den Pabst, und diesem gelang es, seinen Mördern zu entfliehen, und unter dem Schutze des fränkischen Grafen Winigis von Spoleto Teutschland zu erreichen. Karl war damals in Paderborn, dorthin eilte der Pabst, und wurde eben so feierlich als herzlich empfangen. Zur Bewirthung des hohen Gastes ordnete Karl glänzende Feste an, und bald kehrte Leo wieder nach Rom zurück, geschützt durch ein mächtiges kriegerisches Gefolge, und umgeben von fränkischen Bischöfen und Grafen, welche, als unpartheiische Richter, den Vorfall untersuchen sollen.

Auch Karl folgte schon in einigen Tagen, nachdem er die nöthigsten Anordnungen für sein Reich gemacht hatte. Bis Lamentana zog ihm Pabst Leo mit edlen Römern entgegen, und der allgemein hochgefeierte Regent wurde mit den größten Ehrenbezeugungen, mit Liebe und Demuth empfangen.

Am siebenten Tage seiner Anwesenheit in Rom hielt Karl eine Versammlung in der Peterskirche. Da saßen der Pabst, der König, die Erzbischöfe, die Bischöfe und Aebte auf hohen, prächtig geschmückten Kissen, einem Thron ähnlich. Die übrige Geistlichkeit, die Römer und Teutschen vom Adel, standen zu beiden Seiten. Jezt sollte die Untersuchung beginnen, aber die Geistlichkeit rief: „Wir können und mögen nicht richten über das Oberhaupt der Kirche!“ Da sprach der Pabst: „So will ich mich reinigen nach der Weise meiner Vorgänger.“ Er nahm das Evangelium, hob

es hoch empor vor allem Volke und schwur, daß er sich keiner unrechten That bewußt sey.

Die Urheber des an dem Pabste verübten Frevels wurden nun zum Tode verurtheilt, aber der sanfte Leo bat für die Unglücklichen, und Karl verbannte sie aus dem römischen Gebiete.

Der Pabst und Karl, alle Geistlichkeit, aller Adel und alles Volk von Rom versammelte sich am Weihnachtsfeste in der Peterskirche, die Geburt des Herrn zu begehen. Als Karl nach dem Hochamte vom Betstuhle aufstand, trat Pabst Leo vor ihn, sezte ihm die Kaiserkrone aufs Haupt, und salbte ihn mit dem heiligen Oele. Das Volk aber rief: „Heil, Heil dem Kaiser von Rom!“

An diesem Tage wurde Karl zum Cäsar und Augustus ausgerufen, man bewilligte ihm den Schmuck der alten römischen Kaiser.

So wurde, nach dreihundert vier und zwanzig Jahren, das römische Kaiserthum wieder hergestellt, doch es konnte sich nicht in einer Familie erhalten, wo die Gewalt sich unter die Kinder des verstorbenen Monarchen gesezlich theilte.

Eginhard, der älteste teutsche Geschichtschreiber, behauptet in seinem ausführlichen, gut geschriebenen Leben Karls des Großen, daß Karl von dem Vorhaben des Pabstes, ihm die Kaiserkrone aufs Haupt zu sezen, auch nicht eine Ahnung gehabt habe, und Karl wäre an jenem Tage nicht in die Kirche gegangen, hätte er vorher nur die mindeste Kunde davon erhalten.

802.

Karl wählt sich seinen Lieblingsort Aachen zu seiner bleibenden Residenz.

804.

Es wurde der von Ihm zu Aachen im griechischen Geschmacke erbaute Dom am Dreikönigsfeste vom Pabste Leo in Gegenwart von 365 Bischöfen, mit dem größten Pomp eingeweiht.

810.

In diesem Jahre verlor Karl seinen Sohn Pipin, den König von Italien, und im nächsten Jahre folgte diesem im Tode Karl, der älteste seiner Söhne.

813.

Ludwig, König von Aquitanien, der einzige noch übrige von Karls rechtmäßigen Söhnen, wurde von ihm zum Mitregenten ernannt, da Alter und zunehmende Schwäche ihn ahnen ließen, daß das Ende seines Lebens nicht mehr ferne seyn könne.

814.

Es war der 28. Jänner dieses Jahres, als Karl der Große im 71sten Jahre seines Lebens und im 47sten seiner Regierung starb. Furcht und Ahnung, daß sein Reich dem Andrange fremder Feinde nicht lange widerstehen würde, umschwebten ihn noch in der Todesstunde. Diese Gefühle hatte er schon früher laut ausgesprochen, als er einst vor einer Burg am Gestade der Nordsee, wohin er in Verfolgung der Normanen aufgebrochen war, die Schiffe der Verwüster dahin fliehen sah. In ernstes Schweigen versunken, blickte er ihnen nach, eine Thräne entrollte dem Auge des großen Helden, und auf die Frage seiner bestürzten Begleiter sagte er: „Wenn diese, schon während ich noch lebe, solches wagen, was wird mein Volk von ihnen dulden müssen, wenn ich dahin bin!“ —

In Karls lezte Tage war manche Bitterkeit gemischt; vor ihm starben seine Söhne Pipin und Karl, und seine Tochter Rothrud, und seine feste Gesundheit wurde von beständigen Fiebern erschüttert. Auch erzählen die Schriftsteller von manchen schauerlichen Vorbedeutungen seines nahen Endes. Sonne und Mond verfinsterten sich mehr als gewöhnlich. Auf seinem Zuge gegen Gotrick erschien in der Luft ein feuriges Zeichen, worüber sein Roß erschrack und ihn abwarf, daß er ohne Geschoß und Mantel von den Dienern aufgehoben wurde. Die Rheinbrücke, welche er gebaut, gerieth in Brand; der feste Säulengang zwischen der kaiserlichen Burg und der Domkirche zu Aachen stürzte am Himmelfahrtstage zusammen. Im Innern der Burg vernahm man oft das Knarren des Getäfels, der Blitz zerschmetterte den Knopf der Kathedrale, in welcher er später begraben wurde, und in der Kirche erlosch der seinem Namen beigeschriebene Titel.

Zu Aachen, wo Karl gern und gewöhnlich sich aufhielt, wurde er begraben. Man ließ ihn in ein Gewölbe hinab, wo er auf einem Thron von Gold im kaiserlichen Prachtgewande gesezt wurde. Auf dem Haupte trug er die Krone, in der Hand hielt er einen Kelch, an der Seite hatte er das Schwert, auf seinen Knieen lag das Evangelienbuch, zu den Füßen Scepter und Schild. Man versiegelte die Gruft, und errichtete über derselben eine Art von Triumphbogen, worauf die Worte standen: „Hier ruht der Körper Karls, des großen und rechtgläubigen Kaisers, der das Reich der Franken glorreich erweiterte und 47 Jahre glücklich regierte.“

Karl, der Regent.

Alle Völker, vom Ebro bis an die Theiß, und von der Eyder bis jenseits der Tiber, nach Benevent hinab, verschieden an Sprache und Sitten, an Charakter und Bildung, gehorchten dem Winke dieses einzigen Mannes, und beugten sich vor dem Geiste des großen allgewaltigen Herrschers. Ein wahrer Augustus an Macht und Geist beurkundete er seine Größe vorzüglich dadurch, daß er mit allem Ansehen der höchsten Souveränität seine von Freiheitsliebe beseelten, leicht aufzuregende, in unbändiger Kraft aufbrausende Franken beherrschte, die kraftvollsten, eines Alleinherrschers ungewohnten Nationen unter seinen eisernen Willen beugte, ein unermeßliches, aus teutschen, slavischen, italischen, gallischen Völkern bunt zusammengesetztes Reich mit fester, mächtiger Hand leitete, und alles dieses that, ohne ein stehendes Heer zu haben. Der Heerbann, jenes Aufgebot, welches der Lehensherr bei ausbrechendem Kriege an seine Vasallen ergehen ließ, vermöge dessen sie sich nebst ihren Leuten bewaffnet bei ihm einfinden mußten, war allein das Mittel, wodurch er zu solch großen Zwecken gelangte. Nach dem Inhalte des Heerbannes war jeder Stand, nur der geistliche ausgenommen, körperlich zum Kriegsdienste verpflichtet. Damit sich aber nicht, um sich dem Kriegsdienste zu entziehen, zu viele dem Dienste der Religion widmeten, mußte, wer in diesen treten wollte, Karls besondere Erlaubniß haben. Die Priester selbst aber mußten Kriegssteuer erlegen. Nicht nur auf dem Grund=, auch auf dem Geldeigenthum haftete Dienstpflicht. Je fünf Mann, deren Gesammtvermögen 25 Goldgulden betrug, mußten einen sechsten, die Avaren und Sachsen mußten sogar einst gegen Böhmen den dritten stellen, und

bisweilen wurde die gesammte streitbare Mannschaft in Masse aufgeboten. Doch war die ganze Monarchie in gewisse Marke oder Militärdistrikte eingetheilt, und die Aufgebote wechselten. Sie geschahen regelmäßig durch die Grafen, die dann in den ihrer Aufsicht untergebenen Gauen, nach Vorschrift, die erforderliche Mannschaft unter ihrem Panier sammelten, und zur Stelle brachten. Aber nicht genug, daß die wehrhaften Männer sich stellten, sie mußten sich auch auf eigene Kosten ausrüsten, und sich — meistens auf drei Monate — mit Geld und Lebensmitteln wohl versehen. Die Aermeren z. B. mußten von ihrem in 25 Goldgulden bestehenden Gesammtvermögen dem von ihnen zu stellenden sechsten Manne 5 Goldgulden mitgeben. An Waffen mußte jeder wenigstens einen Bogen mit zwei Sehnen und zwölf Pfeilen, überdieß Schleudern, Schild und Lanze, oft auch Helm und Brustpanzer mitbringen. Dem Heereszuge folgte eine Menge Saumrosse und Wagen, mit Lebensmitteln und Kriegsgeräthe aller Art beladen. So entbot Karl einst dem Abte Fulrad: „Kund sey hiemit, wie wir unsre dießjährige Versammlung in Ostsachsen zu Straßfurth, an der Bode, halten wollen. Deßhalb befehlen wir, daß du dich mit wohlgewaffneter und gerüsteter Mannschaft, wie sich gebührt, sieben Tage vor der Messe Johannis des Täufers einfindest, also, daß du von dort, wohin wir befehlen werden, ins Feld rücken kannst. Jedem Reuter gib Schild, Lanze, Schwert, Messer, Bogen, Köcher und Pfeile; auf die Karren lade Aexte, Hanen, Bohrer, Beile, Hacken, Spaden, und was zum Feldzuge nöthig ist; Mundvorrath vom Tage der Versammlung auf drei, Waffen und Kleider auf sechs Monate.“ — Karl hielt aber auch auf strenge Mannszucht bei seinen Heerzügen. Wehe dem, dessen Hand sich an dem Eigenthum des friedlichen Hüttenbewohners vergriff, der Priester und ihrer Klöster, der Wittwen, Waisen und Wehrlosen nicht schonte, oder dessen Streitroß muthwillig die Saaten des Feldes zertrat. Er mußte nicht nur den Schaden

dreifach ersezen, sondern auch noch am Körper dafür büßen. Es waren hierüber besondere Verordnungen gegeben, und Karl hielt strenge darauf. In dem oben erwähnten Schreiben an Abt Fulrad gibt er die ernste Ermahnung: „Und dieß sagen wir euch, daß ihr geraden Weges und friedlich durch unser Reich ziehet, nichts als Gras, Holz und Wasser nehmet, und eure Diener bei den Reutern und Karren bleiben bis zu uns, damit des Herrn Abwesenheit keine Gelegenheit zu Unfug gebe.“

Um des Reiches Wohlfahrt zu pflegen und zu befördern, berief Karl jährlich zwei große Versammlungen, zu welchen nur die Ersten seiner Staaten geladen wurden, um mit den Räthen die Geschäfte zu behandeln.

Das Jahr hindurch waren Tage bestimmt, an welchen der Pfalzgraf, dem in seinem Gaue die oberste Verwaltung der Gerechtigkeit und Polizei anvertraut war, zu Gericht sitzen mußte. Sehr oft wohnte Karl diesen Sitzungen bei.

Ein großer Plan seiner Regierung war die Verbindung des Rheins mit der Donau, und dadurch des atlantischen Ozeans mit dem schwarzen Meere, mittelst eines Canals. Das ganze Heer mußte daran arbeiten, aber er konnte nicht ausgeführt werden, weil es in jener Zeit noch an Kenntnissen im Wasserbau fehlte.

Er ließ Bäder erbauen, in welchen mehr als hundert Personen im warmen Wasser schwimmen konnten. Karl selbst liebte das Schwimmen, und benutzte oft diese Bäder mit allen Großen seines Hofes, selbst mit seinen Soldaten. Ihm verdankt Frankreich die ersten Fortschritte des Seewesens, er baute den Leuchtthurm zu Boulogne wieder, ließ verschiedene Häfen anlegen, und begünstigte den Handel und den Ackerbau.

Auch den Orient erfüllte Karls Ruhm. Der Patriarch zu Jerusalem, die Kaiser Nicephorus und Michael sandten die Ersten ihrer Umgebung an ihn, um dem großen Regenten ihre volle Anerkennung seiner ausgebreiteten Verdienste kund thun zu lassen, und um seine Freundschaft sich zu bewerben; selbst der berühmte Harun-Al-Raschid ließ ihn zweimal durch Gesandtschaften begrüßen, welche von Karl mit einer Pracht empfangen wurden, die man selbst im Orient nicht gesehen hatte.

Karls Reich begriff Frankreich, den größten Theil von Catalonien, Navarra und Arragonien; dann die Niederlande, Teutschland bis an die Elbe, Saale und Eyder, Ober- und Mittelitalien, Istrien und einen Theil Slavoniens, und Karl hatte sich durch seine Regierung und durch die Weisheit seiner Gesetze unsterblich gemacht.

Karl, der Freund der Wissenschaften und Künste.

Mit Recht nennt man Karl, diesen Freund geistiger Bildung, den Wiederhersteller der Wissenschaften und den Lehrer seiner Völker. Ihn umgaben die ausgezeichnetsten Gelehrten; unter andern Alcuin aus England, den er zu seinem eigenen Lehrer wählte, Peter von Pisa, der den Titel seines Grammatikers erhielt, Paul Warnefried, bekannter unter dem Namen Paul Diaconus, der dem Kaiser in der griechischen und lateinischen Literatur Unterricht ertheilte, auch Theodulf, ein elegischer Dichter aus Italien, Paullin aus Friaul, Rudolph, Erzbischof von Mainz, Rigbod, Bischof zu Trier, Johannes Turpin, Erzbischof zu

Rheims, Engelbert, Adelhart, Aulpert, der Franke, Gerwart, Karls Bibliothekar, Sturm, Abt von Fulda, Bergtoy, Lindrat aus Bayern, Ansegisus, Abt von Flais, der große Rabanus Maurus und der historisch bekannte Eginhart waren die Männer, in deren Umgebung Karl sich ganz in seiner Sphäre fühlte. Auf Alcuins Rath legte er in seinem Pallaste zu Aachen eine Akademie an; den Sitzungen derselben wohnte er mit allen Gelehrten seines Hofes bei, und bestrebte sich unabläßig, durch den Umgang mit diesen Männern seinen Geist auszubilden und sein Wissen zu bereichern.

Aus Italien zog er Lehrer in Sprachen und in Mathematik herbei und stellte sie in den vornehmsten Städten seines Reiches an. Bei den Domstiften und Klöstern errichtete er Schulen für Theologie und humanistische Wissenschaften.

Ueberall, wo es die Verhältnisse erlaubten, legte er Landschulen an, prüfte, ob seinen Verordnungen über den Unterricht der Jugend gehörig entsprochen werde, besuchte sehr oft die Unterrichtstunden, und machte es sich zur regen Sorge, die wissenschaftlichen Versuche der Schüler einzusehen und in seiner Gegenwart Prüfungen mit ihnen vornehmen zu lassen. Einst fand er bei einer solchen Prüfung, daß die Söhne der Vornehmen denen aus der gemeinen Volksklasse an Fleiß weit nachstanden. Diese mußten sich zu seiner Rechten, jene aber zu seiner Linken stellen. Hierauf sagte er zu den Fleißigen im liebreichsten Tone: „Ich danke euch, meine Söhne! ihr habt ganz meinen Wünschen genügt, euch zur Ehre und zum bleibenden Vortheile. Seyd ferner fleißig, einst will ich euch mit hohen Würden belohnen.“ Und zürnend drohte er hierauf den Faulen: „Aber ihr, die ihr euch der Trägheit und dem Müssiggang überlieſet, und meinem Befehl ungehorsam gewesen seyd! Trotzt nur nicht auf den Stand und Reichthum eurer Eltern! Wißt,

Nichtswürdige haben vor mir weder Rang noch Ehre, und — werdet ihr nicht fleißige Schüler, so komme keines von euch wieder vor meine Augen! Beim Könige des Himmels! ich werde euch strafen, wie ihr's verdient!"

Karl sprach mehrere Sprachen fertig, besonders lateinisch. Weniger gelang ihm das Schreiben, weil er sich erst in höheren Jahren darauf gelegt hatte. Im Winter las er viel, und ließ sich selbst bei Tische vorlesen.

Menzel, in seinen Geschichten der Teutschen, sagt von Karl: „Das ist der größere Ruhm seines Andenkens, daß durch ihn der gänzliche Verfall der Wissenschaften im Abendlande verhindert, und ihrem schon erlöschenden Lichte neue Nahrung verschafft wurde, daß er die Bildung der Völker für eben so bedeutend, als ihre Vereinigung und Unterjochung hielt. Noch höher ist dieser Sinn für das Geistige bei einem Fürsten anzuschlagen, der unter Waffenübung und Jagd hinangewachsen, aus dem Strudel der Kriege sein ganzes Leben lang nicht heraus kam, und in einer Zeit lebte, wo nicht der Reiz schöner Muster geistige Beschäftigung zum Genuß machte, sondern Gelehrsamkeit und Wissenschaft, ohne Anmuth in schwerfälligen Formen einherschreitend, eher zurückschreckte als einlud."

Karl, der Privatmann.

Eine sieben Fuß hohe Gestalt, die kräftigen Glieder im vollkommensten Ebenmaaße, der Scheitel rund, die lang herabwallenden Haare blond, die Stirne kühn geformt, das Auge feurig und groß, im männlich schönen Gesichte ein angenehmer Ausdruck von Heiterkeit, die sonore Stimme voll

und durchdringend, der Gang, die Haltung majestätisch — und Karls Bild ist gezeichnet. Höchst prachtvoll, ganz kaiserlich war seine Kleidung bei großen Festen, und beim Empfang fremder Gesandten. Die goldene, von Diamanten strahlende Krone auf dem erhabenen Haupte, trug er einen, mit goldenen Binnen reich geschmückten Talar, einen golddurchwirkten Rock, Schuhe mit Edelsteinen, und seines Schwertes goldener Griff hatte reiche und viele Verzierungen von großen Diamanten. Gewöhnlich unterschied er sich in seiner Kleidung kaum von dem gemeinen Manne; ein leinenes Wamms und Beinkleid, dessen Zeug die Kaiserin und die Prinzessinen selbst verfertigt hatten, ein Rock mit seidenem Streife besezt, farbige Binden kreuzweis über Strümpfe und Beinkleid gewunden, und ein grün oder weisser Mantel war die Kleidung des großen Monarchen. Ein Schwert mit goldenem Wehrgehänge und Griff, von einer Länge und Schwere, daß es ein Mann unserer Tage kaum schwingen könnte, war fast immer an seiner Seite.

Allen unnützen Prunk an Kleidern verabscheuete er. Nach einer Rückkunft aus Italien sah er mit Unwillen, daß die Meisten seiner Umgebung unter den modesüchtigen Italienern sich an weibischen Flitterstaat gewöhnt hatten; er nahm sich vor, die Weichlinge auf ihre unnütze geckenhafte Kleidung empfindlich aufmerksam zu machen. Er lud sie zur Jagd, äusserte aber den Wunsch, sie in ihren köstlichen Jagdkleidern, welche sie in Italien sich hatten verfertigen lassen, zu sehen. Gerade einen Tag, wo der Regen in Strömen fiel, wählte er zur Jagd, und, über seine einfache Kleidung nur seinen gewöhnlichen Schaafpelz geworfen, ritt er in der heitersten Laune unter den Modepuppen, die die Jagd, den Regen verwünschten, und schmerzlich auf ihre triefenden Kleider blickten. Die Jagd dauerte ungewöhnlich lange; keinen trocknen Faden am Leibe kamen sie zurück, voll Hoffnung, sich in andere warme Kleidung schnell werfen zu können,

und durch ein leckeres Mahl für die Leiden dieses Tages entschädigt zu werden. Karls Bestrafung der Putzsüchtigen war noch nicht am Ende. Als er sich am Eingange seiner Pfalz vom Rosse schwang, mußten ihn Alle begleiten. — „Nun wollen wir uns mit Speise und Trank erquicken, und dann gleich so, wie wir sind, beisammen bleiben," rief er lachend den Ueberraschten zu. Man mußte sich in den hohen Willen fügen. Das Mahl war frugaler, als bei einem armen Bürger, der Wein wenig und von geringer Sorte. Die Tischgesellschaft, hungernd, durstend, fror, umstarrt von den kostbaren, verdorrenden Gewändern, bis zum Schlottern. Karl verlängerte die lustige Abendunterhaltung bis zur Verzweiflung. Als man sich trennte, trug er Allen dieser Gesellschaft auf, des andern Tages recht früh in der nämlichen Kleidung vor ihm zu erscheinen. Nur mit großer Mühe vermochten sie die steifen, in einander geschrumpften Kleider vom Leibe zu bringen, mit noch größerer zwangen sie sich des andern Tages in selbe. Es war ein tragisch-komischer Anblick, den sie Karl bei diesem Morgenbesuche boten. Laut lachend, hielt er ihnen seinen Schaafpelz, der, ausgeklopft und gebürstet, wieder im brauchbarsten Zustande war, entgegen, und sprach: „O ihr Thoren! mit euerm Flitterzeuge, in welchem ihr jezt wie gekrümmt und lahm erscheinet. Sehet hier meinen Pelz an, der ist gut, bequem, erwärmend, und hat mich nur einen Gulden gekostet, während ihr für euere verdorrten, unbrauchbaren Lappen viele Pfund Silbers gegeben habt!" —

Einfach in der Kleidung, war Karl auch an jenen Tagen, wo nicht eine große Feierlichkeit oder ein hoher Besuch eine nothwendige Veränderung herbeiführten, in seiner Tafel höchst einfach. Der Mittagstisch bestand aus vier, der Abendimbiß aus zwei Gerichten. Ein Wildbraten, am Spieße vom Jäger auf die Tafel gebracht, war seine Lieblingsspeise, guten, kräftigen Wein trank er gerne, aber höchst mäßig.

Ein Todfeind der Völlerei, erließ er strenge Verbote dagegen, und hatte sich einer seiner Umgebung betrunken, so mußte er so lange Wasser trinken, bis er nüchtern war.

Sein Schlaf war kurz und unruhig; nach dem Mittagsmahle schlief er gewöhnlich zwei Stunden.

Karls Geschichtschreiber erzählen, er sey von solcher Körperkraft gewesen, daß er mit leichter Mühe ein Hufeisen brach, einen ganz geharnischten Mann, selbst eine Last, die ein kräftiger Mann unserer Tage kaum von der Stelle rücken könnte, mit leichter Mühe empor hob und einem Feinde den Kopf bis in die Tiefe spaltete. Seine mäßige, dabei höchst stärkende Lebensweise, die rastlose Thätigkeit und strenge Abhärtung im Felde, zur Zeit des Friedens täglich einige Stunden starke Bewegung auf der Jagd und im schweren Kampfe mit Wölfen, Bären und Auerochsen, im Winter jeden Morgen ein kaum lauwarmes, bei günstiger Jahreszeit ein oftes Baden in den kältesten, reissendsten Strömen, und ein strenges Versagen jeder Weichlichkeit waren wohl Mittel genug, seinen, ohnehin gigantischen Körper so zu stählen, daß man den Mittheilungen jener Biographen Glauben schenken darf.

Mit vollem Herzen gab er sich geprüfter Freundschaft hin. Für seinen väterlichen Freund Hadrian, für Offa, Alcuin, Eginhard, Engelbert, Paul den Diacon und für viele, ihm am Geist und Herz Verwandte, hegte er die innigste Liebe.

Ein gütiger Vater, ein zärtlicher Gatte, ein höchst großmüthiger Freund, und höchst liebenswürdig im Umgange, herrschte Karl im Kreise seiner Familie, wie in seinem weit umfassenden Reiche, und, überall die Seele des Ganzen, einte er Milde mit Strenge, und der Geist der Ordnung und Thätigkeit ging belebend und beglückend von ihm aus

wie über seine Staaten, so über sein Haus. Im strengsten Sinne des Wortes war Karl Hausvater, seine Gemahlin Hausmutter. Die Prinzessinen arbeiteten in Wolle, Leinwand und Seide, spannen und nähten, webten und stickten; jede Halskrause, die Karl an großen Festtagen trug, war von den Händen seiner Töchter gewaschen, und das Brod, das er täglich nach Tische zu einem Glase Wein aß, von ihnen gebacken. Die Hauskleider, die er trug, verfertigten Mutter und Töchter, unter deren unmittelbaren Aufsicht alles weibliche Gesinde stand.

Karl hatte, wie Pflaum berichtet, nach einander fünf rechtmäßige Gemahlinen, seine erste, nach Einigen des Königs Galastria von Toledo Tochter, Galiena, nach Andern eine Frankin, verstieß er, um sich, weil es seine Mutter und die Politik es wollten, mit der Tochter des Longobardenkönigs Desiderius zu vermählen. Aber nach geschehener Trauung schrieb der Pabst Stephan an Karl, und dessen Bruder und Mitregenten Karlmann zugleich:

„Den glorreichen Herren, seinen Söhnen Karl und Karlmann, Königen der Franken und Schirmvoigten der Römer, Pabst Stephan. — Gar leicht und unmerklich führt der Teufel vom rechten Weg ab, und darum, meine glorreichen Söhne und großen Könige, muß man dem Versucher um so wachsamer widerstehen, daß er Niemanden mit seinen Gründen zu irren vermöge, je mehr wir sehen, daß er ein gläubiges Gemüth zu verführen bereit sey. Wir haben daher mit großer Betrübniß vernommen, wie Desider, der Lombardenkönig, Eure Herrlichkeit bereden will, seine Tochter mit einem von Euch zu vermählen, was, wenn es an dem ist, wahrlich eine Eingebung des Teufels ist, kein ehrlich Bündniß, sondern eine Gemeinschaft recht schwarzer Erfindung zu seyn scheint. Denn Ehen mit Töchtern fremder Völker füh-

führen, wie die Geschichten der heiligen Schrift bezeugen, vom Wege Gottes ab. Wie weit, meine glorreichen Söhne! ginge also der Wahnwitz, daß man so sagen mag, wenn sich Euer berühmtes fränkisches Volk, das alle Völker überstrahlt, und das so edle, und vom Glanze überfließende Geschlecht Eurer königlichen Macht mit der treubrüchigen (das sey ferne) und stinkendsten Nation der Lombarden besudeln wollte, die man gar nicht unter die Völker rechnet; eine Nation, von der ganz gewiß die Aussätzigen kommen. Niemanden mit gesundem Verstande kann es auch nur einfallen, daß sich so namhafte Könige mit einer so abscheulichen und verworfenen Seuche beflecken sollten. Denn was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsterniß? oder was für einen Theil hat der Gläubige mit dem Ungläubigen? Keiner Eurer Vorfahren hat eine Fremde geehelicht. Und wer aus Eurem edlen Geschlechte hat sich mit der schrecklichen Nation der Lombarden zu beflecken oder zu vermischen gewagt? Und Ihr wollt Euch (was Gott verhüte) mit diesem greulichen Geschlechte besudeln? — Nie blieb's ungerächt, eine Fremde zu heirathen. Das ist gottlos; das thun die Heiden. Das sey ferne von Euch, die Ihr vollkommene Christen seyd, und ein heiliges Volk und ein königliches Priesterthum. Gedenkt Eurer Salbung. Gedenkt, wie Pabst Stephan Euren Vater beschworen, Eure Mutter und Herrin nicht von sich zu stoßen, und wie der allerchristlichste König gehorcht hat."

„Aber auch daran erinnere sich Eure Herrlichkeit, wie Ihr dem heiligen Petrus, seinem Statthalter, und dessen Nachfolgern gelobtet, Freunde zu seyn von unseren Freunden, und Feinde von unseren Feinden, gleichwie wir bei diesem Gelübde treulich verharren. Und wie könnt Ihr Euch nun selbst so feind seyn, daß Ihr Euch mit unseren Feinden verbinden wollt, da die meineidigen Lombarden die Kirche Gottes ohne Unterlaß bestürmen, und offenbar unsre Feinde sind, wenn sie in unser römisches Gebiet einfallen? Wißt

Ihr nicht, daß nicht unsre Unwürdigkeit, sondern der, dessen Stelle wir ohne Verdienst vertreten, St. Petrus es ist, den Ihr verachtet? Denn es stehet geschrieben: Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf.“ —

„Gedenkt, wie Euer Vater in Eure Seelen Treue gegen die Kirche gelobt, wie oft Ihr dieß Gelübde durch Boten und Briefe erneuert habt, und unter welchem Schwure Euch Pabst Stephan dazu ermahnt hat! — Ist das nun Euer Versprechen? — O, unsre Freude ist in Trauer verkehrt worden; die lezten Uebel sind ärger denn die ersten, und wo wir des Lichtes Aufgang gehofft hatten, ist Finsterniß hereingebrochen.“

„Darum beschwört der heilige Petrus, der erste Apostel, dem Gott der Herr die Schlüssel des Himmelreichs, und Macht zu lösen und zu binden auf Erden gegeben hat, Eure Herrlichkeit mächtig durch unsre Unwürdigkeit, so auch wie mit allen Bischöfen, Presbyteren, Priestern, allen Großen, dem Clerus unsrer heiligen Kirche, Aebten und Gott ergebenen Religiosen, auch allen von Adel, Richtern, ja! mit dem ganzen Volke des römischen Gebietes, unter Anrufung des göttlichen Gerichts, bei dem wahren und lebendigen Gott, welcher ist ein Richter der Lebenden und der Todten, und bei der unaussprechlichen Gewalt seiner göttlichen Majestät, und beim grauenvollen Tage des jüngsten Gerichts, wo wir alle Fürsten und Mächtige und das ganze Menschengeschlecht mit Zittern werden erscheinen sehen, bei jedem göttlichen Mysterium, und dem gebenedeiten Leibe des heiligen Petrus, daß sich nimmer einer von Euch mit Desiders Tochter zu vermählen unterfange, noch auch Eure edle Schwester, die Gott gefällige Gisla, dem Sohne Desiders zu geben, noch daß Ihr Eure Gemahlinen zu verstoßen waget.“

„Diese unsre Mahnung und Beschwörung haben wir auf das Grab des heiligen Petrus niedergelegt, und darüber

unserm Gott Meß- und Sühnopfer dargebracht, und Euch mit weinenden Augen aus derselben heiligen Stätte übersendet. — Dafern aber, was wir nicht wünschen, irgend wer gegen diese unsre Mahnung und Beschwörung handeln sollte, der wisse, daß er kraft meines Herrn, des heiligen Petrus, des ersten Apostels, vom Bannknoten umschlungen, ausgestoßen aus dem Reiche Gottes, und verdammt sey, nebst dem Teufel und seinem schwarzen Anhange, und allen Gottlosen, im ewigen Feuer zu lodern. — Wer aber unsre Mahnung befolgt und bewahrt, wird von Gott unserm Herrn, mit himmlischem Segen erleuchtet, der Freuden ewigen Lohnes, zusammt allen Heiligen und Auserwählten Gottes, theilhaftig werden. — Die Gnade des Höchsten wache über Eure Herrlichkeit."

Des Pabstes Schreiben führte die Scheidung schnell herbei, Karl vermählte sich mit Hildegarde, der Tochter des alemanischen Herzogs.

Hildegarde war höchst reizend, aber nicht minder sittig und fromm. Die Armen segneten in ihr eine große Wohlthäterin, und die Kranken besuchte sie in eigner Person und brachte ihnen Heilmittel und Labung. In Kempten, wo sie das Benediktinerkloster stiftete, in dessen Gruft ihr Leichnam ruht, machte sie eine Stiftung, aus welcher, noch lange nach ihrem Tode, 200 Arme wöchentlich Montags und Freitags Brod erhielten.

Zwölf Jahre hatte Karl an Hildegardens Seite glücklich gelebt; er hoffte, in Fastrad, des Grafen Rudolph von Thüringen Tochter, welche er nun zur Gemahlin erhob, eine zweite Hildegarde zu finden, denn Fastrad war beinahe eben so reizend wie jene, und klug genug, ihre üble Laune, ihren Hang zu einem ausschweifenden Leben und ihre menschenfeindlichen Gesinnungen dem scharfen Auge des hohen Werbers

sorgfältig zu entrücken. Der Enttäuschte hatte zu viel Zartsinn und Herzensgüte, um seinen innern Gram der ungleichen Gattin empfinden zu lassen; er behandelte sie mit möglichster Aufmerksamkeit, doch will man behaupten, daß manche harte Maaßregel, die er im Laufe dieser Ehe gegen die von ihm besiegten Völker ergriff, durch seinen Unmuth über seine eheliche Lage erzeugt wurde.

Im Jahre 794 starb Fastrad, und Karl, nun höchst vorsichtig in seiner Wahl, gab nach mancher Prüfung und tiefgeschöpfter Ueberzeugung von dem geistigen und moralischen Werthe des Gegenstandes seiner Wünsche, Luitgarden, einer Prinzessin aus Schwaben, seine Hand. Kein Tag verging, an dem er sich nicht von Luitgarden höchst beglückt fühlte.

Nur einige Jahre genoß er an der Seite der schönen, edlen Gattin; ein jäher Schlagfluß raffte die Beglückende hinweg. Von nun an blieb er unvermählt.

Daß Karl in der Liebe zum andern Geschlechte, besonders nach dem Tode seiner lezten Gemahlin, einige Ausschweifungen beging, ist nicht zu läugnen, aber darüber wird ihn Niemand anklagen, der sich vertraut gemacht hat mit dem Leben dieses Mannes, und der wohl erwägt, daß Karl nicht nur groß war in dem, was sein Zeitalter schätzte, ehrte und suchte, in kriegerischer Wirksamkeit, in kühnen, Bewunderung und Staunen erregenden Unternehmungen, sondern dessen Größe so weit strahlend, so unsterblich auch aus dem sich erhob, was jenes Zeitalter noch kaum kannte, nicht achtete, am wenigsten suchte und liebte, aus der Bildung des Geistes, aus der Gründung des Glückes seiner Völker durch moralische und intelectuelle Veredlung.

H. Bonifacius.

Winfried.

Abstammend aus einer vornehmen angelsächsischen Familie, war Winfried zu Kirton, einem Städtchen in der Grafschaft Devonshire, gegen das Jahr 680 geboren. Kaum sechs Jahre alt, wurde er von seinem Vater in die Klosterschule zu Exceſter gebracht, wo er durch Wißbegierde, ausgezeichneten Fleiß, Sittlichkeit, Gottesfurcht und durch einen Reichthum von Talenten bald die Liebe und Achtung seiner Lehrer erwarb, besonders aber Wohlfard, den Abt des Klosters, sich zum Gönner und Freund machte.

Winfried wurde von neuem Eifer für die Wissenschaften täglich mehr beseelt, und bald gestaltete sich in seiner jungen Brust das Selbstgefühl seiner sich immer weiter entwickelnden Kräfte, und er vereinte mit einem umfassenden Geiste, mit großen Fähigkeiten und der regsamsten Empfänglichkeit beharrlichen Sinn und große Thätigkeit. Nur dem großen Gedanken, sein ganzes Leben und Daseyn der heiligsten und größten Sache der Menschheit zu weihen, als ein neuer Bote des Himmels den Schritten des Erlösers zu folgen, gab sich der Jüngling mit voller Kraft seiner Seele hin.

Dreizehn Jahre hatte er in dem Kloster von Exceſter zugebracht; jezt sehnte er sich nach einer höhern Bildungs-

anstalt, und fand für nöthig, seinem Vater den Plan, welchen er für sein künftiges Leben sich vorgezeichnet hatte, zu eröffnen. Winfried trauerte tief, als sein Vater mit Unwillen, ja wirklich zürnend, des Sohnes Wünschen sich abhold zeigte, und ihn für ein weltliches Amt bestimmte. Liebevolle Vorstellungen, ein reizendes Gemälde künftiger Größe, durch den mächtigen Einfluß der Familie begründet, ernsthafte Ermahnungen, ein scharfes Drohen, ein strenges Gebot von Seite des Vaters, aber allen diesen Ankämpfen stellte sich der unerschütterliche Jüngling mit unwandelbarer Festigkeit entgegen, ohne mit einem Worte und einem Blicke die zarteste Ehrfurcht und die innigste Kindesliebe gegen seinen Vater zu verlezen. Nichts vermochte, ihn einem Gedanken zu entfremden, der sein frommes, nur für das Große und Heilige heiß schlagendes Herz durchglühte, und seine Unerschütterlichkeit im Beharren bei dem einmal gefaßten Entschlusse, unterstützt von der Achtung vor dem Priesterstand, die jedem Gebildeten eigen ist, besiegte des Vaters entgegengesezten Sinn, und die umfassende Darstellung des hohen Berufes und der hohen Würde eines Verbreiters der heiligen Religion, und die Liebe zu dieser Religion ergriffen dessen Herz so sehr, daß er sich in solch einem weisen, gottesfürchtigen Sohne immer glücklicher fühlte. Begleitet von dem innigen Segen seiner Eltern, benezt von ihren Thränen, verließ er das Vaterhaus.

Das Benediktiner-Kloster Nuscella, in der Grafschaft Southamtan, hatte den allgemeinen Ruf, daß darin die Lehrstühle mit ausgezeichneten Männern besezt seyen. Winfried ging dahin. Mit offenen Armen wurde er empfangen, denn der Zögling der Klosterschule von Exceter hatte im Laufe seiner Studienzeit durch Fleiß und Fähigkeit solch gründliche und ausgebreitete Kenntnisse sich erworben, daß sein Name auf jeder Studienanstalt mit Bewunderung genannt wurde. Er hat den Abt, den eben so geistvollen als edelgesinnten

Winbert, die Vorlesungen über Rhetorik, Geschichte und Theologie hören zu dürfen. Winbert begann, nur vertraulich und unbefangen plaudernd, Winfried über diese Wissenschaften zu prüfen, und der große Gelehrte hatte sich bald überzeugt, daß der Jüngling in seinem Wissen zu hoch stehe, um hier zu lernen, sondern die Lehrstühle selbst mit großem Ruhme und großem Erfolge besteigen werde.

Winfried begnügte sich nicht, seinen Geist immer mehr mit Kenntnissen zu bereichern, er strebte auch vorzüglich darnach, sein Herz mit Selbstbeherrschung, Enthaltsamkeit, Heldenmuth, Eifer für die Religion und Eifer für den Mitmenschen immer kräftiger auszustatten und sich ganz zu umgeben mit den höchsten Tugenden, womit sich ein Vertreter der Religion schmücken kann. Besonders an biblischen Kenntnissen hatte er sich einen solchen Reichthum gesammelt, daß selbst gelehrte Mönche aus andern Klöstern nach Nuscella wanderten, um den großen Lehrer zu hören, und der angehende Apostel verdeutlichte ihnen mit frommer Scheue und großer Demuth den Inhalt dieses heiligen Buches, dessen Geist in seinem Herzen einen fest und herrlich gebauten Tempel gefunden, und sein Gemüth mit der heissesten Liebe zu Gott, und mit dem unerschütterlichsten Glauben an dessen heiligste Erhabenheit erfüllt hatte.

Im dreißigsten Lebensjahre erhielt Winfried die Priesterweihe, und zugleich den Ordensnamen Bonifacius (Wohlthäter), ein für des Priesters künftiges Wirken höchst bedeutungsvoller Name. Belebt und durchdrungen von der Göttlichkeit des Evangeliums, begabt mit einer kräftigen und feurigen Beredsamkeit, verband Bonifacius eine ausgezeichnet sittlich-religiöse Bildung, große Kenntnisse der wirklichen Welt, und eine ungewöhnliche Geschäftsklugheit, seltene Vorzüge eines Mannes, der sich nicht in der Schule der großen Welt ausgebildet, sondern seine Tage von beinahe

zarteſter Jugend an in klöſterlicher Einſamkeit verlebt hatte. Die vorzügliche Höhe der Fertigkeit und Gewandtheit ſeiner Geſchäftsführung und das Umfaſſende des erworbenen Vertrauens beurkundet ſein älteſter Biograph durch folgende Erzählung:

„Nicht lange nach Bonifacius Eintritt in den geiſtlichen Stand, erhob ſich im Königreich Weſtſex (das weſtliche England) unter der Regierung des Königs Ina, der ſpäter den königlichen Purpur mit dem einfachen Mönchskleide vertauſchte, und in großer Heiligkeit ſein Leben endete, wegen Kirchenſachen ein bedeutender Streit, zu deſſen Ausgleichung man eine Synode berief. Hier wurde beſchloſſen, den in Rede ſtehenden ſtreitigen Gegenſtand dem Erzbiſchof von Canterbury vorzulegen, und ſich deſſen Gutachten darüber zu erbitten. Auf Befragen des Königs, wem man die Ausführung dieſes Geſchäfts anvertrauen könne? ſchlugen die vornehmſten und angeſehenſten Aebte der Verſammlung, Winbert von Ruscella, Wintra von Weſſetburg, Bearwert von Cleſtingaburg einſtimmig den Mönch Bonifacius vor. — In Begleitung einiger andern Geiſtlichen wurde er abgeſendet, und entledigte ſich des Auftrages mit ſolcher Geſchicklichkeit und Sicherheit, daß er nicht nur die Hochachtung der geiſtlichen und weltlichen Stände, ſondern auch die des Königs ſelbſt für ſich gewann, und in der Folge öfters zu den Synodalverſammlungen gezogen wurde.“

In jener Zeit war ein großer Theil Europas von heidniſchen Völkern bewohnt; von England gingen die Bekehrer aus: Nach Teutſchland Gallus in Alemanien, Emmeram in Bayern, Kilian in Franken, Willibrord in Friesland; nach Schweden Siegfried, nach Friesland Swidvert; Bonifacius faßte im Jahre 716, nach andern 715, den Plan, das Chriſtenthum zu predigen. Ausgerüſtet mit den heiligſten Grundſätzen des göttlichen Wortes, mit den nöthigen Bedürfniſſen

versehen, gefolgt von einigen Ordensbrüdern, die er für seine heiligen Beschlüsse begeistert hatte, verließ der Fromme, gesegnet von seinem Abte Winbert, begleitet von den herzlichsten Wünschen der mit heissen Thränen ihm nachblickenden Ordensbrüder, seine klösterliche Einsamkeit, und schiffte sich in London ein. In Friesland all das Große und Heilige ins Leben treten zu lassen, wozu er sich in stiller, ernster Verborgenheit vorbereitet hatte, war sein fester Entschluß, und er eilte in dieses, Mühe und Gefahr drohende Land, um unter Leitung des ehrwürdigen, hochberühmten Willibrord, der bereits den Friesen das Evangelium predigte, sein grosses segenreiches Apostelgeschäft zu beginnen.

Es herrschten große kriegerische Unruhen in Friesland. Der Friesenkönig Ratbod hatte ein großes Heer gesammelt, und war ausgezogen zur Wiedereroberung jener Provinzen, die er früher an die fränkische Monarchie verloren hatte. Karl Martell, der Major Domus und Herzog der Franken, rückte ihm mit seinen tapfern Mannen entgegen, es wurde eine blutige Schlacht geschlagen. Das Kriegsglück begünstigte den Friesenfürsten, er siegte, und wurde wieder Herr der verlornen Ländereien. In diesen hatte bereits die christliche Religion sich ausgebreitet, aber Ratbod, ein eifriger Anhänger des Glaubens seiner Väter, ein tödtlicher Feind des Christenthums, wies die verhaßten Priester mit grausamer Strenge aus seinem Lande, und bald waren alle Bekehrten wieder zu den Altären ihrer Götter zurückgeeilt.

In solch für das Bekehrungsgeschäft ungünstigem Momente kam Bonifacius, der junge Apostel, an Frieslands Gränze an, und jeder auch noch so kühne und rastlose Versuch, unter den Friesen das versunkene Christenthum wieder empor zu heben, scheiterte an Ratbods heidischem Sinne, und nur mit Mühe entrann Bonifacius den verfolgenden Mördern. Er kehrte mit seinen frommen Gefährten nach

England wieder in sein Kloster zurück, wo ihn Freude, Liebe und Ehrfurcht empfingen.

Während Bonifacius Abwesenheit war Abt Winbert gestorben. Noch hatten die Mönche kein neues Oberhaupt gewählt, jezt schritten sie zur Wahl, und Bonifacius, beinahe der jüngste im Konvent, wurde einstimmig zum Abt erkohren. Tief rührte den Gefühlvollen solch ein sprechender Beweis inniger Liebe und Verehrung, aber nur seiner Idee lebend, nur begeistert von dem Vorbilde des Erlösers, nur beseelt von der Ueberzeugung, welche Segnungen, welche Wohlthat die heilige Lehre den heidischen Völkern zufließen mache, lehnte er bescheiden und dankbar diese ehrenvolle Würde ab, und auf seinen Vorschlag erhielt sie der Ordensbruder Stephan, ihm an Geist und Gemüth höchst verwandt.

Nicht länger vermochte Bonifacius seinem Drange, das Wort des Herrn auszusprechen unter dem Heidenvolke und es heraufzuführen aus der nächtlich dunklen Gruft des Götzendienstes an das belebende Licht der christlichen Religion, zu widerstehen. Er verließ sein Kloster, und zwar dießmal für immer, eilte nach Winchester zu seinem Bischof Daniel und von da nach Rom zu Pabst Gregor II., der ihn in väterlicher Liebe aufnahm, mit Belehrung, wie sich der neue Apostel seinem hohen Ziele am sichersten nähern werde, unterstützte, und ihn am 15. May 718 eine Vollmacht ertheilte, den heidischen Völkern in Teutschland das Evangelium zu predigen. Ohne Zögern verließ Bonifacius Rom, empfing zu Pavia von Luitprand, dem König der Longobarden, freundliche und ehrenvolle Aufnahme, überstieg dann die Alpen, durchwanderte Bayern, und begann sein heiliges Amt in Thüringen, so wie der Pabst es wünschte.

Die öftern Einfälle der kriegssüchtigen, dem Götzendienste hartnäckig ergebenen Sachsen und Slaven, vorzüglich aber die Lethargie und der sittenlose Lebenswandel der des

Bekehrungsgeschäftes überdrüßigen Priester, hatten das in Bayern und Thüringen schon seit dem fünften Jahrhunderte nicht mehr fremde Christenthum bis auf wenige Spuren verdrängt. Bonifacius ging bei seiner Ankunft in diesen Landen zuerst zu dem Fürsten und Aeltesten des Volkes, dann zu den Priestern; durch weise väterliche Worte suchte er jene zur Wiederannahme der wahren Religion zu bewegen, und sie zu dem Genuß ächter und dauerhafter Glückseligkeit hinzuleiten; durch Ernst, mit Milde gepaart, strebte er, die Herzen dieser von dem Hange zur Nachlässigkeit in Ausübung ihrer Berufspflichten und zu einem entwürdigenden Leben auf den schönen, lohnreichen Pfad ihrer hohen Bestimmung zu lenken. Jezt zog er im Lande umher, predigte das Evangelium, und sah mit großer Freude, daß seine fromme Bemühung keine verlorne war.

Ratbod, der Friesenkönig, war gestorben, und Bonifaz eilte in das von Karl Martell wieder eroberte Friesland. Drei Jahre hindurch unterstützte er mit nie erkaltender Begeisterung, mit der heldenmüthigsten Ausdauer den Erzbischof Willibrord, und dieser, anerkennend die hohen Verdienste seines unermüdeten Gehülfen und die großen Fortschritte, die seit dessen Mitwirkung die Ausbreitung des Christenthums machte, wollte ihm die Bischofswürde verschaffen und für immer die erste Stelle seiner Umgebung einräumen, aber Bonifaz, von keinem Reize eines bequemern, sorgenfreien Lebens gefesselt, nur glücklich in der Aufbietung all seiner Kräfte für das Seelenheil des Mitmenschen, schlug bescheiden des Gönners glänzendes Anerbieten aus, und widerstand kräftig dem eifrigsten Andrange des Erzbischofs.

Glücklich war das Beginnen seines Apostelamtes; neue Hoffnungen einer erfolgreichen Zukunft begleiteten Bonifaz auf seiner Reise in das innere Teutschland. Amaneburg,*)

---

*) Das heutige Amöneburg.

ein bedeutender Ort in Oberhessen, wurde zur Verbreitung des Christenthums von ihm gewählt. Hier fehlte es an Lehrern, die den, schon früher von frommen Männern begonnenen, Unterricht fortsezten. Was die Bewohner dieses Ortes und der Umgebung vom christlichen Glauben noch bewahrt hatten, das wurde von ihnen auf das Heidenthum übergetragen, und eine bizarre Mischung des Christenthums mit dem Götzendienste bildete ihre Religion. Detdic und Dierolf, die Besitzer von Amaneburg, waren die ersten, welche Bonifaz durch Vernunftgründe, durch sinnliche Beweise und Eindrücke, durch die Kraft und das Feuer seiner Beredsamkeit dem Götzendienste entriß und zur Annahme des Christenthums bewog. Das Beispiel der Gebieter wirkte umfassend auf das Volk; groß war die Schaar, welche Bonifaz in kurzer Zeit durch die Pforte des Glaubens führte, und dem Schooße der christlichen Kirche übergab.

Hier erbaute der unermüdete Apostel 722 ein Kloster, das erste von ihm in Teutschland gestiftet, und besezte es mit Benediktinermönchen aus seiner Begleitung. Diesen gab er die herzlichsten Lehren und Aufträge zur Erhaltung und Beförderung des von ihm gepflanzten Christenthums, und eilte dann in das eigentliche Hessen und nach der sächsischen Gränze, wo die Einwohner noch immer in der dichtesten Finsterniß des Unglaubens lebten. Von ihm aus ergoß sich der Strahl des Lichts der göttlichen Offenbarung in die Herzen der Heiden, die er durch die Heiligkeit, durch die sanfte Gewalt des Wortes bald gewonnen, und von den Altären ihrer Götter hinweg zur Erkennung Eines Gottes hingeführt, und sie mit Liebe zu Ihm, als den Vater aller Menschen, als den Schöpfer und Regierer des ganzen Weltalls, erfüllt hatte. Hier baute er eine kleine Kirche in einem Dorfe, welches späterhin nach des Bonifacius Geschlechtsnamen genannt wurde.

Es war im Jahre 723, als Pabst Gregor II., bekannt mit den großen heilvollen Fortschritten des rastlosen Verkündigers des göttlichen Wortes, Bonifaz zur Berathschlagung über das weitere Verfolgen seines Zieles nach Rom beschied. Der Gehorsame übertrug schleunigst einigen seiner Gefährten die heiligen Geschäfte, und eilte nach Rom. Gregor wollte und konnte solche Verdienste nicht unbelohnt lassen, er ernannte Bonifaz zum Bischof, und dieser, durch die Ueberzeugung, bei solcher Standeserhöhung mit mehr Kraft und größerm Einflusse handeln und wirken zu können, zur Annahme der bischöflichen Würde bewogen, fügte sich mit frommer Ergebung in den Willen des Pabstes, und legte am 30. November 723 bei seiner höchst feierlichen Einweihung folgenden Eid ab:

„Ich Bonifacius, von Gottes Gnaden verspreche dir, seliger Petrus, Erster der Apostel, und deinem Stellvertreter, dem seligen Pabst Gregorius, und seinen Nachfolgern, bei der untheilbaren Dreieinigkeit, dem Vater, Sohn und heiligen Geist, und bei diesem deinen heiligen Leichnam, daß ich den heiligen katholischen Glauben rein und treu lehren, und mit Gottes Hülfe in der Einheit dieses Glaubens verbleiben will, weil in diesem Glauben das Heil der Christen allein besteht, und daß ich auf keine Weise mich durch Jemandes, wer es auch sey, Ueberredung gegen die Einheit der gemeinsamen und allgemeinen Kirche einnehmen lassen, sondern wie ich bereits erklärt habe, mich dir, dem die Macht zu binden und zu lösen von Gott dem Herrn gegeben ist, und deiner Kirche, so wie deinem vorgenannten Stellvertreter und seinen Nachfolgern in allen Stücken treu, rein und hülfreich erweisen will. Und sollte ich erfahren, daß die Vorsteher der Gemeinden den alten Verordnungen der Kirchenväter entgegenhandeln, so will ich mit ihnen nicht nur keine Gemeinschaft und Verbindung haben und unterhalten, sondern vielmehr, so viel ich es vermag, ihnen

widerstehen, und daß sie so handeln zu verhindern suchen, und wenn dieß nicht möglich ist, dem päbstlichen Stuhle davon Bericht erstatten. Sollte ich, was fern von mir sey, dem Inhalte dieser Erklärung auf irgend eine Weise, aus eigenem Triebe oder durch fremde Verführung, entgegen handeln; so will ich dafür schuldig seyn im ewigen Gericht, und die Strafe des Ananias und der Sapphira dulden, die euch in Absicht ihres Eigenthums zu hintergehen sich unterfingen. Diese Worte des Eides habe ich, der geringe Bischof Bonifacius, mit eigener Hand geschrieben, und habe diesen Eid, wie er geschrieben, die Hand über den heiligsten Leichnam des heiligen Petrus haltend, in der Gegenwart Gottes, als Zeugen und Richters abgelegt, und verspreche ihn zu halten."

Vom Pabste mit einer Sammlung von Kanons, die ihm zur Richtschnur dienen sollten, und mit Empfehlungsbriefen an Karl Martell und an Fürsten und Bischöfe ausgestattet, ergriff Bonifaz neuerdings den Apostelstab und wanderte nach Hessen. Große, höchst traurige Umgestaltungen fand er da. Es waren der Bekehrten zu viele, um von den wenigen Priestern vom Abfalle in das tief eingewurzelte Heidenthum zurückgehalten zu werden, auch waren ihre christlichen Vorstellungen noch nicht hinreichend befestigt, und für ihre weitere Ausbildung während der Abwesenheit des Bonifacius konnte nur wenig gethan werden.

Die Teutschen hatten ihren Göttern Haine geweiht, und in solchen besondere Bäume. In Hessen, bei dem Dorfe Geismar, in dem Amte Gudensberg, nahe an Fritzlar und Buraburg, hatte das Volk dem Gotte Thor eine Eiche von ausserordentlicher Höhe und von ausserordentlichem Umfange zum Heiligthume erkohren. Dort hielten sie, als Bonifacius zu ihnen zurückkehrte, ihre götzendienstliche Versammlungen, und brachten ihre Opfer. Bonifaz, der nicht ferne von dieser Eiche wohnte, faßte den Entschluß, diesen Baum mit eigener

Hand umzuhauen, um durch diesen sinnlichen Beweis die Ohnmacht der eingebildeten heidischen Gottheiten überzeugend zu machen, und die Hessen von ihrem ohnmächtigen Götzen hinweg zur vollen Würdigung eines wahren allmächtigen Gottes hinzuleiten. Eines Morgens war eine unübersehbare Menge Volks um diese Eiche versammelt, und diente ihrem Götzen; da trat Bonifaz, von einem Muthe und Geiste beseelt, welchen nur wahre Religion und das Hochgefühl einer guten Sache einflößen können, in die Mitte der Versammelten, und sprach über die Nichtigkeit der Götzen, über das Daseyn eines alleinigen Gottes, über seine heiligsten Eigenschaften, über die Wohlthaten, welche durch die Anbetung des wahren Gottes über den Menschen aus reichem, himmlischen Füllhorne gegossen werden, kräftige und herzliche Worte.

Mit jedem Augenblicke erwarteten die Hessen, der Gott des Donners werde einen seiner zermalmenden Blitze herabschleudern auf den Lästerer und Frevler; sie zitterten, als Bonifaz sich von seinen Gefährten eine Axt reichen ließ, und sie nochmal auf die Ohnmacht ihrer Götter hinweisend, mit kräftiger Hand einen tiefen Hieb in die geweihte Eiche führte. Als aber nun auch die übrigen Priester das Beil schwangen, und der Riesenbaum wankte und krachend niederstürzte, da erhob das Volk ein gräßliches Geheul, in wilder Flucht floh es dahin, erst ferne von der entweihten Stätte furchtsam harrend der verzehrenden Blitze, mit welchen der ergrimmte Thor die ruchlosen Zerstörer seines Heiligthums vernichten werde. Es wurden keine Blitze geschleudert, der Nimbus eingebildeter Größe und Macht zerrann vor den Blicken der Enttäuschten immer mehr in sein Nichts, immer hinreissender wurde die Ueberzeugung von der Allmacht und Gewalt des Gottes der Christen, und große Schaaren bekannten sich noch an diesem Tage zu dem Glauben an den einzigen wahren Gott und Vater aller Menschen.

Bonifaz, der mit der Freude und Liebe eines Vaters die neuen Kinder des Christenthums aufnahm, pflanzte auf der Stelle des umgehauenen Baumes das Kreuz auf, und aus der Eiche selbst, diesem Denkmale der gesunkenen Macht der heidischen Götter, zimmerte er mit eigener Hand, von den Mönchen seiner Begleitung unterstützt, eine Kapelle, und weihte sie dem Apostelfürsten Petrus. Nicht genug, daß auf dieser Stelle, wo die Hessen, von Unwissenheit und Aberglauben befangen, zur Verherrlichung ihrer Götter oder zur Sühne Menschen und Thiere geschlachtet hatten, Bonifaz von frühester Morgensstunde bis zur anbrechenden Nacht die neuen Christen in den Pflichten der Religion unterrichtete, er bemühte sich auch, sie aus ihrem wilden, rauhen Treiben auf einen veredelten Lebenspfad zu leiten, und sie für einen sittlichen, gesellschaftlichen Verband zu gewinnen. Er erweckte unter ihnen den freundlichen Geist der Milde und Menschlichkeit, er wußte sie zum Austausche ihrer zu frechen Kleidung gegen ein züchtiges Gewand, ihrer meist ungekochten Speisen gegen gesunde Nahrung zu bewegen, und lehrte sie, aus ihren Wildnissen fruchtbare Felder schaffen, und die Arbeit lieben. Das Volk stand zwar in jener Zeit noch auf einer zu tiefen Sprosse moralischer und geistiger Bildung, als daß Bonifaz hoffen durfte, durch eine rasche Flamme der Aufklärung die Unwissenden und Barbaren rasch zu erleuchten, aber durch den heiligen Geist der christlichen Religion machte er allmählig die verwilderten Herzen für sanftere und mildere Triebe empfänglich, und die Gemüther geeignet, die zarte Pflanze der sittlichen Bildung zu pflegen.

Nachdem Bonifaz auf seiner Wanderung in die Gegenden des Eichsfeldes und Harzes, den Abgott Stufo auf dem jezt noch sogenannten Stuffenberge, die Göttin Lohra, auf der Anhöhe, wo das Schloß Lohra steht, die Göttin Jecha, von welcher das heutige Jechaburg seinen Namen erhalten

haben

haben soll, und noch andere Götzenbilder zerstört hatte, kehrte er wieder nach Thüringen zurück. Bei höchst karger Nahrung, oft unter den härtesten Entbehrungen mußte Bonifaz mit seinen Gehülfen unbeschreibliches Ungemach erdulden, denn das Land war durch die unaufhörlichen Raubzüge der angränzenden Sachsen und Slaven in die tiefste Armuth versunken; verwüstete Fluren, eingeäscherte Wohnungen und blutbedeckte Stellen boten überall dem trauernden Auge ihren gräßlichen Anblick dar, die Einwohner lebten in dem drückendsten Elende, ohne Getreid, ohne Vieh, selbst die Thiere der Wälder waren durch das kriegerische Getümmel verscheuet; Quellwasser, Wurzeln und Waldbeere waren größtentheils die Nahrung des Volks, und auch die ihres Lehrers und seiner Gefährten, aber keine Entbehrung, keine Bedrängniß vermochte den feurigen Muth und die glühende Begeisterung des großen Bonifacius zu erkalten. Beseelt vom Geiste und Sinne seines heiligsten Vorbildes, nur sich hingebend der Bestimmung, für den Mitmenschen zu wirken und zu dulden, ward ihm keine Selbstverläugnung zu schwer, kein Opfer zu groß, um den Zweck zu erreichen, zu welchen er sich von dem Herrn berufen fühlte.

Vorderblich waren die kriegerischen Einfälle auf die zeitlichen Güter der Völker, aber noch verderblicher auf ihre ewigen, denn das ohnehin noch nicht fest begründete Christenthum begann wieder immer mehr zu versinken, und in manchen Gegenden arteten selbst viele Priester in die größte Zügellosigkeit aus. Ein treues, aber höchst schmerzlich ergreifendes Gemälde des pflichtwidrigen Wandels, des ausschweifenden Lebens der Emissäre lieferte Bonifaz in einem amtlichen Schreiben an den Pabst, worin er Klage führte, daß die meisten Priester ihre Zeit auf der Jagd, im Umgange mit wollüstigen Dirnen hinbringen, selbst in den Krieg ziehen, ja, — was beinahe unglaublich ist — heute den Götzen opfern, und morgen wieder taufen, je nachdem ihnen daraus ein größerer Vortheil erwachse.

Mit tiefem Schmerze hatte sich Bonifaz bei seiner Rückkehr nach Thüringen überzeugt, daß alle Liebe zu dem Christenthum wieder verschwunden, alle Achtung davor durch die Zügellosigkeit der Priester zerstört und dem Götzendienst die Oberstelle eingeräumt worden war. Wie früherhin, begann er nun auch wieder auf die Fürsten und Aeltesten des Landes einzuwirken. Gewonnen durch seine feurige und hinreissende Beredsamkeit, öffneten sie wieder ihre Herzen den beglückenden Lehren des Christenthums. Mächtigen Einfluß hatte dieses Beispiel auf das Volk, es gab sich dem Apostel mit Vertrauen hin, und taufend und predigend und von Schaaren neuer Christen umgeben, durchzog Bonifaz das Land und erfüllte dessen Bewohner mit dem liebenden und tröstenden Geiste des Evangeliums.

Bonifaz hielt die Erbauung von Gotteshäusern für ein höchst wichtiges Mittel zur Erreichung seiner großen Zwecke. Auf dem Gipfel des sogenannten Altenberges auf der Thüringer Höhe, ließ er eine kleine Kirche erbauen und widmete sie dem heiligen Johannes dem Täufer. Dieses Heiligthum erhielt sich in seiner ursprünglichen Bestimmung bis zum vorigen Jahrhundert. Bonifaz schritt zur Erbauung eines Klosters, dessen Bewohner für die Erziehung und den Unterricht sowohl, als auch für die weitere Befestigung des Christenthums und die Einführung der friedlichen Künste und Gewerbe des bürgerlichen Lebens Sorge tragen sollten. An den Ufern des Flußes Drat, nicht ferne von dem Orte, wo er das erste christliche Bethaus errichtet hatte, wurde nun dieses erste Kloster in Thüringen erbaut.

Durch rastlose Thätigkeit und durch das glückliche Gedeihen des Apostelgeschäfts wurde Bonifaz so sehr mit Arbeit überhäuft, daß seine und seiner wenigen Gehülfen auch noch so starke Anstrengungen nicht mehr hinlänglich waren. Nach England, wohin der Ruf seiner Thaten und der reichen

Ernte, womit der Allmächtige die heilvolle Thätigkeit seines Verkündigers lohnte, bereits gedrungen war, sandte er einen Boten, einzuladen fromme Männer zur persönlichen Theilnahme an dem großen Werke. Und bald standen an seiner Seite Lullus, Willibald, dessen Bruder Wunibald und Burkhard. Auch weibliche Lehrerinen des Christenthums hatte Bonifaz eingeladen, in der Ueberzeugung, daß das sanfte weibliche Geschlecht mit der ihm von der Natur verliehenen Wärme und Freundlichkeit durch süße Mahnungen die rohen Herzen der Teutschen milder und sanfter machen, und durch Lehre und Beispiel die Liebe zum Christenthum immer mehr erwecken und herrschender machen werde. Chunehild, des Lullus Schwester, Thekla, später Vorsteherin der beiden Klöster zu Kitzingen und Ochsenfurt, Lioba, nachmalige Vorsteherin des Klosters zu Bischofsheim, und Chunitrud eilten aus England nach Thüringen, um durch treuen Beistand und warmen Eifer die jungen Anpflanzungen des Stifters mehr und mehr zu befestigen und zu erweitern.

Pabst Gregor II. starb, und der Dritte dieses Namens folgte ihm auf dem päbstlichen Stuhle nach. Bonifaz hatte hiervon kaum Nachricht erhalten, als er einen Eilboten nach Rom sendete, um dem neuen Pabste zur Besteigung des heiligen Stuhles Glück zu wünschen, ihn seiner Treue und seines Gehorsams zu versichern, zugleich aber auch von seinen bisherigen Unternehmungen und Fortschritten Bericht zu erstatten. Gregor III., hoch erfreut über den so glücklichen Fortgang der Heidenbekehrung in Teutschland, gab Bonifaz durch dessen Erhebung zum Erzbischof mit voller Macht, nach eignem Gutdünken Bischöfe anzustellen, und durch die Uebersendung des Palliums einen sprechenden Beweis seiner Hochachtung und voller Anerkennung der geleisteten großen Thaten.

Es wird nicht überflüßig und nicht unwillkommen seyn, die Bedeutung des Wortes Pallium näher zu bezeichnen.

Pallium, Mantel, Oberkleid, hieß besonders der wollene Mantel, den die römischen Kaiser seit dem vierten Jahrhundert an Patriarchen und höhere Bischöfe ihres Reichs zu verschenken, und den diese als Zeichen ihrer geistlichen Gewalt zu tragen pflegten. Im fünften Jahrhundert fingen die Patriarchen an, mit kaiserlicher Genehmigung selbst Pallien an die Erzbischöfe beim Antritte ihres Amtes zu senden, welche die damit Beschenkten beim Hochamte tragen mußten. Dennoch wurde man gewohnt, die Ertheilung der Pallien an die Erzbischöfe für Zeichen der Bestätigung ihrer Wahl von Seiten der Patriarchen anzusehen, und die Kirchenversammlung zu Constantinopel machte es 872 zum Gesez, daß alle Erzbischöfe von ihren Patriarchen entweder durch Auflegung der Hände oder durch Zusendung der Pallien bestätigt werden mußten. Die Päbste bemächtigten sich dieses Bestätigungsrechtes im ganzen Occidente, und forderten von den mit Pallien beehrten Erzbischöfen anfangs nur eine schriftliche Verpflichtung zum kanonischen Gehorsam gegen den päbstlichen Stuhl, seit dem zehnten Jahrhundert aber auch eine bedeutende Taxe für ihre Kanzlei. Ungeachtet der unmäßigen Erhöhung dieser Taxe wurde das Pallium als Unterpfand der päbstlichen Bestätigung der Erzbischöfe für unentbehrlich gehalten, und bis auf die neuesten Zeiten jedem Erzbischofe und auch einigen mächtigern Bischöfen beim Antritt ihrer Würde ertheilt. Seit dem zwölften Jahrhundert besteht es in einem drei bis vier Finger breiten weißwollenen Kragen, der über den priesterlichen Ornat um die Schultern geworfen wird; ein Streifen davon hängt über den Rücken, der andere etwas längere über die Brust herab, und beide sind mit einem rothen Kreuze bezeichnet. Dieser eben so einfache als kostbare Schmuck (man bezahlte bis 37,000 Gulden dafür,) wird durch die Nonnen im Kloster St. Agnes zu Rom aus der Wolle geweihter Schaafe gefertigt und mit denen, die ihn erhalten, begraben.

Gleich nach der Erhebung zum Erzbischofe beschäftigte sich Bonifaz mit Erbauung mehrerer Kirchen und zweier Klöster, eines zu Annaburg, das zweite zu Fritzlar. In lezterm verlieh er die Abtswürde seinem vertrauten Freunde Wigbert, einem durch gelehrte Bildung, Reinheit der Sitten und Charakterstärke ausgezeichneten Engländer, welchem er auch späterhin die Aufsicht über das Kloster Ordorf übertrug.

Zu Greußen, und an dem im Jahre 1290 zerstörten Orte Tretenburg erbaute Bonifaz zu jener Zeit kleine Kirchen.

Nachdem Bonifaz bei den in Hessen und Thüringen gegründeten christlichen Gemeinden die nöthigsten Einrichtungen getroffen, und sie unter die Aufsicht erprobter Priester gestellt hatte, machte er 738 eine Reise nach Rom, wo er von dem Pabste mit der größten Auszeichnung aufgenommen und zum Legaten des heiligen Stuhls in Teutschland ernannt wurde.

Beinahe ein Jahr lang dauerten seine Unterhandlungen und Geschäfte mit dem Pabste, dann kehrte Bonifacius wieder nach Teutschland zurück, wo er vor allem sich mit der Reformation der ganz gesunkenen bayerischen Kirche beschäftigte.

Im Jahre 741 errichtete er drei Bisthümer, zu Würzburg, Buraburg unweit Fritzlar und zu Eichstädt. Jenen Priestern, welche an seiner Seite unermüdet alle Leiden und Aufopferungen ertragen, rastlos das Werk ihres Lehrers als das ihrige betrachtet, und an der Beförderung und Verbreitung der heiligen Religion mit dem regesten Eifer gearbeitet hatten, verlieh er nun zur Belohnung ihrer Verdienste angesehene Stellen.

In ganz Bayern gab es nur das Bisthum Paßau; Bonifaz errichtete noch die bischöflichen Sitze zu Freisingen

und Regensburg, hierauf für Thüringen das Biskhum zu Erfurt, für Franken zu Würzburg, und stellte den vom heiligen Rupertus in den ersten Jahren desselben Jahrhunderts errichteten bischöflichen Sitz zu Salzburg wieder her. Alle diese Einrichtungen bestätigte Gregor III., auch sein Nachfolger, Pabst Zacharias.

Als besonders zweckmäßig für den Fortgang des Christenthums, und die Bildung und Veredlung der Völker, betrachtete Bonifaz vorzüglich die Stiftung von Klöstern: aber von Klöstern, die nicht, wie jene des Morgenlandes, Sitze eines geheiligten Müssigganges bilden, sondern Zufluchtsörter des stillen häuslichen Fleißes, der Wissenschaften und Künste, der Gewerbe und des Ackerbaues seyn, deren Bewohner nicht mit langen mühseligen Gebeten und harten Büßungen, sondern mit der Menschheit nützlichen Beschäftigungen ihre Zeit ausfüllen, nicht nur in den Pflichten des Asceten, sondern auch des Menschen und des Bürgers unterrichtet werden sollten. —

Schon hatte Bonifacius nach dieser Regel, die der heilige Benedikt von Nursia 529 für die Mönche seines Ordens entworfen hatte, die Klöster zu Amönaburg, Ordorf und Fritzlar errichtet, jezt faßte er den Plan zur Errichtung eines Klosters, dessen Bestimmung vorzüglich seyn sollte: dem Volke Erzieher und Führer zu bilden, der neu errichteten Kirche würdige Diener und Vorsteher zu erziehen. Besonders wünschte er ein solches Erziehungsinstitut für künftige Priester, einen Hauptsitz christlicher Bildung, in der Mitte seiner christlichen Pflanzungen. Er entsendete daher einen seiner thätigsten und eifrigsten Gehülfen, Namens Sturm, der ihm von einer vornehmen bayrischen Familie zur Erziehung anvertraut worden, um einen zur Erbauung solch eines Klosters geeigneten Ort aufzusuchen. Von einigen Mönchen begleitet fand Sturm nach langen und äusserst

mühsamen Wanderungen an der Fulda einen Ort, der allen seinen Wünschen entsprach, und eilte nach Seelheim zu Bonifaz mit dieser freudenvollen Nachricht zurück. Karlmann, von Bonifaz um Ueberlassung des zum Bau nöthigen Grundes gebeten, übergab ihm eigenthümlich ein Stück Landes von 4000 Schritten im Umfange, unterstützte den Bau durch bedeutende Hülfe und veranlaßte auch einige Große, ihre Grundstücke, die sie in dem Gau Grabfelde besaßen, dem neuen Kloster als Eigenthum abzutreten. Der Pabst verlieh diesem Kloster das Privilegium der alleinigen Standschaft unter dem heiligen Stuhle und der Excemtion von der Gerichtsbarkeit des Diöcesanbischofes.

Der würdige Sturm wurde vom Bonifaz zum Abte erwählt, und unter der Leitung dieses ausgezeichneten Mannes erreichte das Kloster schon in kurzer Zeit eine ungewöhnliche Höhe der Vollkommenheit. Hier blühten Künste und Wissenschaften, die Umgebungen dieser neuen Pflanzschule wurden bald fruchtbare Felder, und da, wo nur Sümpfe und dichte Waldungen einen widrigen Anblick geboten hatten, erhoben sich freundliche Dörfer, und die wilde unwirthbare Gegend gestaltete sich zur anmuthigen und gesegneten Landschaft.

Im Jahre 745 wurde Bonifaz von Karlmann und Pipin zum Bischof von Maynz erwählt, und da sie glaubten, daß Maynz, welches schon vor Alters ein Metropolitansitz gewesen, der Ehre des erzbischöflichen Stuhles vorzüglich würdig sey, so ernannten sie ihn auch zum Erzbischof von Maynz und zum Primas von ganz Teutschland und Gallien. Der Pabst bestätigte die Ernennung, und unterwarf ihm die Bisthümer Utrecht, Lüttich, Köln, Worms und Speyer.

Bonifaz, der in Teutschland acht Kirchenversammlungen gehalten, auch die berühmte Abtey zu Fulda gestiftet hatte,

unternahm im Jahre 754 aufs neue apostolische Reisen zur Bekehrung der Ungläubigen. Zu Lullus, diesem erprobten und frommen Freund, welchem er die wichtigsten Angelegenheiten übertragen hatte, sprach er beim Abschiede im Vorgefühle seines nahen Martyrertodes: „Die Zeit meiner Auflösung ist nicht mehr ferne. Ich habe beschlossen hin zu reisen, wohin mich Gott ruft. Liebster Sohn, es ist nun deine heiligste Pflicht, für deine dir anvertraute Heerde sorgsam zu wachen. Führe das Volk von seinen Irrthümern zurück auf den einzigen wahren Weg der Glückseligkeit. Die von mir in Thüringen begonnenen Kirchenbaue seze fort, auch den Kirchenbau an der Fulda vollende. In dieses Kloster sollst du, ich mag den Tod finden wo ich will, meinen entseelten Körper zur Erde bestatten. Sorge nun für alles, was zu meiner Reise nöthig ist. Die Leinwand, in welche man meinen Leichnam hüllen soll, lege zu meinen Büchern."

Bonifaz war in Friesland angekommen, mit jugendlicher Rüstigkeit und feuriger Begeisterung durchwanderte er das Land, ganze Schaaren folgten seinen frommen, segenbringenden Schritten, und viele Tausende wurden von ihm getauft.

Am Pfingsttage wollte Bonifacius den neuen Christen zur Bestätigung in ihrem neuen Glauben die Kraft des heiligen Geistes vom Himmel erflehen, und sie ihnen durch die Firmung ertheilen. An den Ufern der Burte bei Dokum, sechs Stunden von Leuwarden in Westfriesland, ließ er Zelte aufschlagen, und dorthin die Heiligthümer und die zu der vorhabenden gottesdienstlichen Handlung erforderlichen Geräthschaften und Bücher bringen; er selbst aber erwartete hier mit dem Bischofe Eoban nebst den andern Geistlichen, die ihn bei der Feierlichkeit unterstützen sollten, das eintretende Pfingstfest.

Der Morgen dieses heiligen Tages brach an, und Schaaren von Gläubigen umgaben die Gezelte und harrten in frommer Erwartung der heiligen Salbung. Bonifaz, an seiner Seite der Bischof Eoban, gefolgt von vielen Priestern, trat unter die Menge, und wollte die feierliche Handlung beginnen, da wurde der Kreis der ihren großen, hochgefeierten Lehrer umgebenden Schaar von heidnischen Friesen durchbrochen. Blutig zu rächen an dem verhaßten Fremdling die Schmach ihrer gestürzten Gottheiten, hatten die Barbaren geschworen, und jezt stürzten sie mit gezücktem Schwerte und geschwungener Keule auf Bonifaz und seine priesterliche Umgebung hin. Rasch griffen die neuen Christen zu den Waffen, zum Schutze und zur Vertheidigung ihres kindlich geliebten Vaters und Lehrers, aber furchtlos und heldenmüthig entschlossen, hob Bonifaz seine Arme empor, und besänftigte sie mit Worten des Friedens, und mit Hinweisung auf die göttliche Lehre, die nicht erlaubt, Unbild mit Unbid zu vergelten; dann ermahnte er die Priester, mit Ergebung zu empfangen, was der Vater im Himmel ihnen senden werde, und Alles männlich und heldenmüthig zu dulden aus Liebe zu dem, der für uns gelitten hat, und mit dem wir uns ewig freuen werden in der Heimath des Vaters.

Und nun blickte er empor zu den Himmelsräumen, dann breitete er seine Arme aus und segnete die Priester und das Volk; jezt sank er hin, unter den tödtenden Streichen der blutgierigen Heiden, und er gab seinen Geist in die Hände des himmlischen Vaters, der ihn zu dem heiligen Kampfe berufen hatte.

Die Leiche des erhabenen Martyrers ward nach Utrecht, dann nach Maynz, und zulezt in die Abtei von Fulda gebracht, wo man eine von ihm geschriebene Abschrift der

Evangelien, und ein mit seinem Blute gefärbtes Blatt zeigt.

Im Thüringer Waldgebirge bei dem Dorfe Altenberga, einige Stunden von Gotha, ist ihm ein würdiges Denkmal, das in einem dreißig Fuß hohen Candelaber besteht, errichtet worden.

FRIDERICUS. II. IMP.

Friedrich II.,

der Hohenstaufe.

Kein Fürst im Mittelalter, etwa Karl den Großen ausgenommen, hat diese universalhistorische Wichtigkeit, als Friedrich II., wenigen wurde eine so ausgezeichnete Individualität, eine solche Kette der merkwürdigsten Schicksale, und eine so eigenthümliche Stellung nach Ort und Zeit zu Theil.

Die merkwürdigste Zeit des Mittelalters knüpft sich an Friedrichs Namen und an seine lange Regierung, von 1209 bis 1250. Es war die Zeit, wo durch Innocenz III., Gregor IX., und Innocenz IV. das von Gregor VII. aufgestellte System der Hierarchie auf einen fast für unmöglich gehaltenen Grad gesteigert wurde; wo in dem Entstehen der Ritterorden (zum Kampf gegen die Ungläubigen und zur Territorialerweiterung des päbstlichen Machtgebietes) so gut, wie in der Stiftung der Bettelorden und der Inquisition, furchtbare Säulen und Stützen des geistlichen Baues aufgerichtet wurden; wo die europäische Menschheit durch die Kreuzzüge zum ersten Male von einer allgemeinen, im Kreuzeszeichen versinnlichten Idee ergriffen und einander näher

gebracht war; wo in Waldensern und Albigensern bereits, nachdem schon mancher Einzelne ohnmächtig, doch unvergessen laut geworden war, ein Protestantismus des Mittelalters laut wurde; wo das Ritterthum eine höhere, durch Religion geadelte Stellung und planmäßige Organisation erhielt; wo der freie Bürgersstand sich immer glücklicher ausbildete, und in Teutschland von Friedrich gegen die Aristokratie begünstigt, in Oberitalien von ihm als päbstliches Werkzeug bekämpft wurde, hier und dort aber in großen Conföderationen nach Aussen und Corporationen nach Innen Kraft und Stützpunkt fand; wo gegen das Faustrecht, oder das Recht der Stärke, zuerst ein Landfriede in teutscher Sprache geboten, und in seinen frühesten, kaum merklichen Anfängen das geheime Gericht der Vehme zu arbeiten begann; wo die ersten Universitäten den Geist der Prüfung und Forschung anregten; wo der Provençalen Gesang schon eine Heimath in Teutschland und Italien, bei Kaisern und Königen Ehre und Uebung gefunden — und in dieser Zeit erwuchs und handelte der große Friedrich von Hohenstaufen.

Friedrich II. der Hohenstaufe, Sohn des Kaisers Heinrich VI. und der normänischen Constantia, (Erbtochter von Sizilien dießseits und jenseits des Faro) und Enkel des berühmten Friedrichs I., genannt der Rothbart, wurde am 26. December 1194 zu Jesi in der Mark Ancona, nach Andern zu Salerno geboren.*) Sein ältester Biograph berichtet, daß Friedrich, ohne körperlich groß gewesen zu seyn, wohl gebaut, blond, mit schöner Stirne und fast

---

*) Constantia war schon mehr als fünfzig Jahre alt, da sie Friedrich gebar, und zwar mitten auf dem Marktplatze, unter einem prachtvollen Gezelte, in Gegenwart vieler, aus verschiedenen Gegenden berufenen Matronen. Kaiser Heinrich traf diese Anstalten, damit man das Kind, welches seine Gemahlin gebären werde, ihres hohen Alters wegen, nicht für ein untergeschobenes halten möge.

antik gebildeter Nase, mit mildem freundlichem Auge und lieblich geformtem Munde, ein kräftiger, schnell für sich einnehmender Mann war.

Der Erbe der besten Eigenschaften von Allen seines großen Geschlechts, kühn, tapfer, frei gesinnt, mit den trefflichsten Anlagen, voller Kenntnisse, verstand er sämmtliche Sprachen seiner Unterthanen: Griechisch, Lateinisch, Italienisch, Teutsch, Französisch und Arabisch; dabei war er streng, selbst leidenschaftlich rasch, mild und freigebig, wie es die Zeit mit sich brachte, vergnügt, üppig und lebensfreudig, wie die Stimmung es vergönnte. Und wie sein Körper durch Fertigkeit in aller ritterlichen Kunst vollendete Gewandtheit sich zugeeignet, so war seinem in der Erziehung vernachläßigten, nur durch sich selbst gebildeten Geiste durch eine frühe Schule der Leiden eine Biegsamkeit des Charakters geworden, welche die in Purpur Gebornen so selten kennen, und eine Schwungkraft, die eben dann wieder erkräftigte und aufrichtete, wo ein Anderer, von Schmerz und Noth erdrückt, sich selber verloren haben würde.

So mußte aber auch der Körper wie der Geist eines Mannes beschaffen seyn, der in dem schon damals zersplitterten Teutschland eine übermächtige Aristokratie, in Oberitalien eine übermächtige Demokratie, im mittlern Italien eine übermächtige Hierarchie bekämpfen und in seinem sittlichsten Erbstaate die feindlichen Elemente von sechs Völkern zu Einem Ganzen nnter sich versöhnen, und durch innere Bande vereinigen sollte; der von weltlichen wie von geistlichen Waffen, von Gegenkönigen wie von Bann und Interdict bekämpft, siegreich und besiegt, vierzig Jahre ausdauern, die Empörung eines Sohnes, die Verrätherei und Giftmischerei des werthesten Freundes, den Verlust seines Lieblingskindes überstehen, und nur im lezten Augenblicke seines Lebens nicht ohne die bittere Ueberzeugung, einen schweren

Kampf umsonst gekämpft zu haben, die scharf gefaßten Zügel und das Fest des Scepters niederlegen sollte. —

Pabst Innocenz III., vorher Lotharius, trieb die Herrschsucht auf einen Grad, wie keiner seiner Vorgänger. Willkührlich entsezte er Könige und verschenkte ihre Reiche. Die teutschen Kaiser betrachtete er als Lehensleute des päbstlichen Stuhls. Dieser herrschsüchtige Mann war bis zu 1209 Friedrichs Vormund; in diesem Jahre übernahm Friedrich die Regierung des Unteritaliens und Siciliens. Schon die Belehnung mit Neapel und Sicilien und die Krönung des vierjährigen Friedrichs hatte die Kaiserin Constantia mit Aufopferung der wichtigsten Kirchenrechte von dem herrsch = und geldsüchtigen Innocenz erkaufen müssen. Das Land wurde durch Magnatenpartheien, die dem Interesse des Pabstes höchst willkommen waren, getheilt, und jene theilten es noch, als der fünfzehnjährige Friedrich, ohne Rath und Leitung, im Jahre 1209 ein Scepter nahm, dem er weder durch Geld noch durch ein Kriegsheer, noch durch einen Staatsrath Ansehen verschaffen konnte.

Friedrich erhielt als ein dreijähriges Kind von teutschen Fürsten die Zusage der teutschen Königskrone, aber nach seines Vaters Tod konnte oder wollte Herzog Philipp von Schwaben, Heinrich des VI. Bruder, diese seinem Neffen nicht retten; zwecklos hatte er sie auch im Kampfe mit Otto IV., einem welfischen Gegenkönig, getragen, bis er 1208 auf der Altenburg, der königlichen Pfalz von Bamberg, einer Mörderhand erlag.

Nach der Ermordung des Herzogs Philipp von Schwaben wurde Otto allein anerkannt, aber bald zog er sich das Mißfallen, ja selbst den Haß des Pabstes zu, der, wie in allen weltlichen Dingen überhaupt, so auch in dem seit 1137 dauernden Streite zwischen den Welfen und Gibellinen das Schiedsrichteramt sich anmassen wollte. Innocenz, der sich

seit der Hohenstaufen Herrschaft in Neapel, in der Lombardei ein Bollwerk gegen Teutschland geschaffen hatte, rief Friedrich auf den teutschen Thron. Diesem Innocenz, der schon hinlänglich dargethan hatte, wie schlau und gewandt er die geistlichen Waffen zu schärfen wußte, und die Kunst verstand, mit Hülfe der Franziskaner, Dominikaner ꝛc., deren Orden unter ihm entstanden waren, die Kezerverfolgungen ins Große zu treiben, war nicht an dem Namen des Besitzers des teutschen Thrones gelegen, sondern seine Politik hing an der Sache. Wie durch Wunderwerke brachte er im Jahre 1212 Friedrich nach Teutschland, mit beispielloser Gewandtheit entrückte er ihn den aufmerksamsten Beobachtungen und den feinsten Nachstellungen der welfischen Parthei. Friedrich wurde von seinem Anhange mit offenen Armen empfangen, und von Schwaben als sein geborner Herzog anerkannt.

Otto IV. hatte sich den Ruf eines höchst umsichtigen Feldherrn und eines tapfern Kriegers gegründet, aber sein Stolz, sein feindseliges Wesen und sein Eigensinn entfremdeten ihm selbst seine treuesten Anhänger, und als er nun in den Krieg zog gegen Frankreich, sah er sich von den meisten seiner Gunstgenossenen verlassen, selbst von seinem Feldherrntalente, er machte Fehler über Fehler, verlor beinahe jedes Treffen, und als er in der bedeutenden Schlacht bei Bouviens gänzlich geschlagen und seine Macht durch diesen unglücklichen Feldzug gebrochen war, floh er in seine altsächsische Erblande, wo er, von seinen Zeitgenossen beinahe vergessen, nur von wenigen betrauert, am 15. May 1018 auf der Harzburg starb, und zu Braunschweig begraben wurde.

Friedrich verpflichtete sich zu einem Kreuzzuge, und wurde 1215 zu Aachen gekrönt. Der Besitz der teutschen und sicilianischen Krone gab ihm die Hoffnung, sich in der Folge des ganzen Italiens zu bemächtigen, die Lombardei zu bezwingen, und den geistlichen Universalmonarchen zur Würde des ersten Bischofs der Christenheit herabzudrücken. Aber er

verrechnete sich in seiner Zeit, die der Tiefe seiner Ansichten und der Höhe seiner Aufklärung noch lange nicht gewachsen war, ja selbst noch Vorurtheile nährte, die er schon lange besiegt hatte. Wenn er auch seiner Unternehmung nicht unterlag, so hätte er doch zwei Menschenalter leben müssen, um sie zum Ziele zu führen.

Groß wie der Plan selbst, war auch seine Besonnenheit, ihn nur langsam vorzubereiten. Im Jahre 1220 ließ er demnach seinen ältesten Sohn Heinrich zum römischen König wählen. Honorius III., seit 1216 Pabst, wurde über diese eigenmächtige Handlung höchst aufgebracht; er wendete Macht und List an, um Friedrich so viel als möglich zu schaden, und ihm Feinde zu bereiten, aber dieser äusserte nicht die mindeste Unruhe, auch keinen Groll gegen den heiligen Vater; er sandte einen seiner Höflinge als Boten an Pabst Honor, und das Schreiben, welches Friedrichs Bote übergab, enthielt nebst vielen Versicherungen der innigsten Ehrfurcht, eine genaue Angabe der Gründe, deren vorzüglichster auf der höchsten Nothwendigkeit dieser Krönung durch den bevorstehenden Kreuzzug beruhte; daß Friedrich Sicilien nie mit dem Reiche vereinigen werde, versprach er in diesem Briefe feierlich.

Die Mailänder hatten ihm die eiserne Krone verweigert, unbekümmert darüber ging er nach Rom, erhielt 1220 die Kaiserkrönung, und zog, als glorreich gekrönter Kaiser, seinen Erblanden zu, die er fast als Flüchtling verlassen hatte.

Die Zurüstung zum Kreuzzuge mußte nun geschehen, doch war das Wichtigste, vorher die innern Verwirrungen des Landes auszugleichen. Leider aber lag das Uebel zu tief in der ganzen Verfassung, ja es hing selbst zu sehr mit den päbstlichen Vorrechten im Lande zusammen, als daß nicht Honorius darüber wie über den verzögerten Kreuzzug hätte sehr ungehalten werden sollen.

Es herrschte gerade bei Friedrichs Rückkehr aus Italien eine blutige Fehde zwischen dem Landgrafen Ludwig in Thüringen und Graf Poppo von Henneberg. Jeder wollte sich die Vormundschaft über Heinrich, den Sohn des Markgrafen Diethrich von Meißen zueignen, und die Waffen sollten entscheiden. Friedrich schlichtete den Streit durch rasches, kräftiges Einschreiten.

Der Dänen König, Woldemar II. hatte ganz Hollstein mit den Städten Hamburg und Lübeck, während Friedrichs Minderjährigkeit von Canut, Woldemars Vater, erobert, noch immer im Besitze, und wollte diese Besitzungen auch ferners ausdehnen. Er versammelte seine Kriegsvölker und bezog ein Lager, um da noch die Fähnlein eines mächtigen Bundesgenossen zu erwarten. Um die Zeit hinzubringen, wurden Jagden angestellt. Eines Abends kehrte er aus den Wäldern zurück, entließ sein Gefolge, und lud nur den Grafen Heinrich von Schwerin zur Tafel ein. Heinrich, schon lange ein Todtfeind Woldemars, ersann während des Nachtimbisses und des Zechens einen Plan, der mehr als tollkühn war. — Es gelang ihm, Woldemar höchst betrunken zu machen, dann schlang er ein Tuch um dessen Mund, band ihm Hände und Füße, schaffte den Sinnlosen unter dem Schutze der dunkeln Nacht, und mit Hülfe treuer Freunde aus dem Lager in einen Nachen, schiffte auf ein nahes, ihm eigenthümliches, durch seine Lage fast unangreifbares Schloß, und entließ den hohen Gefangenen erst nach zwei Jahren, und gegen sehr bedeutendes Lösegeld.

Hermann von Salza, der edle Teutschordensmeister, machte Friedrich den Vorschlag, sich mit Jollanda, der Tochter des Titularkönigs von Jerusalem, Johann von Brien, zu vermählen, und dessen Titel anzunehmen; willig ging Friedrich in diesen Vorschlag ein, und die ersten Früchte, die ihm

durch diese Verbindung wurden, war die Versöhnung mit dem, für diese Vermählung höchst eingenommenen Pabste, und dessen Einwilligung zum Aufschube des Kreuzzuges. Dieser Aufschub führte für Friedrichs Erblande besonders große Vortheile herbei.

Es lag im Geiste jener Zeit, und jener politischen Verhältnisse, daß Friedrich gegen Kezer im Reiche höchst unduldsam seyn mußte, daß er schwere Edicte gegen sie verhängte, daß er die Kinder der Kezer, wenn sie etwa nicht ihre Eltern anzeigten, sogar bis ins zweite Geschlecht aller Aemter und Ehren für unfähig erklärte; aber mit auffallender Schonung räumte er seinen Arabern, die von Sicilien nach Unteritalien auswanderten, ansehnliche Ländereien ein, gestattete ihnen freie Glaubensübung, und schuf sie zu seinen nützlichsten und treuesten Unterthanen um.

Unter seiner obersten Leitung wurde ein neues Gesezbuch verfaßt, dessen Bestimmung war, nicht bloß Kirche und Staat auszugleichen, nicht bloß aber, Geistlichkeit, Bürger und Bauer zu versöhnen, sondern es sollte auch passen für so verschiedene Völkerstämme, wie Römer, Griechen, Teutsche, Araber, Normanen, Franzosen und Juden, und doch das Bestehende so viel als möglich aufrecht halten, doch wenigstens schonen. Petrus de Vineis, Friedrichs Kanzler, ein Mann, der noch als Student zu Bologna gebettelt hatte, arbeitete im Sinne seines großen Gesezgebers bis 1231, den neuen Codex aus, ein Meisterstück, wenn man die Schwierigkeit der Aufgabe erwägt. Doch was vermag die beste Gesezgebung, wenn nicht der Unterthan zu ihr herauf gebildet wird?

Von dieser richtigen Ansicht ausgehend, gründete Friedrich in Neapel, dem Paradies der alten Welt, ausser der gran corte im Jahre 1224 auch eine Landesuniversität mit einer

Sorgfalt, die viele spätere Institutionen gleicher Art weit hinter sich zurück läßt. Für Arzneikunde blühte die hochberühmte Schule zu Salerno fort. Nicht minder glänzten die schönen Redekünste an Friedrichs Hofe wie in Teutschland, und Friedrich selbst kann mit zu den Erfindern der verfeinerten toscanischen Dichtkunst gerechnet werden. Die bildende Kunst fand unter Friedrichs Mäcenat einen Nicola, Masuccio und Tomaso da Stephani, so wie die Kunstsammlungen zu Capua und Neapel, selbst durch Nachgrabungen bei Augusta in Sicilien vermehrt, entstanden.

Für das Jahr 1227 hatte Friedrich den Kreuzzug anberaumt, doch vorher wollte er noch die Gesinnungen der Lombarden kennen lernen, er wollte sich zu ihrem König krönen lassen, und schrieb daher einen allgemeinen Reichstag zu Cremona aus. Die Mailänder erhoben sich gegen die Krönung; sie erneuerten schnell ihren alten Bund mit fünfzehn Städten und verweigerten mit gewaffneter Hand dem König Heinrich und seinen Teutschen den Durchzug zum Reichstage. Friedrich that die Mailänder in die Reichsacht, doch Pabst Honorius entschied zu ihren Gunsten, wußte aber noch immer den Schein des Friedens zu retten.

Pabst Honorius starb, ihm folgte auf den päbstlichen Stuhl Ugolino, Graf von Segna, als Gregor IX. Bald zeigte sich, daß alle Leidenschaften des neuen Hierarchen nur ein Ziel kannten: vollendeten päbstlichen Despotismus. Mit kräftigem Ernste drang er in Friedrich, den versprochenen Kreuzzug zu beginnen. Die durch Eilboten erhaltene Nachricht, daß unter den großen, in Italien versammelten Schaaren von Wallbrüdern bereits ansteckende Seuchen wüthen, vermochte nicht, Gregors harten Sinn zu ändern, selbst nicht Friedrichs Krankheit; dieser mußte das in früher Jugend gemachte Gelübde lösen, so war des Pabstes unerschütterliche Wille, und der kranke Friedrich wurde in das

Schiff getragen, mit ihm sein kranker Begleiter, Ludwig Landgraf von Thüringen. Schon nach drei Tagen mußte man zu Ottranto wieder landen, weil Friedrich kränker wurde und Ludwig sogar starb. Die Flotte kehrte vor Morea um, und der Kreuzzug war vereitelt.

Pabst Gregor entbrannte in furchtbaren Zorn gegen Friedrich ob dessen unterlassenen Kreuzzuges. Umsonst rechtfertigte sich Friedrich, umsonst ward dessen Unschuld von vielen Fürsten dem Pabste bezeugt; der Ungerechte schleuderte den Bann gegen den Kaiser, und belegte dessen Länder mit dem Interdict. *)

Am 4. August 1228 trat Friedrich einen neuen Kreuzzug an. Gregors Stolz war dadurch sehr verlezt, denn noch hatte er nicht den Bann über den Kaiser zurück genom-

---

*) Interdict, war in der römischen Rechtspflege eine vorläufige Verordnung des Prätors, durch welche mit Vorbehalt des eigentlichen Rechts (in petitorio) Jemand im Besitz einer Sache geschützt, darein gesezt oder wieder eingesezt wurde; sodann späterhin der große Bann, mit dem der Pabst ganze Städte, Provinzen und Länder zur Strafe der Widersezlichkeit belegte, welche sich die Einwohner oder Regenten gegen ihn und die Geistlichkeit hatten zu Schulden kommen lassen. Er war im Mittelalter der furchtbarste Schlag, der das Volk und die Fürsten treffen konnte. Aller Gottesdienst hörte auf, die Kirchen wurden verschlossen, keine Glocken durften mehr geläutet, keine Sakramente verwaltet, keine Leiche mit kirchlicher Feierlichkeit beerdigt werden; was sonst heilig und segensvoll hieß, Kreuze, Gnadenbilder, Altäre, waren nun entweiht und kraftlos. Dieser Bann wurde zuerst von Gregor V. 998 gegen Frankreich, dessen König Robert sich von seiner im 4. Grade mit ihm verwandten Gemahlin Bertha nicht trennen wollte, ausgesprochen, und dieser Monarch mußte, um eine völlige Empörung der Nation zu verhüten, endlich nachgeben und sich von seiner Gemahlin trennen. Noch bedeutendere Folgen hatte das 1208 von Innocenz III. über England verhängte Interdict, welches durch des Königs Johann Weige-

men. Aus Rache gebot er dem Patriarchen von Jerusalem und den drei Ritterorden, sich dem Bannbelasteten in Allem zu widersezen, wußte Johann von Brien durch die größten Ränke gegen den Schwiegersohn aufzuhezen und ließ durch diesen und durch seine Schlüsselsoldaten Friedrichs Erblande erobern und verwüsten. Trotz dem gelang es Friedrich, was Keinem wieder nach dem edlen Herzog Gottfried (1099) gelungen war, durch einen Vergleich mit Sultan Kamel von Aegypten einen zehnjährigen Waffenstillstand abzuschließen, und Jerusalem, die heiligen Orte, das ganze Land zwischen Joppe, Bethlehem, Nazareth und Acre, wie auch die wichtigsten Seestädte Pyrus, und Sidon für sich zu erhalten, wobei der Sultan die einzige Bedingniß machte, daß eine Vorstadt von Jerusalem von den Saracenen bewohnt werden dürfe, ihnen selbst aber in Jerusalem eine Moschee für ihren Gottesdienst bewilligt sey, der Besuch desselben aber nur unbewaffnet Statt haben dürfe. Durch christliche und muselmännische Herolde wurde dieser Vertrag öffentlich kund gemacht, das Volk jauchzte, aber der Neid des Patriarchen und der Ritter knirschte. Friedrich mußte sich am 18. März 1229 selbst die Krone aufsezen, weil kein Priester vor dem

---

rung, den Petersgroschen eintreiben, und dem Pabste das Patronat über die englischen Bisthümer zu lassen, verursacht wurde. Nachdem das Interdict 6 Jahre lang gedauert hatte, mußte Johann nicht nur das Verweigerte gestatten, sondern auch, unter den schimpflichsten Demüthigungen und Büßungen, die ihm abgesprochene Krone als päbstliches Lehen wieder annehmen, und die empörten Großen des Reichs 1215 durch die Unterzeichnung der berühmten Magna Charta zufrieden stellen. Je öfter indeß die Päbste sich dieses Mittels, die Fürsten zu demüthigen, und die Völker zu zwingen, bedienten, desto mehr verlor es von seiner Kraft, und wenn sie auch fortfuhren, in wichtigen Fällen das Interdict zu verhängen, und den Bann zu versuchen, so kennt doch die neuere Zeit keinen spätern Bann, als jenen des Pabstes Pius VII. wider Napoleon, 1809.

mit dem Banne belegten Kaiser eine Messe lesen wollte, und nun wurde über Jerusalem auch das Interdict ausgesprochen, und Friedrich an den Sultan verrathen, wovon der biedere Saracen dem Kaiser selbst die erste Kunde gab.

Friedrich ernannte den als Krieger und Freund erprobten Graf Reinhold zum Statthalter von Jerusalem, schiffte sich ein, und kehrte nach Unteritalien zurück. Nach fruchtloser Verhandlung mit Pabst Gregor griff er dessen von Johann von Brien befehligtes Heer an, schlug es auf das Haupt, eroberte seine Erblande wieder, und hatte in fünfzehn Tagen alles Land, dessen Eroberung dem Pabste mehr als achtzehn Monate gekostet hat, wieder seinen Feinden entrissen; ja er zwang sogar den mächtigen, stolzen, entschlossenen Gregor, ihn 1230 vom Banne los zu sprechen. —

Nur die Lombarden wollten nichts vom Frieden wissen, verlegten seinem Sohne den Weg zum Reichstag nach Ravenna, und ließen sich durch Gregors Ermahnungen zum Frieden wenig täuschen, ja während Friedrich endlich den Pabst mit seinen Römern aussöhnte, suchte dieser den König Heinrich insgeheim gegen seinen Vater zur Rebellion zu bewegen, wobei er ihm offenen Empfang bei den Lombarden verhieß.

Schon war Heinrich's Anhang auch in Teutschland groß genug, aber plötzlich stand Friedrich da, und der betrübte Heinrich bat fußfällig um Gnade. Als aber der verblendete Jüngling — man sagt durch Gift — ein neues Attentat auf seinen Vater machte, wurde er mit Weib und Kind nach San-Felice in Apulien zu ewiger Haft geschickt.

Im grellen Lichte steht es freilich da, daß Friedrich fast um dieselbe Zeit, mit Prunk und Geräusch, die dritte Hoch-

zeit mit Isabella von England feiert, wo er den Sohn der ersten Gemahlin in den Kerker schickt, und auf dem großen Reichstage zu Maynz 1235 förmlich absezen läßt.

Auf diesem Reichstage wurde auch für Landfrieden und Gerechtigkeitspflege, für Handel, dessen Wichtigkeit wenige Fürsten so, wie Friedrich, damals einsahen, und Ackerbau heilsam gesorgt.

Nun endlich glaubte sich Friedrich den Lombarden gewachsen, und rüstete sich zu Augsburg im Jahre 1236. Ezzelino da Romano, der Gewaltherr von Verona, war ihm mit Freundschaft zugethan, und die Mannen dieses Mächtigen und die Fähnlein der gibellinisch gesinnten Städte Oberitaliens, sollten Friedrichs kleines Heer ansehnlich verstärken. Doch unterbrach ein schnell beendeter Kampf gegen den in die Reichsacht erklärten lezten Babenberger Friedrich, Herzog von Oesterreich, den schon begonnenen Krieg, und Konrads, seines zweiten Sohnes, Wahl zum römischen König.

Am 26. und 27. November 1237 ward bei Corte-Nuova am Oglio, ein höchst glänzender, erfolgreicher Sieg erfochten, durch ihn, nach Wiederaufnahme des Krieges gegen die welfisch-gesinnten Städte Oberitaliens, die Macht der Lombarden gebrochen, und selbst der Coraccio von Mailand ging verloren; ausser dieser Stadt, ausser Bologna, Piacenza und Brescia, unterwarfen sich alle Städte.

Furchtbar wuchs Gregors Grimm, zumal da noch Kaiser Friedrich seinen natürlichen Sohn Enzio zum König von Sardinien ernannte, und sich zur Unterwerfung des Restes der Lombardei rüstete. Am Palmsonntage 1239 sprach er den Bann von Neuem gegen Friedrich aus, der sich darum nicht bekümmerte, seinen Krieg fortführte, jedoch durch geheime Verrätherei Ezzelinos, die der argwohnfreie, gerade Mann nicht ahnte, manchen Nachtheil erlitt.

Um den Krieg von Grund aus zu beenden, wendete er sich nun 1240 plötzlich gegen den Pabst selbst, drang durch Spoleto in den Kirchenstaat, eroberte Ravenna, und Gregor zitterte in seinem quirinalischen Pallaste. Rom würde leicht Friedrichs Beute geworden seyn, hätte er den lezten Rest von Aberglauben in seiner Brust besiegen können.

Hier und in den Edicten gegen die Kezer sah man die Bande, die den großen Friedrich noch an seine Zeit gefesselt hielten. Auch kannte er Gregor nicht, wenn er ihn zum Frieden zu zwingen meinte. Er wollte seine Sache ohne den lezten Schwertstreich lieber auf einer Versammlung von Kirchenvätern vermittelt sehen, fand aber, daß nur seine entschiedensten Feinde dazu eingeladen wurden, und mahnte nun alle Prälaten von der Reise nach Rom ab, ja er ließ endlich, da alle Warnung nichts fruchtete, seinen Sohn Enzio die genuesische Flotte angreifen und vernichten; mehr als hundert auf derselben nach Rom eingeschiffte Prälaten wurden als Gefangene nach Neapel gebracht.

Dieser Schlag warf den unbezwinglich sich denkenden Pabst Gregor am 21. August 1241 auf das Todtenbett, aber er entriß noch durch seinen Tod dem Kaiser den fast gewissen Sieg.

Ueber diesen Unternehmungen hatte freilich Friedrich die nach Teutschland vordringenden Mongolen nicht besiegen können.

Die Mongolen, ein großer Völkerstamm im nordöstlichen Asien, der im Mittelalter in zwei verschiedenen Zeiten erobernd aufgetreten, aber seit drei Jahrhunderten in Unthätigkeit versunken, jezt fast nur noch dem Namen nach in Europa gekannt ist, drangen im Jahre 1237, nachdem sie

schon unter ihrem kühnen Anführer, dem ältesten Sohne des Dschingis-Kahn einen verwüstenden Einfall in Rußland ausgeführt hatten, neuerdings in dieses Land ein, eroberten Moskau, unterwarfen sich nach den größten Verwüstungen und Grausamkeiten Rußland, fielen in Polen ein, verbrannten Krakau und gingen nach Schlesien bis Liegnitz, wo sie auf der Wahlstatt den 9. April 1241 den Herzog Heinrich von Liegnitz in einer blutigen Schlacht besiegten. Kaiser Friedrich, von allen Seiten mit Unternehmungen und Hindernissen kämpfend, hätte gegen die übermüthigen, mächtigen Asiaten nicht mit Erfolg zu Felde ziehen können, wären sie nicht im Prerauer Kreise von Stramberg, am Berge Hostein von Jaraslow von Sternberg vor dem belagerten Olmütz geschlagen, und durch Mangel an Unterhalt gezwungen worden, schnell die von ihnen verheerten Länder zu verlassen.

Nach Gregors Tod bestieg Cölestin IV. den päbstlichen Stuhl, aber seine Erscheinung war nur ephemer und es trat ein langes Interregnum ein; endlich erzwang Friedrich eine Wahl. Sigibald Fiesco wurde, als Innocenz IV., Pabst. Der Kardinal Sigibald Fiesco war Friedrichs vertrauter Freund, der Pabst Innocenz IV. wurde der furchtbarste seiner Gegner. Die Kirche war des Herrschsüchtigen eignes Selbst geworden und die kälteste Entschlossenheit leitete ihn. Er bestätigte Gregors Bann über Friedrich, entfloh aber im Jahre 1244 plötzlich aus Italien, wo ihm des Kaisers Nähe zu gefährlich schien.

Friedrich hatte jezt nur die Wahl, entweder als Verbrecher vor dem Richterstuhle eines Priesters zu erscheinen, oder den ungeheuern Kampf mit dem Aberglauben des Jahrhunderts zu beginnen. Der Pabst erneuerte den Bann, und berief ein allgemeines Concilium nach Lyon. Vor diesem führte Thaddäus von Suessa, des Kaisers Kanzler, dessen

Sache mit schlagender Beredsamkeit und Wahrheit, und widerlegte die boshaftesten, wie die abgeschmacktesten Beschuldigungen. Umsonst ließ sich Friedrich, der Kezerei beschuldigt, von einigen Geistlichen im Glauben prüfen; so religiös und rein ihn auch diese fanden: er war schuldig, weil er es seyn sollte. Der heilige Vater sprach den schrecklichen Fluch, die Priester schwiegen, löschten ihre Kerzen, und warfen sie zu Boden.

Fürstlich rechtfertigte sich Friedrich vor Europas Fürsten, er zeigte nicht bloß durch die aufgesezte Krone, daß er noch Kaiser sey, und während sein unversöhnlicher Feind Innocenz an des Landgrafen Heinrich von Thüringen Wahl zum teutschen König arbeitete, focht Friedrich siegreich gegen die Lombarden, vereitelte eine Verschwörung an seinem Hofe und verlor selbst den Muth nicht, als sein Sohn Konrad von jenem Gegenkönig Heinrich geschlagen wurde. Aber bald siegte Konrad wieder, und Heinrich starb im Jahre 1247.

Petrus de Vineis, einer der berühmtesten Rechtsgelehrten, wurde dem Kaiser, der Gelehrsamkeit und Gelehrte so hoch schätzte, zufällig bekannt, und gefiel demselben so wohl, daß er von seiner Anfangs nicht sehr bedeutenden Anstellung schnell nach einander zum Protonotarius, Rath und Kanzler des Kaisers emporstieg. Sehr große Verdienste hatte er sich um Friedrich, aber auch zugleich sehr bedeutende Feinde gesammelt, die den Emporkömmling, wie sie den würdigen Mann nannten, um die Liebe und das Vertrauen des Herrn beneideten. Es verbanden sich mehrere gegen Vineis zu einem verderbenden Bund; sie machten ihn Friedrich verdächtig, sein Leibarzt, durch Bestechungen gewonnen, vertraute dem Kaiser, daß für seine Vergiftung Vineis ihm eine hohe Summe geboten habe. Die tiefste Wunde hatte nun Petrus dem Menschen Friedrich geschlagen.

Durch erlittene Unfälle und öftere Lebensnachstellungen mißtrauisch und argwöhnisch gemacht, durch Petrus de Vineis Undankbarkeit für das innigste Vertrauen, für reichlich gespendete Wohlthaten aufs äusserste gereizt, ließ dem Kanzler die Augen ausstechen, und ihn zu Pisa ins Gefängniß sezen, wo der Unglückliche 1249 sein Leben endete, indem er sich aus Verzweiflung den Kopf an einem Pfeiler des Gefängnisses zerschmetterte. *)

Der nun gegen seine Feinde höchst mißtrauische Friedrich, sah bald Parma durch eine Empörung sich entrissen, verlor Vitoria, eine entscheidende Schlacht, mit ihr sein Heer, seine Schätze und seinen Freund Thaddäus von Suessa, bekam in Teutschland einen Gegenkönig an dem eiteln Wilhelm von Holland, sah seinen Sohn Enzio in die Hände der erbitterten Bologneser fallen, und den treu und edel gewähnten Ezzelino sich zu seinen Feinden schlagen.

Friedrichs Gesundheit begann zu wanken, er wollte auf teutschem Boden in Frieden sterben, aber der grausame Innocenz verwarf die annehmlichsten Bedingungen. Noch einmal ermannte sich Friedrich, siegte in der Lombardei, und würde vielleicht über den, in der allgemeinen Achtung immer mehr sinkenden, so wie in seiner politischen Stellung immer unsichern Innocenz bald gesiegt haben, wenn ihn nicht selbst, am 13. December 1250, zu Fiorentino der Tod in den Armen seines natürlichen Sohnes Manfred überrascht hätte.

Im Buche des Schicksals stand für Friedrich noch nicht die Bestimmung, Europa den hellen Tag der Vernunft her-

---

*) Nach Andern hat Petrus de Vineis in seiner Treue gegen Friedrich längst gewankt und, als er sich entdeckt wähnte, ihn zu vergiften gesucht.

aufzuführen, welchen es schwerlich schon ertragen hätte, aber sein Kampf für das Licht bleibt ewig welthistorisch, und sein Name unsterblich, wenn auch noch ein Jahrhundert politischer und geistiger Barbarei folgte, in welchem das edle Geschlecht der Hohenstaufen blutig unterging.

MOZART.

Mozart.

Jedem Freunde der Musik, jedem Manne von Gefühl und Bildung, der jemals bei der Harmonie des erhabenen Dioskuren der teutschen Tonkunst sich bald in die süßeste Empfindung verloren gefühlt, bald zum Erstaunen über den unerschöpflichen Reichthum der Ideen dieses unerreichbaren teutschen Componisten und zur Bewunderung, wie Mozart im Reiche der Töne, im umfassenden Gebiete seiner Kunst so mächtig herrschte, hingerissen wurde, werden begründete Mittheilungen aus dem Leben dieses Mannes, dessen großer, origineller Geist sich so früh entwickelte, gewiß willkommen seyn.

Wenn auch der Mensch, mit wunderähnlichen Gaben und Fertigkeiten von der Natur beschenkt, selten ein allgemein geltendes Vorbild zur Nachahmung ist, da, so wie seine Vollkommenheiten uns Uebrigen unerreichbar sind, auch seine Fehler nicht zu unserer Entschuldigung dienen können, so bleibt doch immer das Andenken desselben von äusserst gediegenem Werthe, von höchster Wichtigkeit. Solche seltne Menschen sind Phänomene, die selbst der gebildeteste Mann anstaunt, und deren treue Abbildung der Forscher der mensch-

lichen Natur als unschätzbare Kabinetsstücke würdigt, zu denen er oft zurückkehrt, um an ihnen den unbegränzten Umfang des menschlichen Geistes anzustaunen.

Unter solchen Männern, bei deren Schaffung die Natur sich gleichsam erschöpft hatte, behauptet Mozart, ein Wunder von Anlagen und früher Entwicklung, eine der ehrenvollsten Stellen.

Leopold Mozart, der Vater dieses Heros im Gebiete der Tonkunst, war eines Buchbinders Sohn aus Augsburg, studierte in Salzburg, nahm zugleich von den vorzüglichsten Meistern Unterricht in der Musik und trat 1743 als Hofmusicus in die erzbischöfliche Kapelle. Im Jahre 1762 zum Vicecapellmeister befördert, benützte er die Stunden, welche ihm sein Dienst bei Hof und in der Metropolitankirche übrig ließ, zur Unterweisung auf der Violine und gab in der Folge den: „Versuch einer gründlichen Violinschule" heraus, welche vielen Werth hatte, und eine vierte Auflage erlebte.

Vermählt mit Anna Maria Pertl, und beglückt durch eine Gattin, welche mit ausgezeichneter Schönheit große Vorzüge des Geistes und des Herzens einte, erzeugte er mit ihr sieben Kinder, von welchen nur eine Tochter, Maria Anna, und dieser Johann Chrysostomus Wolfgang Amadeus, am Leben blieben.

Die Tochter, älter als Amadeus, geboren zu Salzburg den 27. Juni 1756, wurde schon in ihrer Kindheit von dem, für die musikalische Bildung seiner Kinder höchst thätigen Vater im Singen und im Klavierspiele unterrichtet, und die talentvolle, unermüdete Schülerin machte solche Fortschritte, daß sie, kaum aus den Kinderjahren getreten, mehreren jungen Damen in der Stadt sehr gründlichen Unterricht gab, und auf allen musikalischen Reisen, welche sie mit Vater und Bruder machte, durch richtige Applicatur, gefühlvollen Vortrag und Präzision allgemeine Bewunderung sich erwarb.

Sie vermählte sich mit einem erzbischöflichen Rathe und, nur den heiligen Pflichten der Gattin und Mutter in anspruchloser Stille lebend, und ihre einzige Erholung am Flügel findend, war sie im Kreise ihrer Familie, wie unter ihren Mitmenschen der Gegenstand der herzlichsten Liebe und der gefühltesten Hochachtung.

Als Vater Mozart seiner Tochter Unterricht auf dem Claviere gab, war Amadeus kaum drei Jahre alt, aber schon in dieser zarten Jugend zeigte er sein ausserordentliches Talent; stundenlange stand er am Instrumente, suchte Terzen zusammen, und freute sich mit lautem Jubel über die harmonirenden Intervalle, die er auf dem Claviere gegriffen hatte.

Nachdem Amadeus das vierte Jahr erreicht hatte, begann sein Vater, gleichsam tändelnd, ihn einige Menueten und andere Stücke auf dem Clavier zu lehren. Zu einer Menuet brauchte er nur eine halbe Stunde, um sie mit der vollkommensten Niedlichkeit und mit dem festesten Takte zu spielen. Der Unterricht war dem Lehrer eben so angenehm als dem Schüler. Bald machte er solche Fortschritte, daß er in seinem fünften Jahre bereits kleine Stücke componirte, die er seinem Vater vorspielte und von diesem zu Papier bringen ließ.

Psychologisch merkwürdig ist, daß Amadeus früher sich für alle Kinderspiele so empfänglich zeigte, daß er Essen und Trinken und alles Andere darüber vergessen konnte, von der Zeit an aber, wo er Musik zu lernen angefangen hatte, allen Geschmack an den gewöhnlichen Spielen und Zerstreuungen verlor.

Sein Herz war so weich, so voll Liebe, und sein Gefühl so zärtlich, daß er, selbst beinahe noch im Jünglingsalter, alle Menschen, in deren Umgebung er sich gewöhnlich

befand, täglich, und sehr oft des Tages fragte: ob sie ihm gut seyen, und über eine scherzweise gegebene Verneinung, das Auge voll Thränen hatte.

Obgleich Amadeus auch die übrigen Gegenstände des Unterrichts mit Feuer und Lebhaftigkeit umfaßte, so blieb doch die Musik diejenige Beschäftigung, von welcher seine ganze Seele erfüllt zu seyn schien. Er wollte nur immer Musik machen oder hören. Ein Hausfreund, der ihn oft halbe Tage nicht verließ, forderte ihn einst auf, mehrere Blumenstöcke aus einem Zimmer in das Andere zu tragen, Amadeus willigte ein, doch nur unter der Bedingniß, daß, so oft sie leer zurückgehen, der Eine einen Marsch singen, und der Andere selben mit der Violine begleiten müsse.

Bei der Lebhaftigkeit seines Temperamentes, und dem Feuer, mit welchem er sich jedem neuen, irgend ein Interesse erregenden Gegenstand hingab, hätte er gewiß auf Abwege gerathen müssen, würde ihn nicht die weise Leitung und die liebevolle, aufmerksame Behandlung seiner Eltern geschützt haben.

Mit Riesenschritten ging Amadeus in der Musik vorwärts, so, daß selbst sein Vater, der doch die meisten Stunden des Tages um ihn war, davon überrascht wurde. Eines Morgens kam dieser mit einem Freunde aus der Kirche, und fand sein Söhnlein am Schreibtische. „Was machst du da?“ — fragte der Vater. — „Ein Concert für das Clavier, der erste Theil ist bald fertig“ — entgegnete der neue Componist. — „Das mag eine schöne Arbeit seyn, laß doch sehen,“ — sprach der Vater, und griff lachend nach dem Papier. — „O noch nicht — bat der Kleine — ich bin ja damit nicht zu Ende.“ Ohne des Söhnleins Bitte zu beachten, nahm der Vater das Papier, und zeigte

seinem Freunde ein Geschreibe von Noten, die man kaum lesen konnte, da sie größtentheils auf ausgewischte Tintenflecke niedergeschrieben waren. Der Kleine hatte in der Eile immer mit der Feder bis auf den Grund des Tintenfaßes getaucht, den entfallenen Fleck mit dem Finger ausgewischt, und auf die nasse Stelle frisch darauf losgeschrieben. Anfangs lachten die Freunde über diesen Galimathias von Noten, aber als der Vater die Composition mit immer sich mehrender Aufmerksamkeit betrachtete, da blieb sein Blick lange starr auf das Blatt geheftet, Thränen entrollten seinem Auge, und mit tiefer Rührung sagte er zu seinem Freund: „Was hier geschrieben, ist nach allen Regeln der Kunst gesezt, aber nicht zu benützen, da es so ausserordentlich schwer ist, daß selbst der größte Clavierspieler sich nicht daran wagen möchte.“ „Dafür — fiel Amadeus lebhaft ein — ist es auch ein Concert, welches man so lange einüben muß, bis man es mit Fertigkeit vortragen kann. Sehen Sie, so muß es gehen!“ Er sezte sich ans Clavier, und fing zu spielen an, konnte aber nur so viel zu Stande bringen, daß man mit seinen Ideen bekannt wurde.

Amadeus hatte nun das sechste Jahr zur Hälfte vollendet, und schon solch eine hohe Künstlerstufe erreicht, daß sein Vater sich bewogen fühlte, dieses musikalische Genie in die Welt zu führen. Begleitet von Vater, Mutter und Schwester reiste Amadeus nach München.

Maximilian Joseph III., Churfürst von Bayern, ein Regent, der sich ganz dem Bestreben, sein Land glücklich zu machen, widmete, Ackerbau, Gewerbfleiß, Bergbau, Gerichtspflege, Polizei, Finanzwesen und Schulen mit gleicher Umsicht und regem Eifer beachtete, den Wissenschaften durch die Stiftung der Akademie zu München einen Stütz- und Vereinigungspunkt gab, und die Künste großmüthig beschützte, hörte kaum, daß der kleine Mozart, dessen Ruf sich schon

in viele Länder verbreitet hatte, in München angekommen sey, als er in der churfürstlichen Burg ein großes Concert zu geben gebot, und die Familie Mozart dazu einladen ließ. Gleich nach der Ouvertüre traten Amadeus und seine Schwester an den Flügel, die ganze Versammlung war eben so überrascht als erstaunt, von Kindern solch schwere Stücke und mit solcher Präcision, mit dem gemüthsvollsten Vortrage, mit der größten Sicherheit durchführen zu hören, und Alles wurde zur Begeisterung hingerissen. Von dem Churfürsten mit reicher Großmuth beschenkt, und mit Lob und Ehre überhäuft, kehrte Mozart mit seiner Familie nach einem vierzehntägigen Aufenthalte in München wieder nach Salzburg zurück.

Im September des Jahrs 1762 machte Vater Mozart mit den Seinigen eine Reise nach Wien, wo die beiden kleinen Virtuosen dem Hofe vorgestellt wurden. Kaiser Franz sagte im Scherze zu Amadeus: „es sey keine Kunst, mit allen Fingern zu spielen, aber nur mit Einem Finger, oder auf einem verdeckten Claviere, das würde Bewunderung verdienen.“ Ohne durch diese überraschende Zumuthung in Verlegenheit gesezt zu werden, spielte der Kleine sogleich mit Einem Finger so nett als möglich ist, ließ sich dann die Claviatur bedecken, und spielte mit solch ausgezeichneter Fertigkeit, als hätte er diese Art des Clavierspiels schon immer geübt.

Die beispiellose Fertigkeit, die bei einem solchen Alter von Allen als ein Wunder angestaunt wurde, erhielt noch dadurch etwas sehr anziehendes, daß der Kleine nur vor eigentlichen Kennern spielen wollte, und das Lob der Laien, waren auch darunter Männer von sehr hohem Range, ganz unbeachtet ließ. Als er, der sechsjährige Knabe, im kaiserlichen Concertsaale sich an den Flügel sezte, sagte er zu Kaiser Franz, der sich über dessen Stuhl lehnte, mit der größten

Freimüthigkeit, nur vom Selbstgefühle seiner Kunst aufgeregt: „Ist Herr Wagenseil nicht hier? — der soll herkommen, der versteht es.“ — Auf der Stelle ließ der Kaiser diesen berühmten Tonkünstler rufen, und trat ihm seinen Platz neben Amadeus ab, der mit freudeglänzenden Augen des Virtuosen Hand ergriff und zu ihm sagte: „Ich spiele ein Concert von Ihnen, Sie müssen mir umwenden.“

Bis jezt hatte sich Amadeus lediglich auf das Clavier beschränkt, und es schien, als wenn man bei der beispiellosen Fertigkeit, mit welcher er für sein Alter dieses Instrument behandelte, an einen Knaben keine Forderung, auch andere Instrumente zu spielen, wagen dürfe. Aber der Geist der Harmonie, der in seiner Seele wohnte, übereilte jede Erwartung und jeden Unterricht auf raschen Schwingen. In Wien wurde er mit einer kleinen Geige beschenkt. Ohne Wissen des Vaters übte er sich darauf in einem abgelegenen, dunkeln Winkel des Hauses, worin die Familie Mozart wohnte.

Als der Vater mit den Seinigen wieder nach Salzburg zurückgekommen war, besuchte diesen ein sehr geschickter Violinspieler und Anfänger in der Tonsezkunst, und bat ihn um sein Urtheil über einige Trio, die Wenzel, so hieß der Violinspieler, während Mozarts Abwesenheit componirt hatte. Der, eben gegenwärtige, Hausfreund Schachter, ein erzbischöflicher Hoftrompeter, wurde eingeladen, die zweite Violin zu übernehmen, während Wenzel die erste, und der alte Mozart die Viola spielen. Amadeus kam mit seiner kleinen Geige und bat, die zweite Violin spielen zu dürfen. Sein Vater verwies ihm eine solche ungereimte Bitte, indem Niemand, ohne vorher gehabtem Unterrichte, auch die leichtesten Sätze der zweiten Stimme durchzuführen wisse, und als Amadeus das Spielen einer zweiten Stimme für das Leichteste der Welt erklärte, und nicht zu bitten aufhörte, gebot ihm der Erzürnte, ungesäumt das Zimmer zu

verlassen. Lautweinend schlich der Knabe fort. Auf Schachtners Bitte, ihn doch mit ihm spielen zu lassen, willigte der Vater ein, jedoch mit dem Gebote, es so leise als möglich zu thun.

Bald bemerkte Schachtner, daß sein Spiel neben dem des kunstfertigen Amadeus ganz überflüßig sey; still legte er seine Geige nieder und betrachtete mit dem größten Erstaunen bald den überraschenden Kunstgenossen, bald den Vater, der mit Thränen der Rührung und Wonne mitten unter dem Spiele seinen Sohn umfaßte, und an seine Brust drückte.

Immer mehr zeigte sichs nun, daß sein Ohr ganz für die Musik gebaut war. Mit leisem Gefühle bemerkte er die feinsten Unterschiede der Töne, und jeder Mißklang, ja sogar schon jeder rauhe, durch Zusammenstimmung nicht gemilderte Ton, spannte ihn unwillkührlich auf die Folter. So hatte er in dieser Periode der Kindheit, und fast bis in sein zehntes Jahr eine unbezwingliche Furcht vor der Trompete, wenn sie allein ohne andere Musik geblasen wurde; und wenn man ihm ein solches Instrument nur vorhielt, so that es eben die Wirkung auf ihn, als wenn man Andern eine geladene Pistole aufs Herz sezt. Sein Vater wollte ihm diese kindische Furcht benehmen, und befahl einmal, daß man ihm, trotz seiner Vorbitten, entgegen blasen mußte. Aber gleich beim ersten Ton wurde er bleich und sank zur Erde, und wahrscheinlich würde er in Verzuckungen gefallen seyn, wenn man nicht inne gehalten hätte.

Finden wir die Wirkungen von diesem nur für das Schöne der Kunst empfänglichen Gemüthe nicht in allen Werken Mozarts wieder? Herrscht nicht, trotz der gewohnten Vollstimmigkeit, in jedem Takte derselben eine Klarheit, eine Anmuth, die selbst in ihren kühnsten Uebergängen und Fortschreitungen auch dem ungebildetsten musikalischen Sinne ein unbeschreibliches Entzücken gibt? —

Von seinem frühen feinen Gefühle noch folgenden Zug. Er spielte um diese Zeit einmal auf Schachtners Geige und lobte sie sehr wegen ihres sanften Tons, weßwegen er sie die Buttergeige nannte. Einige Tage darauf traf jener den kleinen Mozart, als er sich eben auf seiner eigenen Geige unterhielt. — „Was macht ihre Buttergeige?“ fragte er ihn sogleich, und fuhr dann in seiner Phantasie fort. Endlich dachte er eine kleine Weile nach, und sagte dann zu Schachtner: „Wenn Sie Ihre Geige doch so gestimmt ließen, wie sie war, als ich das leztemal darauf spielte; sie ist um einen Viertelton tiefer, als meine da.“ Man lachte über diese genaue Angabe; aber der Vater, der schon mehrere Proben von dem ausserordentlichen Tongefühl und Gedächtniß des Kindes hatte, ließ die Geige holen, und zum allgemeinen Erstaunen traf seine Angabe genau ein.

Ungeachtet der junge Mozart täglich neue Beweise von dem Erstaunen und der Bewunderung der Menschen über seine große Anlage und Geschicklichkeit erhielt, so bildete er sich darauf doch durchaus nichts ein. Er blieb ein überaus folgsames, und gefälliges Kind. Niemals bezeigte er sich unzufrieden mit einem Befehle seines Vaters, und wenn er sich schon den ganzen Tag hatte hören lassen müssen, so spielte er doch noch Jedem ohne Unwillen vor, sobald es sein Vater wollte. Jeden Wink seiner Eltern verstand und befolgte er; und er trieb die Anhänglichkeit an sie so weit, daß er sich nicht getraute, ohne Erlaubniß derselben, auch nur das geringste zu essen oder anzunehmen, wenn ihm Jemand etwas anbot.

Im Junius 1793, also im siebenten Jahre des Knabens, machte die Mozartische Familie die erste große Reise auser Teutschland, wodurch nun der Ruhm des frühen Künstlers sich allgemein verbreitete.

Sie gingen zuerst nach München, wo der junge Mozart ein Concert auf der Violine beim Churfürsten spielte, und schon dazu aus dem Kopf präambulirte. In Augsburg, Mannheim, Maynz, Frankfurt a. M., Coblenz, Köln, Aachen und Brüssel gaben sie entweder musikalische Akademien für das Publikum, oder spielten bei den verschiedenen Fürsten und Großen mit ausgezeichnetem Beifall. Im November kamen sie in Paris an, wo sie sich ein halbes Jahr aufhielten. Sie ließen sich vor der königlichen Familie in Versailles hören, auch spielte der Sohn in der dortigen Capelle vor dem ganzen Hofe die Orgel. Für das Publikum gaben sie zwei große Akademien in einem Privatsaale. Sie fanden hier, wie leicht zu erwarten war, sehr ihre Welt. Gleich nach ihrer Ankunft wurde der Vater und die beiden Kinder in Kupfer gestochen, überall sehr ehrenvoll behandelt, und mit Ruhm und Unterstützung gleichsam überschüttet. —

Hier war es auch, wo der kleine Mozart seine beiden ersten Claviersonaten verfertigte, und bekannt machte. Das erste dedicirte er der Madame Victoire, der zweiten Tochter des Königs; das andere der Gräfin Tesse. Beide Stücke sind in Paris gestochen. Er war damals sieben Jahre alt.

Den 10. April 1764 reisten sie über Calais nach England, wo sie sich bis in die Mitte des folgenden Jahres aufhielten. Schon am 27. desselben Monats ließen sich die Kinder vor den beiden Majestäten hören; eben so wieder im folgenden Monat, wo Amadeus auch die Orgel des Königs zu allgemeiner Bewunderung spielte. Alle schätzten hier sein Orgelspiel weit höher, als sein Clavierspiel. Sie gaben nun ein Benefit oder eine große Musik zu ihrem Vortheile, wobei alle Symphonien nur von der Composition des Sohnes waren; ein anderes zum Nutzen des Hospitals der Wöchnerinen. Nach einem gefährlichen Halsweh, das den Vater an den Rand des Grabes brachte, und das er in

Chelsea überstand, kehrten sie nach London zurück, und spielten wieder vor der königlichen Familie.

Es läßt sich leicht denken, daß die Kinder, und vorzüglich Amadeus, unter dem reichen Beifall, den sie in den größten Hauptstädten Europens von allen Seiten einärnteten, nicht auf der erreichten Stufe stehen geblieben waren, sondern sich noch immer fortgebildet hatten. Beide Kinder spielten jezt überall Concerts auf zwei Clavieren; auch sang der Sohn Arien mit der größten Empfindung. In Paris sowohl als in London legte man dem Sohne verschiedene schwere Stücke von Bach, Händel, Paradies und andern Meistern vor, die er nicht nur vom Blatt spielte, sondern sie auch sogleich in dem angemessenen Takte und mit aller Nettigkeit und Präcision vortrug. Als er beim Könige von England spielte, nahm er eine bloße Baßstimme, und spielte eine vortreffliche Melodie darüber. Johann Christian Bach, der Lehrmeister der Königin, nahm darauf den Kleinen zwischen die Kniee, und spielte einige Takte, dann fuhr Mozart fort, und so spielten sie immer abwechselnd eine ganze Sonate mit einer solchen Präcision, daß jeder, der ihnen nicht zusah, glauben mußte, das Stück würde von Einem gespielt. Während dieses Aufenthalts in England, und folglich im achten Jahre seines Alters, componirte Mozart sechs Sonaten, die er in London stechen ließ, und der Königin widmete.

Im Julius reiste die Familie Mozart durch Flandern, wo Amadeus oft auf den Orgeln der Klosterkirchen und der Kathedralen sich hören ließ. Im Haag hatten beide Kinder nach einander tödtliche Krankheiten zu überstehen. Erst nach vier Monaten erholten sie sich, und dann war die erste Arbeit des Sohnes, daß er sechs Sonaten für das Clavier sezte, und stechen ließ, mit einer Zuschrift an die Prinzessin von Nassau-Weilburg. Zu Anfang des Jahres 1766 brachten sie vier Wochen in Amsterdam zu, und reisten dann

zum Installationsfest des Prinzen von Oranien wieder in den Haag. Amadeus sezte für diese Festlichkeit ein Quodlibet für alle Instrumente, nebst verschiedenen Variationen, und einige Arien für die Prinzessin. Von da ging die Familie wieder nach Paris und, nachdem sie zweimal in Versailles gewesen war, über Lyon und durch die Schweiz, nach ihrer Heimath.

In München, wo sie auf dieser Rückreise eine Woche weilte, sang der Churfürst dem Sohn Mozart ein Thema vor, um es sogleich auszuführen, und zu Papier zu sezen. Er that es in Gegenwart des Churfürsten, ohne dazu Clavier oder Geige zu gebrauchen. Als er damit fertig war, spielte er es so vortrefflich, daß Jedermann vor Erstaunen und Bewunderung ausser sich gesezt wurde.

Endlich kam Vater Mozart mit den Seinigen nach einer Abwesenheit von länger als drei Jahren zu Ende des Monats November 1766 wieder in Salzburg an. — Man blieb nun bis in den Herbst des folgenden Jahres zu Hause, und der junge Mozart schritt durch beständiges Studium immer dem Ziele der Vollkommenheit näher, das er so bald erreichte.

Im Jahre 1768 spielten die Kinder in Wien vor Kaiser Joseph, der der Geschicklichkeit des jungen Mozart gleich so viel zutraute, daß er ihm den Auftrag gab, eine komische Oper: „La finta semplice," in Musik zu sezen. Er that es, und der Capellmeister Hasse und Metastasio bewunderten das Werk, welches aber aus unbekannten Gründen nicht aufgeführt wurde. Bei den Capellmeistern Bono und Hasse, bei dem Dichter Metastasio, dem Herzoge von Braganza, Fürsten Kaunitz und Andern, ließ der Vater immer die erste beste italienische Arie aufschlagen, und der Sohn sezte in Gegenwart dieser Personen die Musik mit allen Instrumenten dazu. Bei der Einweihung der Waisenhauskirche hatte er

das Amt, das Offertorium und ein Trompeten-Concert gesezt, und der zwölfjährige Knabe leitete diese feierliche Musik in Gegenwart des kaiserlichen Hofes.

Das Jahr 1769 wurde wieder in Salzburg zugebracht, worauf der Vater im Dezember mit dem Sohne allein, der aber vorher noch Concertmeister beim Salzburgischen Hof-Orchester wurde, eine Reise nach Italien antrat.

Hatte er schon in den andern Ländern so viel Bewunderung erregt, so kann man leicht denken, wie sehr seine Erscheinung in Italien willkommen war, wo die Musik wie in ihrem eigenen Boden gedeiht, und die Kunst unter die ersten Verdienste gezählt wird. In Mailand componirte er verschiedenes und ärntete den größten Beifall. Er erhielt die Scrittura zur ersten Opera für das Carneval 1771 und reiste im Monat März 1770 weiter. In Bologna fand Mozart einen enthusiastischen Bewunderer an dem Pater Mästro Martini, einem großen Contrapunktisten. Dieser war nebst den andern Capellmeistern ganz ausser sich, als ihm der junge Mozart über jedes Fugen-Thema, das Martini ihm hinschrieb, die dazu gehörige Risposta nach dem Rigore Modi angab, und die Fuge augenblicklich auf dem Claviere ausführte. Auch in Florenz vermehrte das die Verwunderung, daß der dortige Musikdirektor, Marchese Ligenville, ebenfalls ein starker Contrapunktist, dem jungen Künstler die schwersten Fugen und Themata vorlegte, die dieser sogleich vom Blatt spielte.

Mozart Vater und Sohn kamen zu Rom in der Charwoche an, und da erregte der Wunderknabe auf eine andere Weise Bewunderung. Mittwochs Nachmittags gingen sie sogleich in die Sixtinische Capelle, um das berühmte Miserere zu hören. Da es den päbstlichen Musikern unter der Strafe der Exkommunikation verboten war, diese Musik kopieren

zu lassen, so nahm sich der junge Mozart vor, recht genau darauf zu hören, und sie zu Hause nach dem bloßen Gehör nieder zu schreiben. Er that es, und hatte sein Manuscript im Hute, als dieses Miserere am Charfreitage wieder gegeben wurde, wodurch er noch einige Verbesserungen in seinem Aufsatze machen konnte. Dieß wurde bald in Rom bekannt, und verursachte allgemeines Aufsehen. Er mußte es in einer Akademie beim Clavier singen, wobei der Castrat Christophori, der es in der Capelle gesungen, gegenwärtig war, und durch sein Erstaunen Mozarts Triumph vollkommen machte.

Als Amadeus in Neapel in dem Conservatorio alla pietá spielte, fielen seine Zuhörer auf den abergläubischen Gedanken, in seinem Ringe müsse die Zauberei stecken; er zog daher den Ring ab, und nun war die Verwunderung unbeschreiblich. Er gab noch eine große Akademie beim kaiserlichen Gesandten Grafen Kaunitz, und kehrte nach Rom zurück. Hier verlangte ihn nun auch der Pabst zu hören, und gab ihm das Kreuz und Breve als Ritter des goldenen Sporns. In Bologna ward er, nachdem er bei verschlossenen Thüren in einer halben Stunde eine vierstimmige Antiphonie gesezt hatte, einstimmig als Mitglied und Maestro della Academia filarmonica aufgenommen.

Vater und Sohn eilten nun, um nach Mailand zurück zu kommen, weil sich Amadeus zur Composition der dortigen ersten Carneval-Opera verbindlich gemacht hatte. Wäre das nicht gewesen, so hätte er die Scrittura zur ersten Oper auch in Bologna, Neapel oder Rom erhalten können. Zu Ende des Oktobers 1770 kamen sie in Mailand an. Hier componirte Amadeus in seinem vierzehnten Jahre die Opera seria: „Mitridate," die zuerst am 26. Dezember, und dann mehr als zwanzigmal nacheinander aufgeführt wurde. Auf den allgemeinen Beifall, den diese Arbeit erhielt, kann man

auch noch daraus schließen, daß die Impresa ihm sogleich den schriftlichen Accord auf die erste Oper für das Jahr 1773 gab. Die lezten Tage des Carnevals brachte er nun noch in Venedig zu; in Verona überreichte man ihm ebenfalls das Diplom als Mitglied von der philharmonischen Gesellschaft; und nun verließ er Italien, wo man ihm allenthalben mit ausgezeichneter Ehre begegnet war, und ihm den Namen il Cavaliere filarmonico beigelegt hatte.

Als Mozart mit seinem Vater im März 1771 wieder in Salzburg eintraf, fand er einen Brief des Grafen Firmian in Mailand, der ihm im Namen der Kaiserin Maria Theresia auftrug, die große theatralische Serenata: „Ascanio in Alba" zur Vermählung des Erzherzogs Ferdinand zu schreiben. Da die Kaiserin den ältesten unter den Capellmeistern, den berühmten Hasse, zur Composition der Oper bestimmt hatte, so wählte sie den jüngsten unter allen für die Serenate aus. Er übernahm dieses Geschäfte, reiste im August mit seinem Vater wieder auf einige Monate nach Mailand, wo während der Vermählungsfeierlichkeiten immer die von Hasse componirte Oper und Mozarts Senerata abwechselnd aufgeführt wurden.

Zur Wahl des neuen Erzbischofs in Salzburg sezte er im Jahre 1772 die Serenate: Il sogne di Scipione, brachte darauf den Winter mit dem Vater in Mailand zu, wo er die übernommene Opera seria: Lucio Silla, für das Carneval 1773 schrieb, die sechs und zwanzigmal nach einander aufgeführt wurde. Im Frühjahr dieses Jahrs war er wieder in Salzburg.

Je ausserordentlicher das angeborne Talent und die schnelle Entwickelung dieses großen Künstlers war, desto mehr werden die Leser die Genauigkeit rechtfertigen, mit

welcher hier die stufenweise Ausbildung desselben erzählt wurde. Von jezt an dürfen wir kürzer seyn.

Nun hatte Mozart den Gipfel seiner Kunst erreicht, und nun war sein Ruhm durch alle Länder von Europa verbreitet. Welche der größern Städte er jezt auch wählen mochte, um in ihr seine seltnen Talente der Unterhalung des Publikums zu widmen, so war er einer allgemeinen Bewunderung gewiß. Indeß schien doch der große Marktplatz aller ausgezeichneten Talente in den schönen Künsten, das damalige Paris, der schicklichste Ort für ihn, da er dort schon bekannt war, dort schon ein von ihm begeistertes Publikum vorfand, und wohin er zum zweitenmal berufen wurde. Er reiste deßwegen im September 1775 mit seiner Mutter nach Paris. Es würde sehr zu seinem Vortheile gewesen seyn, wenn er dort geblieben wäre, aber er fand wenig Geschmack an der französischen Musik. Als nun im folgenden Jahre seine Mutter, die ihn diesesmal allein aus der Familie begleitet hatte, in Paris starb, kehrte er, nachdem er eine Symphonie für das Concert spirituel, die komische Oper: „La finta giardiniera," zwei große Messen und eine Serenate: „Il Re pastore" daselbst verfertigt hatte, zu Anfang 1777 wieder zu seinem Vater zurück.

Im November des nächsten Jahres schrieb er in München eine Opera seria: „Idomeneo, Re di Creta" für das folgende Carneval, und reiste von da aus nach Wien, wohin ihn sein Fürst, der Erzbischof von Salzburg, der sich dort aufhielt, berufen hatte. Seit dieser Zeit, also seit seinem 24. Jahre lebte er in Wien, und trat in kaiserliche Dienste. Er erfüllte die großen Erwartungen, zu denen sein bewundernswürdiges und früh entwickeltes Genie das ganze musikalische Publikum berechtigt hatte, auf eine vollkommen befriedigende Art, und ward, um mit wenig Worten

alles zu sagen, der Lieblingscomponist seines Zeitalters, der Rafael der Tonkunst. Und dennoch hatte dieser große Künstler, den jezt das ganze gebildete Europa verehrt, und der immer als der rechtschaffenste Mann handelte, bis an seinen Tod so viel mit Noth und Kabale zu kämpfen.

Die verschiedenen Werke Mozarts hier einzeln aufzuführen, wäre zu weitläufig und selbst überflüssig; denn wer sollte seine Sonaten und Concerte fürs Clavier, seine Symphonien und Quartetten nicht kennen, und in wessen Liebhabers Händen wären sie nicht? Einen gleichen Beifall erwarben ihm seine Opern, deren er mehrere in Wien verfertigte, und darunter die Zauberflöte besonders einen so vorzüglichen und allgemeinen Beifall erhielt, daß sie binnen einem Zeitraume von zwölf Monaten hundertmal vorgestellt wurde. Kein Forscher der menschlichen Natur wird sich wundern, wenn ein großer Künstler, dem man von dieser Seite die allgemeinste Bewunderung zollte, sich über gemeine Verhältnisse des Lebens hinweg sezte. Menschen, die Beweise von Mozarts Gleichgültigkeit gegen Dinge, welchen die Alltagswelt eine solche Wichtigkeit beilegt, daß sie für dieselben ihr Daseyn berechnet, in seinem Leben aufsuchen, und diese als Fehler an ihm tadeln, kann man darum auch nur mit armen Recensenten vergleichen, die den Gegenstand ihrer Kritik so wenig zu fassen verstehen, daß sie ihn bloß als ein Exercitium eines Tertianers behandeln, und die fehlenden Commata oder andern Schreibfehler aufsuchen, um — ihren pedantischen Geist beweisen zu können. Ein wirklicher Kunstrichter übersieht solche Dinge, weil er etwas weit Wichtigeres zu beachten hat.

Allerdings ist es wahr, daß, so wie dieser seltne Geist früh schon in seiner Kunst Mann wurde, er hingegen in allen übrigen Verhältnissen des menschlichen Lebens stets

Kind blieb. Er lernte nie sich selbst regieren; für häusliche Dronung, für gehörigen Gebrauch des Geldes, für Mäßigkeit und besonnene Wahl im Genusse hatte er keinen Sinn.

In Wien verheirathete sich Mozart mit Constanza Weber, und fand in ihr die beste Mutter seiner zwei mit ihr erzeugten Kindern, und die würdigste Gattin.

So groß seine Kunst war, so gering war eine lange Zeit sein Einkommen, und er hinterließ den Seinigen weiter nichts, als den Ruhm seines Namens, und die Aufmerksamkeit eines großen Publikums auf sie, das die Schuld für die süßen Freuden der Mozartischen Muse auch den Erben noch mit Dankbarkeit abzutragen suchte.

Von solch ausgezeichneter Schönheit auch seine Eltern in ihrer Jugend waren, und so vielen Einfluß diese Schönheit auf die glückliche Organisation des Sohnes gehabt haben mag, so zeichnete er sich doch durch keine besonders einnehmende Körperbildung aus. Sein Körper, klein, hager, war in beständiger Bewegung, immer mußte er mit den Händen oder Füßen etwas zu spielen haben, und deßwegen hatte er auch gewöhnlich ein Billard auf seiner Stube, auf welchem er sich allein zu unterhalten pflegte. Selbst sein Gesicht, das gewöhnlich blaß war und durchaus nichts ausserordentliches verrieth, blieb sich nicht gleich, sondern bezeichnete immer den innern Zustand seiner Seele, in welcher die Phantasie über die weitern Kräfte das Uebergewicht hatte. Sobald sich aber dieser immer zerstreute, immer in sich zurückgezogene Mensch ans Clavier sezte, so schien er ein ganz anderes, ein höheres Wesen zu werden; dann spannte sich sein Geist, und seine Aufmerksamkeit richtete sich ungetheilt auf den einen Gegenstand, für den er geboren war, die Harmonie der

Töne; selbst seine Hände hatten eine so bestimmte Richtung für das Clavier, daß er selten, und nur mit äusserster Mühe und Furcht im Stande war, sich bei Tische das Fleisch zu schneiden, gewöhnlich bat er seine Frau um diese Gefälligkeit.

Von seiner Kindheit an spielte er am liebsten bei der Nacht. Wenn er sich Abends um 9 Uhr an das Clavier sezte, so brachte man ihn sicher vor Mitternacht nicht wieder davon weg, und auch dann mußte man ihn noch halb zwingen, sonst würde er die ganze Nacht fort phantasirt haben. Früh von 6 oder 7 Uhr an bis 10 Uhr componirte er, und zwar mehrentheils im Bette, dann sezte er den ganzen Tag nichts mehr, ausgenommen, wenn etwas Dringendes zu verfertigen war.

So ausgezeichnet seine Laufbahn war, so kurz war sie auch. Kaum 36 Jahre alt, starb er.

Aber er hat sich in dieser kurzen Zeit einen Namen erworben, der nicht untergehen wird, so lange nur noch ein Tempel der Muse der Tonkunst stehen wird; und oft noch wird von gefühlvollen Seelen, sanft bewegt durch den Reichthum und die Schönheit seiner Harmonien, seinem Andenken ein begeistertes, dankbares Lob gewidmet werden.

Von den Werken, die sich auf den Bühnen von ganz Teutschland erhalten haben, und stets das Entzücken der teutschen Nation seyn werden, componirte er das schon erwähnte „Idomeneo, Re di Creta" 1780 zu München. Von der „Entführung aus dem Serail" (der Zeit nach seine 14. Oper), welche 1782 in Wien aufgeführt wurde, sagte Joseph II. zu Mozart: „Diese Musik ist zu schön für unsere

Ohren; doch sind gewaltig viel Noten darin!" „Gerade so viel, als sich gehört," antwortete der Künstler. Den ausgezeichnetsten Beifall erhielt „Figaro's Hochzeit," welche während des Winters 1787 zu Prag aufgeführt wurde. Ebendaselbst componirte Mozart in demselben Winter „Don Juan", der dort noch mehr gefiel als „Figaro's Hochzeit." Nichtsdestoweniger wollte man dieser Musik in Wien während der ersten Vorstellungen keinen Geschmack abgewinnen, obgleich Haydn bei dieser Gelegenheit Mozart für den größten aller damals lebenden Componisten erklärte. Nachdem er noch 1790 „Cosi fan tutte" und während der Krankheit, die sein Tod herbeiführte, 1791 die „Zauberflöte", „La clemenza di Tito" und das berühmte Requiem gesezt hatte, starb er am 5. Dezember 1791 im 36. Jahre seines Alters, nach dem Berichte des Arztes an Anhäufung des Wassers im Kopfe, und ein falsches Gerücht, Salieri betreffend, ist dadurch widerlegt worden. Auch in seinen Instrumentalcompositionen (seinen prächtigen Symphonien, seinen ätherischen Quartetten, Clavierconcerten, Sonaten ꝛc.) wird Mozart das Vorbild aller Nationen und Zeiten seyn und bleiben. Gleichen Ruhm behauptet er in der Kirchenmusik, zu welcher besonders seine großen Hymnen und Missen gehören. Die Zahl seiner Compositionen, mit Einschluß der Entwürfe, ist über 800. Sein Requiem hatte, nach der allgemeinen Erzählung, folgenden Ursprung. Eines Tages kommt ein Unbekannter (Graf von Walseeg auf Stuppach) zu Mozart und trägt ihm die Composition einer Seelenmesse (zur Todesfeier seiner Gemahlin) auf, für welche Mozart den Preis selbst bestimmen soll. Dieser fordert 100, nach Andern 200 Dukaten, will sich aber, um der Arbeit die möglichste Vollendung zu geben, an keine Zeit binden. Nichtsdestoweniger zahlt der Bote den verlangten Preis im voraus, und verspricht bei Ablieferung des Werks noch eine bedeutende Summe nachzuzahlen und nach einigen Monaten wieder zu kommen. Während

der

der Zeit erhält Mozart den ehrenvollen Auftrag, für die Krönung zu Prag „La clemenza di Tito" zu schreiben, und ist eben im Begriff, in den Wagen zu steigen, um sich dorthin zu begeben, als jener Bote erscheint, und an das Requiem mahnt. Mozart entschuldigt sich und verspricht, nach seiner Zurückkunft aus Prag sogleich an die Arbeit zu gehen. Kaum zurückgekehrt, beginnt Mozart die Composition der Seelenmesse mit einem Feuer, mit einem Interesse, welches ihm bis dahin noch keines seiner Werke eingeflößt hat, so daß seine Gattin von so ungewöhnlicher Anstrengung für seine ohnehin schon leidende Gesundheit Alles befürchten zu müssen glaubt; ja Mozart äussert einst mit Thränen in den Augen, daß er das Requiem für sich selbst seze. Seine Gattin entreißt ihm die Partitur, und gibt sie ihm nur auf sein inständiges Bitten nach anscheinend völlig hergestellter Gesundheit wieder. Mozart endet die Arbeit bis auf ein Geringes, fällt in seine vorige Schwermuth zurück, wird krank und immer kränker und stirbt. Gleich nach seinem Tode erscheint der Bote, verlangt das Werk, und erhält es unvollendet wie es ist. Dieses Concept kommt in die Hände seines Schülers Süßmayr, welcher sich Zusätze und Veränderungen erlaubt, namentlich zu dem Sanctus die Instrumente, welche noch fehlten, hinzusezt, und das Werk so einrichtet, wie es gedruckt in unsern Händen ist. (S. Gottfr. Weber's Aufsätze in der „Cäcilia" 1826.) — Mozart will nicht erklärt, sondern genossen werden; er ist ein Wunder, welches, der Ahnung und dem Gefühle allein angehörend, von keinem Verstande berührt werden darf. Seine Werke ziehen, ungeachtet ihres ganz neu erschaffenen, alle bis dahin betretene Bahnen verlassenden Charakters, durch ihre innere, reiche, alle Mittel der Kunst erschöpfende und doch zugleich himmlisch klare Vollendung den Liebhaber, wie den eigentlichen Musiker gleich mächtig an. So ist namentlich sein „Don Juan" ein Werk, in dem Alles erschöpft ist, was die Seele des Menschen in ihrer tiefsten Tiefe ahnet und

empfindet; ein Werk, das selbst in seiner sittlichen Richtung zu einem jüngsten Gerichte für alle Verruchtheit wird, zu deren Gewissen die Posaune (denn was ist die mit der Erscheinung des Geistes ertönende Musik anders?) in schrecklichen, Alles zermalmenden Tönen redet. So auch sein Requiem, in welchem Mozarts Geist seine eigene Verklärung feiert.

MA: THERESIA

Maria Theresia,

Königin von Ungarn und Böhmen, gekrönte teutsche Kaiserin.

Kaiser Karl VI. sah sich ohne männliche Nachkommen; er bemühte sich, durch die pragmatische Sanction seinen weiblichen Nachkommen die Erbfolge in allen seinen Staaten zu sichern.

Durch manches Opfer gewann er nach und nach alle europäischen Mächte für diese Absicht und zur Annahme und Gewährleistung dieser Urkunde, welche seiner Tochter, Maria Theresia, 1717 zu Wien geboren, die Thronfolge bestimmte.

Vermählt 1736 mit dem Herzoge Franz Stephan von Lothringen, welcher im folgenden Jahre, vermöge des Wiener Friedens vom 3. Oktober 1735 Großherzog von Toskana wurde, bestieg Maria Theresia am 21. Oktober 1740, den Tag nach ihres Vaters Tode, den Thron von Ungarn, Böhmen und Oesterreich und erklärte am 21. November des nämlichen Jahres ihren Gemahl zum Mitregenten.

Sie fand die Monarchie erschöpft, das Volk mißvergnügt, die Schatzkammer leer, und das Heer, mit Ausschluß

dessen, was in Italien befindlich war, nur 30,000 Mann stark. Da machte der Churfürst Karl Albrecht von Bayern, von Frankreich unterstützt, Ansprüche an die österreichischen Erblande, und die Churfürsten von Köln und Pfalz wollten gleichfalls Theresias Erbfolge nicht anerkennen. Karl Albrecht von Bayern stammte nämlich von Anna, der ältern Tochter Ferdinands I. ab, der durch sein Testament bestimmt hatte, daß im Erlöschungsfalle des österreich'schen Mannsstammes die Thronfolge von Böhmen und Oesterreich auf seine Töchter und deren Erben übergehen sollte. Indeß erklärten sich Preußen, Polen und Sachsen, Rußland, die Generalstaaten und England für die Königin. Nur Frankreich zögerte mit einer deutlichen Erklärung.

Gerade in diesem Zustande der Unruhe des österreichischen Hofes erneuerte Friedrich II. seine Ansprüche auf vier schlesische Fürstenthümer, und erbot sich, wenn er sie erhielte, die junge Königin gegen ihre Feinde zu vertheidigen. Zugleich rückte er den 23. Dezember 1740 mit einem Heere in Schlesien ein. Maria Theresia war über diesen Schritt des Königs ebenso erstaunt als entrüstet, und Friedrichs Anträge wurden sämmtlich verworfen. Unterdessen machte der König in Schlesien, wo ihm die protestantischen Einwohner, die unter Oesterreichs Herrschaft sehr gedrückt waren, mit Jubel empfingen, schnelle Fortschritte. Mit großer Entschlossenheit verweigerte die Königin von Ungarn, obgleich sie nirgends einen Bundesgenossen fand, jede Nachgiebigkeit, und versammelte in Mähren ein Heer unter dem Generalfeldmarschall Neipperg. Allein der Mangel an Magazinen und die schlechten Wege hinderten Neipperg, thätig zu wirken. Die Oesterreicher wurden bei Molwitz (10. April 1741) geschlagen.

Nun unterhandelte im Namen Frankreichs der Marschall von Belle-Isle mit dem Könige von Preußen zu Molwitz über die Auflösung der österreichischen Monarchie. Denn auch

Philipp V., König von Spanien, machte, als männlicher Habsburg, vermöge Familienverträge von 1617, Ansprüche auf die Thronfolge in Oesterreich; Karl Emanuel, König von Sardinien, ein Nachkomme von Katharina, zweiter Tochter Philipps II., verlangte Mailand; August III. machte, ungeachtet des von ihm so eben erst mit Maria Theresia geschlossenen Vertrags, wegen seiner Gemahlin, Josephs I. ältesten Tochter, ähnliche Forderungen. Frankreich hatte schon einen Theilungsplan entworfen; indessen wollte Friedrich, um Frankreich nicht zu mächtig in Teutschland werden zu lassen, nicht darauf eingehen, sondern wandte sich an Georg II. von England, um durch diesen die Königin von Ungarn zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Allein diese blieb um so mehr entschlossen, die ganze Monarchie ihres Vaters zu behaupten, da ihr England 500,000 Pfund Hülfsgelder zusagte. Sie machte sogar schon Entwürfe zur Theilung der Staaten des Königs von Preußen, und forderte den König von England auf, Erstern anzugreifen. Allein Großbritannien suchte bloß den Frieden zu vermitteln.

Obgleich nun Bayern im Juli 1741 den Krieg gegen Oesterreich begann, und zwei starke französische Heere über den Rhein und die Maas vordrangen, auch Friedrich bereits fast ganz Schlesien erobert hatte, so blieben dennoch Englands Vermittelungsversuche fruchtlos. Maria Theresia hielt sich nicht berechtigt, auch nur den kleinsten Theil ihrer Staaten abzutreten. In dieser Ansicht wurde sie durch die Geburt des Erzherzogs Joseph, welche in der Zeit erfolgte, noch mehr befestigt. Ihr Gemahl hatte wenig Einfluß, mischte sich auch wenig in Staatssachen. —

Kaum hatten sich die Unterhandlungen mit Friedrich zerschlagen, als Belle-Isle mit einem französischen Heere und dem Churfürsten von Bayern in Oesterreich einrückte. Linz wurde genommen, und der Churfürst als Erzherzog

anerkannt. Bayern und Franzosen marschirten bis St. Pölten, und Wien ward aufgefordert. Der König von England, welcher Maria Theresia ein Hülfsheer zusenden wollte, wurde durch ein zweites französisches Heer genöthigt, einen Neutralitätsvertrag in Hinsicht auf Hannover zu schließen und zu versprechen, sich der Erhebung des Churfürsten von Bayern auf den Kaiserthron nicht zu widersezen. Die Churfürsten von Sachsen, von Köln und von der Pfalz traten der Verbindung gegen Maria Theresia bei. Spanien, im Begriff, in Italien einzudringen, hatte sich der Neutralität des Pabstes und der übrigen italienischen Fürsten versichert, und der König von Sardinien war bereit, seine Truppen zu denen des Hauses Bourbon stoßen zu lassen; in Schlesien war Friedrich Herr der Hauptstadt und stand im Begriff, sich mit den Franzosen und Bayern zu vereinigen.

Maria Theresia's Sache war verzweifelnd; von ihren Verbündeten verlassen, ohne Truppen, ohne Geld, ohne taugliche Minister, rettete sie sich allein durch ihren Heldenmuth, durch die Anhänglichkeit der braven Ungarn und die Hülfe Englands.

In jener Noth berief sie einen Reichstag zu Preßburg; in Trauer, aber ungarisch gekleidet, die Krone des heiligen Stephan auf dem Haupte und mit dem Königsschwerdte umgürtet, trat sie am 11. September vor die Versammlung und hielt in lateinischer Sprache eine Rede an die Stände, worin sie ihre Lage schilderte und sich und ihre Kinder ganz dem Schutze ihrer Ungarn überließ. Die Jugend, die Schönheit, und das Unglück der Königin machten einen tiefen Eindruck. Die Magnaten zogen ihre Säbel und riefen: „Wir sterben für unsere Königin Maria Theresia!“ Bis dahin hatte sie eine ruhige, majestätische Haltung behauptet, jezt zerfloß sie in Thränen, und dadurch wuchs die Begeisterung noch mehr.

Die von den Ungarn gestellten Truppen verbreiteten durch ihre Art zu fechten und ihre Wildheit Schrecken unter den teutschen und französischen Heeren. Inmittelst waren die Verbündeten selbst uneinig unter einander geworden, wozu Belle-Isle's Hochmuth, welcher die teutschen Fürsten als französische Vasallen behandeln wollte, viel beitrug. Bayern und Sachsen stritten über das Vorzugsrecht ihrer Ansprüche. Daher schloß der König von Preußen unter britischer Vermittelung den 9. Oktober 1741 mit dem von der Königin von Ungarn hierzu bevollmächtigten englischen Gesandten eine geheime Convention ab, wonach Niederschlesien an Preußen abgetreten werden sollte.

Bald darauf, den 26. Oktober, ward Prag von den Franzosen und Bayern erobert, und der Churfürst am 19. November zum Könige von Böhmen gekrönt. Auch erlangte er die teutsche Kaiserkrone den 12. Februar 1742 zu Frankfurt und nannte sich Karl VII. Allein seine Truppen wurden bei Scharding (23. Januar 1742) geschlagen, und das Churfürstenthum von Khevenhüller besetzt, der dieß Land der Plünderung seines Heeres überließ, und an eben dem Tage in München eintraf, an welchem Karl zum Kaiser gekrönt ward.

Da hob Friedrich II., durch diese Fortschritte der Oesterreicher in Hinsicht auf Schlesien beunruhigt, den Waffenstillstand auf, drang bis Iglau vor, machte Einfälle in Oesterreich, und seine Husaren verbreiteten Schrecken bis vor die Thore von Wien. Zwar mußte er sich wieder zurückziehen, und Maria Theresia verwarf seine erneuerten Friedensvorschläge; aber Friedrichs Sieg bei Chotusitz (17. Mai) beschleunigte den Abschluß der Friedenspräliminarien zu Breslau (11. Juni 1742). Die Königin trat ganz Ober- und Niederschlesien und die Grafschaft Glatz, mit Ausnahme der Fürstenthümer Teschen, Jägerndorf und Troppau und der

Gebirge jenseits der Oppa ab. Der Definitiv-Friede wurde den 28. Juli unter Gewährleistung Englands unterzeichnet.

Von nun an siegten Oesterreichs Waffen. Prinz Karl von Lothringen drängte die Franzosen bis Braunau zurück und blokirte Prag. Die allgemeine Meinung, daß von der Fortdauer des Hauses Oesterreich das Gleichgewicht Europa's abhänge, bewog England, sich für Maria Theresia zu waffnen, und Holland zahlte ihr Hülfsgelder. In Italien verglich sich der König von Sardinien, beleidigt von Spanien, mit Maria Theresia, welche ihm einige Theile von Mailand abtrat, worauf er die österreichischen Waffen gegen Spanien und Frankreich unterstützte.

Der innere Zustand des letztern und das Alter des Premierministers, Kardinals Fleury, ließen diesen auf den Frieden denken; allein Maria Theresia verwarf die vorgeschlagenen Bedingungen. Maillebois, der französische Feldherr, erhielt daher Befehl, von Westphalen nach Prag vorzudringen. Allein Prinz Karl von Lothringen ging ihm mit einem Theile seines Heeres entgegen, und Maillebois mußte den Vorsatz, Prag zu entsezen, aufgeben. Gleichwohl entkam Belle-Isle durch List mit dem größten Theile der Besatzung aus der ausgehungerten Stadt und zog sich nach Eger.

Ganz Böhmen war nunmehr, bis auf Eger, in österreichischer Gewalt, und Maria Theresia ward (12. May) als Königin von Böhmen gekrönt.

Nach dem Tode Fleury's (9. Jänner 1743) triumphirte Oesterreichs Sache in ganz Europa. England bewilligte neue Hülfsgelder, auch Sardinien erhielt 200,000 Pfund Sterlinge, um die Königin von Ungarn zu unterstützen; die Generalstaaten stellten 6000 Mann Hülfsvölker. Nun wurden

die Franzosen aus der Oberpfalz von dem Prinzen Karl von Lothringen verjagt, und die Bayern in ihrem eignen, kurz vorher wieder eroberten Lande von ihm geschlagen. Kaiser Karl VII. schloß daher mit der Königin von Ungarn einen Neutralitätsvertrag, nach welchem er ihr bis zum allgemeinen Frieden seine Erbstaaten überließ, und seiner Erbfolge in den österreichischen Ländern entsagte.

Der Sieg der sogenannten pragmatischen Armee (Engländer, Hannoveraner, Oesterreicher und Hessen) über die Franzosen bei Dettingen am Main (27. Juni 1743), wo Georg II. von England persönlich mitfocht, bestärkte die Königin und ihre Verbündeten noch mehr in dem Vorsatze, Frankreich zu demüthigen; allein durch Uneinigkeiten ward der Plan, daß Prinz Karl von Lothringen in Frankreich selbst eindringen sollte, vereitelt. Der seiner Staaten beraubte Kaiser Karl VII. hatte nämlich mit Georg II. Friedenspräliminarien abgeschlossen, wonach er seinen Verbindungen mit Frankreich entsagte, und andere für den Wiener Hof günstige Bedingungen einging. Dagegen sollte er als Kaiser anerkannt werden und zur Behauptung dieser Würde und zur Wiedererlangung seiner Staaten Hülfsgelder bekommen. Georg versprach, Maria Theresiens Zustimmung zu bewirken. Allein diese bestand auf Karls Absezung und wollte Bayern behalten. Eben so wenig fand sie sich geneigt, dem Könige von Sardinien die versprochenen Landschaften im Mailändischen abzutreten. Sardinien nahm daher eine drohende Stellung an. Dieß und Englands Vorstellungen vermochten endlich die Königin zum Nachgeben. Sie überließ an Sardinien die Landschaft Vigevano nebst andern Ländertheilen, ließ ihre Ansprüche an das Markgrafthum Finale fallen, und gab dem Könige Karl Emanuel III. den Oberbefehl über 30,000 Mann österreichischer Truppen in Italien. Aber ungeachtet dessen, so wie des frühern Sieges der Oesterreicher bei Campo-Santo über die Spanier (8. Februar 1743) unterwarfen

sich die Spanier und Franzosen unter dem Infanten Don Philipp ganz Savoyen. Da nun dem Prinzen Karl von Lothringen sein Eindringen in Frankreich nicht gelang, so kehrte er nach Wien zurück, wo er sich mit der Erzherzogin Maria Anna, der Schwester Maria Theresia's, vermählte, und zur Belohnung seiner Dienste das Generalgouvernement über die Niederlande erhielt.

Bis 1744 hatten England und Frankreich als bloße Hülfsmächte gegen einander gekämpft. Jezt erfolgte die förmliche Kriegserklärung von Seiten Frankreichs, sowohl gegen England (15. März) als gegen Oesterreich (11. April). Die Franzosen eroberten die wichtigsten Festungen in den Niederlanden, und der Marschall von Sachsen drohte sich des ganzen Landes zu bemächtigen, als Prinz Karl von Lothringen in den Elsaß einfiel. Schon verbreitete die österreichische leichte Reiterei Furcht und Schrecken bis an die Thore von Luneville, und der König Stanislaus mußte von dort flüchten. Der König von Frankreich stellte jedoch dem Prinzen eine große Macht entgegen, und Karl ward zurückgerufen, um dem Könige von Preußen, der aufs Neue die Waffen ergriffen hatte, Widerstand zu thun.

Die stolze und leidenschaftliche Maria Theresia hatte sich nämlich geweigert, den Kaiser und den Reichstag von Frankfurt anzuerkennen. Auch ließ sie ihren Vorsatz, Bayern zu behalten, in Frankreich und Italien Eroberungen zu machen, Schlesien wieder einzunehmen und, in Verbindung mit Sachsen und England, die preußische Staaten zu theilen, nur zu deutlich merken. Friedrich schloß daher, um ihr zuvorzukommen, und zum Schutze des Kaisers, den 22. May 1744 mit dem Kaiser, mit Frankreich, dem Churfürsten von der Pfalz und dem Könige von Schweden, als Landgrafen von Hessen, die Union zu Frankfurt. Darauf fiel er im August mit 80,000 Mann in Böhmen ein, eroberte Prag und den

ganzen Theil auf der Ostseite der Moldau. Die bayrischen und hessischen Truppen drangen zugleich in Bayern vor, und sezten den Kaiser wieder in Besitz seiner Hauptstadt.

Der Schrecken verbreitete sich bis nach Wien, aber Maria Theresia blieb unerschüttert. Sie begeisterte auf dem Reichstage zu Preßburg ihre Ungarn, und diese flogen, von Sachsen und Oesterreichern unterstützt, zur Rettung Böhmens herbei. Auch Karl von Lothringen eilte aus dem Elsaß und Lothringen nach Böhmens Gränzen, und die Preußen mußten das Königreich wieder räumen. Dagegen eroberten die Franzosen nicht bloß Freiburg, Oesterreichs Vormauer gegen Westen, sondern drangen auch in den Niederlanden vor. Selbst in Italien mußte sich der österreichische Feldherr, Fürst von Lobkowitz, nachdem er Anfangs die Spanier zurückgedrängt und den König von Neapel, Don Carlos, bei Velletri beinahe gefangen genommen hätte, wegen Mangel an Truppen nach der Lombardei zurückziehen.

Doch der Tod Karls VII. (20. Jänner 1745) öffnete dem Ehrgeize der Maria Theresia ein neues Feld. Frankreich bemühte sich zwar aufs Neue, dem Hause Oesterreich die Kaiserkrone zu entreissen, aber die Sache Oesterreichs siegte trotz der französischen Ränke am russischen Hofe; auch unterstützte England die Königin Maria Theresia aufs Neue mit Truppen und Geld. Da nun der Zweck der Frankfurter Union wegfiel, so suchte Friedrich II. Großbritanniens Vermittelung, um sich mit Oesterreich auszusöhnen.

Unterdessen schloß Maria Theresia den 22. April 1745 den Vertrag zu Fuessen mit dem neuen Churfürsten von Bayern, wodurch dieser die pragmatische Sanction anerkannte, und sich verpflichtete, die fremden Hülfsvölker aus seinen Staaten zu entfernen und dem Herzoge von Lothringen, Thereſiens Gemahl, seine Stimme zur Erlangung der Kaiser-

krone zu geben. Ueberdieß hatte die Königin von Ungarn eine Quadrupelallianz mit dem Könige von Polen, mit Holland und England (8. Jänner 1745) zu Warschau zu Stande gebracht, so wie den Vertrag von Leipzig (18. May), in welchem geheime Uebereinkünfte zwischen Oesterreich und Sachsen hinsichtlich der Theilung der preußischen Staaten enthalten waren.

Während dieser Verhandlungen machten die Franzosen Fortschritte. Nach dem Siege des Marschalls von Sachsen über die Verbündeten bei Fontenay (11. Mai 1745) fielen die wichtigsten Plätze der österreichischen Niederlande in französische Hände. In Italien, wo Genua sich mit Spanien verband, nahmen die Franzosen und Spanier den größten Theil des mailändischen Gebietes ein, und der König von Sardinien mußte sich nach seiner Hauptstadt zurückziehen. Auch in Teutschland rettete sich Friedrich aus seiner kritischen Lage durch den Sieg über die Oesterreicher und Sachsen bei Hohenfriedberg (4. Juni 1745).

Bald nachher schloß das britische Kabinet zu Hannover einen geheimen Vertrag mit Friedrich, worin diesem Schlesien in Gemäßheit des Breslauer Friedens garantirt wurde. Allein die Königin von Ungarn und der Churfürst von Sachsen zeigten sich nicht geneigt, zu unterhandeln.

Indeß war Karl von Lothringen bei Sorr von Friedrich II. geschlagen, und Maria Theresia hatte bloß den Trost, daß ihr Gemahl Franz Stephan (13. September 1745) zum Kaiser gewählt und den 4. Oktober unter dem Namen Franz I. gekrönt wurde. Bei dieser Feierlichkeit rief Maria Theresia zuerst vom Balkon herab: „Es lebe Kaiser Franz I.!“ Ungeachtet ihre Finanzen ganz erschöpft waren, und man sogar schon das Silberzeug aus den Kirchen hatte nach der Münze schicken müssen, wollte dennoch die nunmehrige

Kaiserin-Königin in keinen Frieden willigen. Preußens Vorschläge wurden sämmtlich verworfen; man wollte sich rächen, und Maria Theresia faßte den kühnen Plan, einen österreichisch-sächsischen Heerhaufen auf Berlin marschiren zu lassen. Ueberdieß erwartete sie von Rußland kräftige Hülfe.

Allein Friedrich kam Allem zuvor. Er schlug die Sachsen bei Hennersdorf (23. November), worauf Karl von Lothringen aus der Lausitz nach Böhmen zurückwich, und durch die Niederlage der Sachsen bei Kesselsdorf (15. Dezember) ward das ganze Churfürstenthum Sachsen von Preussen erobert. Die Kaiserin-Königin, vom eignen Unglück nicht gebeugt, aber gerührt durch das Schicksal ihrer Bundesgenossen, schloß jezt unter britischer Vermittelung (25. Dezember 1745) den Breslauer Frieden, in welchem Friedrich Schlesien behielt und Maria Theresia als Königin von Böhmen und ihren Gemahl als Kaiser anerkannte. Dieser Friede war für Oesterreich um so dringender, da England wegen der Landung des Prätendenten in Schottland seine Hülfstruppen aus den Niederlanden zurückziehen mußte, wodurch die Franzosen daselbst die Oberhand gewannen.

Am 4. May 1746 hielt Ludwig XV. seinen Einzug in Brüssel, und alle österreichischen Niederlande, mit Ausschluß Luxemburgs, waren in Feindes Hand. Der Verlust der Schlacht bei Rocou (11. Oktober) vermehrte Oesterreichs Unglück auf dieser Seite. Dagegen siegten die Heere der Kaiserin in Italien unter dem Fürsten von Lichtenstein zu San Lorenzo über die Spanier und Franzosen und als nach Philipps V. Tode sein Nachfolger Ferdinand VI. seine Truppen aus Italien zurückzog, erhielten die Oesterreicher vollkommenes Uebergewicht daselbst und schlossen namentlich auch Genua ein. Die Engländer blokirten dasselbe zur See, und die Stadt ergab sich fast ohne alle Bedingung an die Oesterreicher. Allein durch die Erpressungen derselben erbittert,

vertrieben die Einwohner den kaiserlichen General Botta, welcher 8000 Mann, die ganze Artillerie und alles Gepäck verlor, aus Genua und dessen Gebiet (5. — 9. Dezember).

Indeß wünschten sowohl England als Frankreich und Spanien den Frieden. Allein die Kaiserin-Königin hatte mit Rußland ein Vertheidigungsbündniß (22. May 1746) geschlossen, dem auch Holland und England beigetreten waren. Die Franzosen vertrieben jedoch die Oesterreicher aus der von diesen verheerten Provence und befreiten Genua (1747) welches von demselben aufs Neue belagert ward. In den österreichischen Niederlanden machten sie noch größere Fortschritte; allein das Vorrücken der Russen in Teutschland und der Sieg des Admiral Hawke über ein französisches Geschwader, wodurch die Seemacht Frankreichs zerstört wurde, beschleunigten den Frieden.

Am 30. April 1748 wurden die Präliminarien zwischen Frankreich, Großbritannien und Holland unterzeichnet; hierauf folgte (18. November) der Friede von Aachen, dem auch Spanien, Oesterreich und Sardinien beitraten. Maria Theresia ward als die Erbin der väterlichen Monarchie anerkannt, bloß der Infant Don Philipp erhielt die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla, so wie dem Könige von Sardinien mehrere durch den Vertrag von Worms abgetretene Landschaften verblieben.

Maria Theresia wandte jezt ihre Sorgfalt auf die Wiederherstellung ihrer Finanzen und ihres Kriegsheeres. Die jährlichen Einkünfte, welche zu Karls VI. Zeiten nur 30 Millionen betragen hatten, stiegen durch kluge Einrichtungen auf 36 Millionen Gulden, obgleich Parma und Schlesien, welches leztere allein 6 Millionen eintrug, verloren waren. Das Heer ward ausser den in Italien und den Niederlanden befindlichen Truppen, auf 108,000 Mann gebracht,

und das ganze Kriegswesen unter Daun's Leitung auf einen bessern Fuß gesezt. Auch in der Gerichtsverwaltung machte Maria Theresia große Veränderungen. Die Provinzialkanzleien wurden abgeschafft, und ein höchster Gerichtshof für die lezte Instanz errichtet. Die oberste Leitung des Finanz- und Polizeiwesens wurde gleichfalls einem großen Conseil übertragen.

Obgleich Maria Theresia sich ungern regieren ließ, so sezte sie wegen ihrer Unerfahrenheit doch Mißtrauen in sich selbst und suchte sich durch Berathschlagung mit ihren Ministern, ihrem Gemahl und Andern von Allem genaue Kenntniß zu verschaffen; allein wegen der Verschiedenheit der Ansichten zweier ihrer Räthe, Wasner's und Bartensteins, schwankte sie häufig zwischen den entgegengesezten Maaßregeln, bis sie endlich dem Grafen, nachmaligen Fürsten von Kaunitz die oberste Leitung der Staatsangelegenheiten übertrug.

Kaunitz spielte unter der Regierung von Maria Theresia solch eine hochwichtige Rolle und war solch ein edler, umfassender, mit ächt altritterlichen Sinne und den schönsten Tugenden geschmückter Staatsmann, daß ich nicht umhin kann, meinen Lesern eine gedrängte Geschichte seines Lebens und seines Wirkens zu geben.

Wenzel Anton, des heiligen römischen Reichs Fürst von Kaunitz, Graf zu Rietberg, Ritter des goldenen Vließes, des heiligen Stephansordens Großkreuz, kaiserlich königlicher Staats- und Conferenz-Minister, geheimer Hof- und Staatskanzler, war aus einem altgräflichen Hause, dessen Stammhaus die Herrschaft Kaunitz iu Mähren, 2 Meilen von Brünn, ist. Sein Großvater, Andreas Dominik, Graf von Kaunitz, Ritter des goldenen Vließes ꝛc., geboren zu Wien 1655, war kaiserlich königlicher erster Botschafter bei der Friedensversammlung zu Ryswick und starb 1705. Der Sohn desselben, Maxi-

milian Ulrich, geboren 1679, kaiserlich königlicher Kämmerer, Geheimer-Rath, Ritter des goldenen Vließes, Gesandter am römischen Hofe und an einigen Kreisen des teutschen Reichs endlich Landeshauptmann in Mähren und Reichshofrath, starb den 10. September 1746. Durch die Heirath mit einer gebornen Erbgräfin von Ostfriesland und Rietberg brachte er die Grafschaft gleichen Namens an die Familie Kaunitz; hatte aber darüber langwierige Prozesse mit dem Könige von Preußen, als Nachfolger in der Grafschaft Ostfriesland. Aus dieser Ehe entsprangen 19 Kinder, unter welchen Wenzel Anton der fünfte Sohn, geboren zu Wien 1711, unter seinen Brüdern der jüngste war; er wurde daher dem geistlichen Stande gewidmet und mit einer Domherrnstelle zu Münster bekleidet. Als aber seine Brüder theils im Felde, theils auf dem Krankenbette gestorben waren, und er dadurch der einzige Stammhalter seines Hauses wurde, verließ er den geistlichen Stand und widmete sich den Staatsgeschäften. Seine geistigen Fähigkeiten, unterstützt durch einen schönen und starken Körperbau und große Gewandtheit in allen Gattungen von Leibesübungen, entwickelten sich nach Wunsch. Er studirte Anfangs zu Wien, hierauf zu Leipzig und auch einige Zeit zu Leyden. 1732 trat er seine Reisen nach England, Frankreich und Italien an, und 1735 ernannte ihn Kaiser Karl VI. zum Reichshofrath, und nicht lange darauf zum zweiten kaiserlichen Commissarius am Reichstage zu Regensburg. Als nach dem Tode dieses Kaisers 1740 Kaunitz Amt dadurch aufhörte, begab er sich auf seine Güter in Mähren. Nach dem Regierungsantritte der Königin Maria Theresia eröffneten sich ihm glänzende Aussichten. Er wurde 1741 nach Rom an den Pabst Benedikt XIV. und von da nach Florenz geschickt, und entledigte sich seiner geheimen Aufträge zum Beifalle der gegenseitigen Partheien. Am Ende 1742 ging er als Gesandter nach Turin, um das Vertheidigungsbündniß zwischen Oesterreich und Sardinien gegen die bour-

bourbonischen Höfe desto enger zu knüpfen, welcher Verbindung auch endlich England beitrat. Die Art, wie er diese verschiedenen Aufträge ausgeführt hatte, erregte eine solche Meinung von seinen Ministertalenten, daß man ihm bald noch wichtigere Geschäfte anvertraute. Er wurde 1744 zum österreichischen Minister am Hofe Herzogs Karl von Lothringen, des Generalgouverneurs der österreichischen Niederlande, ernannt. Da kurz darauf die Gemahlin desselben, Erzherzogin Maria Anna, starb, so übernahm er, in Abwesenheit des Herzogs, die einstweilige Regierung der österreichischen Niederlande, welche damals um so bedenklicher zu führen war, als Frankreich schon den Krieg erklärt hatte, und die Niederlande den französischen Einfällen am ersten ausgesetzt waren. Im Februar 1745 ward er zum wirklichen bevollmächtigten Minister daselbst ernannt, und verwaltete diesen schwierigen Posten zur Zufriedenheit der Niederländer, bis die französischen Waffen vordrangen. Als sich im Februar 1746 Brüssel den Franzosen ergeben mußte, erhielt Kaunitz für das Gouvernement und die wenigen österreichischen Truppen eine besondere Capitulation, welche ihnen freien Abzug nach Antwerpen gewährte, von wo er, als auch diese Stadt sich den Franzosen ergeben mußte, nach Aachen ging. Hier bat er, seiner geschwächten Gesundheit wegen, die Kaiserin um seine Entlassung. Kaum nach Wien zurückgekehrt, erschien Kaunitz schon wieder als kaiserlich königlicher Gesandter bei dem Friedenscongresse zu Aachen. Bekanntlich wurde die Unterhandlung daselbst nur zwischen den Bevollmächtigten von Frankreich, England und Holland gepflogen, und so eifrig betrieben, daß die übrigen Minister, und auch Kaunitz ausgeschlossen wurden. Lezterer protestirte daher gegen die Präliminarien, und trat denselben später als die übrigen Minister bei. In dieser ganzen Unterhandlung erwarb er sich durch seine Geschicklichkeit und Offenheit die Achtung der verschiedenen Gesandten, und legte den Grund zu seinem großen Ruhme als Diplomat. Nach dem Aachner Frieden

wurde Kaunitz zum wirklichen kaiserlich königlichen Conferenz- und Staatsminister ernannt, und 1749 mit dem Orden des goldnen Vließes belohnt. Dann legte er als Gesandter am französischen Hofe (1750 — 52) durch sein kluges, gewinnendes Benehmen den Grund zur Aussöhnung des österreichischen und französischen Hofes, wodurch er das Bündniß von 1756 vorbereitete. 1753 zum Hof- und Staatskanzler, und überdieß 1756 zum niederländischen und italienischen Kanzler ernannt, leitete Kaunitz nicht nur alle auswärtige Staatsangelegenheiten Oesterreichs unter Maria Theresia, sondern hatte auch auf die innere Verwaltung den größten Einfluß. 1764 wurde er von Kaiser Franz I. mit seinen männlichen Nachkommen nach dem Rechte der Erstgeburt in den Reichsfürstenstand erhoben. So lange Maria Theresia lebte, war das Vertrauen dieser Monarchin zu Kaunitz unbegränzt. Als aber Kaiser Joseph allein regierte, ehrte er zwar den Minister mit allen äusserlichen Zeichen der Achtung, befolgte jedoch nicht immer dessen Rathschläge. Die mißlungenen Versuche, die Schelde zu eröffnen und Bayern einzutauschen, so wie der unglückliche Krieg mit den Türken, waren davon die Folgen. Noch schwächer ward Kaunitzes Einfluß unter Leopolds II. Regierung. Das hohe Alter und die Abnahme seiner Kräfte bewogen ihn endlich, beim Antritte der Regierung Franz II. die Würde als Hof- und Staatskanzler niederzulegen. Kaunitz hatte einen ausgebildeten Verstand. Seine Beurtheilung war langsam, aber desto reifer, und daher seine endliche Entscheidung fast immer richtig. Voltaire war sein Lieblingsschriftsteller, und Rousseau, der einige Wochen lang sein Privatsecretair in Paris gewesen war, wurde sehr von ihm geschätzt. Die dramatische Literatur der Franzosen liebte er leidenschaftlich; weniger kannte er die teutsche Literatur, obgleich er derselben, nachdem Wieland aufgetreten war, viel Aufmerksamkeit schenkte. Der teutschen Sprache war er kundig; in der französischen lebte er. Er sprach auch italienisch; das Lateinische las und verstand er;

in seiner Jugend war ihm die englische Sprache nicht fremd gewesen. Die große Encyklopädie wurde fleißig von ihm gebraucht, um daraus für seine gesellschaftlichen Unterhaltungen Stoff zu holen und um einen Faden zu haben, dem er seine und seiner Freunde Ideen anreihen konnte. Er schuf in der Lombardei und in den Niederlanden Akademien. Fremde Gelehrte fanden bei ihm Zutritt. Er brachte den verdienstvollen Geschichtschreiber der Teutschen, den würzburgischen Hofrath Schmidt, nach Wien. Noch entschiedener war seine Neigung für die Kunst und für die Künstler von seiner Lebensart. Die vortrefflich eingerichtete Kunstschule zu Wien ist fast ganz seine Schöpfung. Er trug viel dazu bei, daß der Kupferstecher Schmutzer durch Wille in Paris gebildet, und nach seiner Zurückkunft der Stifter und Director einer Lehrschule der Kupferstecherkunst wurde, aus welcher so viele schätzbare Künstler hervorgegangen sind. Mit Mechel aus Basel, der zu Wien die Bildergallerie ordnete, besonders aber mit dem Historienmaler Casanova, lebte Kaunitz, bei ihrem Aufenthalte in Wien, in einem täglichen, fast vertrauten Umgange. — Kaunitz war in seinen jungen Jahren ein schöner Mann gewesen, und hatte eine von jenen Physiognomien, die Ehrfurcht einflößen. Man hat ihn einer weiter getriebenen Putzliebe beschuldigt, als einem Manne geziemen möchte. Unter seinen moralischen Eigenschaften rühmt man von ihm Treue und Redlichkeit. Vornehm und trocken war er oft gegen Fremde von seinem Stande, dagegen gütig und herablassend gegen Niedere, ernst aber gegen Alle, und immer, besonders in Anwandlungen von Unmuth, kurz und derb. Es erinnert sich Niemand, ihn, besonders in seiner spätern Zeit lachen gesehen zu haben. Nie hat wohl ein Minister an irgend einem Hofe ein größeres Vertrauen auf längere Zeit genossen, als Kaunitz an dem seinigen. Das Vertrauen war auf die vollkommenste Ueberzeugung von seiner Rechtschaffenheit und seinen Einsichten gegründet. Unter Joseph II. Regierung kam er nicht mehr nach Hofe, sondern

der Kaiser ging, wenn er ihn sprechen wollte, zu ihm, und dieß geschah sehr oft. An den kirchlichen Reformen Josephs nahm Kaunitz den thätigsten Antheil. Zu Rom war man sogar überzeugt, daß sie alle von ihm allein ausgingen; deßwegen wurde er in der Ministerialcorrespondenz nie anders als **il ministro eretico** (der kezerische Minister) genannt. Als der Pabst in Wien war, reichte er dem Fürsten, aus einem Uebermaaße von Politik, nicht den Rücken der Hand, sondern das Innere derselben zum Küssen dar, welches ehemals für die größte Gnadenbezeugung galt. Der Fürst aber that, als ob er nichts von dieser Etiquette verstände, und drückte die ihm von dem Pabste dargebotene Hand nach altteutscher Sitte. Er starb am 27. Juni 1794 an Entkräftung, mit dem Nachruhme eines vielerfahrnen, um Oesterreich hochverdienten Ministers, und dem noch schönern eines edlen Menschen.

Und nun wieder zur großen Theresia zurück.

Mehrere Uneinigkeiten, welche jezt zwischen England und Oesterreich entstanden, ließen das leztere auf eine Aussöhnung mit Frankreich denken, und Maria Theresia, trotz ihres Stolzes und ihrer strengen Grundsätze, willigte auf Kaunitz Anrathen ein, an die Marquise vom Pompadour sehr verbindlich zu schreiben. Die Maitresse, durch diesen Schritt der größten Monarchin Europas bezaubert, wandte ihren ganzen Einfluß an, die von der leztern gewünschte Verbindung mit Frankreich zu Stande zu bringen; doch scheiterten ihre Bemühungen dieses Mal noch durch die Gegenvorstellungen, welche Friedrichs II. Freunde und Oesterreichs Feinde dem Kabinet von Versailles machten.

Jezt (1755) erhob sich zwischen England und Frankreich ein Streit über ihre Besitzungen in Amerika, und Großbritannien fotderte von Oesterreich Hülfe. Diese wurde verweigert und hierdurch der Grund zur Entzweiung der beiden

bis dahin befreundeten Mächte gelegt. Friedrich II. benutzte diesen Zeitpunkt und schloß mit Georg II. (16. Jan. 1756) einen Vertrag, worin sie sich gegenseitig versprachen, den Einmarsch fremder Truppen in Teutschland zu hindern.

Unterdessen hatte die Pompadour (1756) eine Veränderung im französischen Ministerium bewirkt, und dieß machte eine Annäherung zwischen den Höfen von Wien und Versailles möglich. Maria Theresia schloß nun (1. May) jenes Bündniß mit Frankreich gegen Friedrich den Großen, welches den siebenjährigen Krieg veranlaßte.

Nach Beendigung dieses unglücklichen Krieges wurde Maria Theresias Sohn, der Erzherzog Joseph, den 27. März 1764 zum römischen König gewählt, wodurch die Kaiserin-Königin ihre Familie in dem Besitze der teutschen Kaiserwürde befestigte. Den 18. August 1765 starb ihr Gemahl, Kaiser Franz I., welcher Todesfall sie in tiefen und dauernden Schmerz versezte.

Der nunmehrige Kaiser Joseph II., obzwar von seiner Mutter zum Mitregenten der Erblande erklärt, mischte sich jedoch ebensowenig, wie sein Vater gethan hatte, in die innere Regierung. Bloß die Leitung des Heerwesens blieb ihm überlassen.

Maria Theresia stiftete und verbesserte die Schulanstalten, Universitäten und Akademien und ließ den Studierenden Preise ertheilen; so belohnte sie auch diejenigen, die sich um irgend einen Erwerbszweig verdient machten, und wandte besonders ihren Blick auf den Ackerbau, der auf einer Medaille, die sie schlagen ließ, der Ernährer aller Künste genannt wurde. Noch größere Verdienste erwarb sie sich durch Abstellung vieler kirchlichen Mißbräuche. Sie verbot die Gegenwart des Geistlichen bei Testamentserrichtungen, schaffte

das Zufluchtsortrecht der Kirchen und Klöster und die Inquisition zu Mailand ab. Den Jesuitenorden unterdrückte sie und verordnete für beide Geschlechter, daß man erst nach vollendetem 25. Jahre in ein Kloster sich aufnehmen lassen konnte. Die Folter schaffte sie gleichfalls in allen ihren Staaten ab.

Scheinbar nur durch Kaunitz überredet, schloß Maria Theresia (5. August 1772) zu Petersburg mit Rußland und Preußen den Vertrag, Polen zu theilen. Durch diese Theilung erhielt sie Galizien und Lodomerien (1280 □ Meilen mit 2½ Millionen Einwohnern). Damit sie von weitern Forderungen abstand, mußte ihr die Pforte den 25. Februar 1777 die Bukowina abtreten.

Jezt befand sich Oesterreich in einer glücklichen Lage. Es hatte 260,000 Mann Truppen, und die Einnahmen überstiegen die Ausgaben. Darum suchte der staatskluge Choiseul durch die Vermählung des Dauphins mit Maria Theresias Tochter (1770), der nachmals so unglücklichen Königin Marie Antoinette, eine festere Verbindung zwischen Frankreich und Oesterreich zu bewirken, und der Wiener Hof hoffte bei Ludwigs XVI. Thronbesteigung wichtigen Einfluß auf das Kabinet von Versailles zu erlangen. Allein Ludwig, so sehr er seine Gemahlin liebte, erlaubte ihr nicht, sich in Staatssachen zu mischen, und vertraute sich dem Grafen von Maurepas, einem Gegner der österreicher Parthei, an. Er blieb freilich im Bündniß mit Oesterreich, allein eben so sorgfältig unterhielt er die Freundschaft mit Preußen und dessen Bundesstaaten, denn er fürchtete Josephs weitaussehende Plane.

Um diese Zeit veranlaßte der am 30. Dezember 1777 erfolgte Tod des Churfürsten von Bayern den bayerschen Erbfolgekrieg, welcher durch den Frieden zu Teschen am 21. März 1779 beendigt wurde.

Durch den Teschner Frieden wurde die Nebenlinie Birkenfeld — jezt Herzog Wilhelm in Bayern — welche aus ungleicher Ehe entstanden war, nach Aussterben der Hauptlinie Zweibrücken-Birkenfeld für erbfähig erklärt; der freie Heimfall der fränkischen Fürstenthümer an Preußen nach dem Rechte der Erstgeburt ward von Oesterreich anerkannt; Mecklenburg erhielt das Privilegium **de non appellando**; Churpfalz trat in den Besitz des ganzen bisherigen Churfürstenthums Bayern und erhielt Mindelheim, überließ jedoch das Innviertel (38 □ Meilen) an Oesterreich; Chursachsen wurde für seine Allodialherrschaft mit 6 Millionen Gulden und mit der von Böhmen an Pfalz und von Pfalz an Sachsen abgetretenen Lehnshoheit über Glauchau, Waldenburg und Lichtenstein abgefunden. Das Reich bestätigte diese Beendigung des sogenannten bayrischen Erbfolgekriegs 1780. Frankreich und Rußland übernahmen die Gewähr des Teschener Friedens.

Nach diesem Frieden suchte der Wiener Hof sowohl England als Rußland fester an sich zu ziehen, um dem Erzherzog Maximilian die Churwürde von Köln und das Bisthum Münster zu verschaffen, welches auch trotz Friedrichs II. Widerstrebungen endlich gelang.

So hatte Maria Theresia ihren drei jüngern Söhnen zu der Regierung bedeutender Staaten verholfen: Leopold zum Großherzogthum Toskana; Ferdinand (durch die Vermählung mit der Erbtochter des Herzogs von Modena) zur Erbfolge von diesem Herzogthum, und Maximilian zur Chur- und Bischofswürde von Köln und Münster. Von ihren sechs Töchtern waren die beiden jüngern mit den Königen von Frankreich und Neapel vermählt, und das Haus Oesterreich, welches 1740 seiner gänzlichen Vernichtung entgegen sah, stand jezt durch die inneren Verhältnisse seiner Staaten sowohl als durch seine äussern Familien- und andern Verbindungen auf dem höchsten Gipfel der Macht.

Den 29. November 1780 starb Maria Theresia in einem Alter von 63 Jahren. —

Als Regentin war sie unermüdet thätig. Als die Stammmutter des erneuerten Hauses Oesterreich liebte sie ihre Kinder mit der innigsten Zärtlichkeit; gegen ihre Diener war sie überaus gütig; das Glück ihrer Unterthanen war ihr höchstes Ziel. Allein nur zu leicht lieh sie Spionen und Angebern ihr Ohr, und suchte selbst in die Geheimnisse der Familien einzudringen. Ihre große Frömmigkeit gränzte an Schwärmerei und machte sie unduldsam; daher der verderbliche Preßzwang, die berüchtigte Keuschheitskommission (worüber die „Briefe eines reisenden Franzosen ꝛc.“ nachzulesen sind) u. s. w. Sie schrieb selbst 2 — 3 Andachtsbücher, von welchen das eine 1774 (Wien) erschien. Sie überließ sich nicht selten einer Aufwallung von Heftigkeit, doch wußte sie sich bald zu beherrschen.

Jung war Maria Theresia eine der schönsten Frauen ihrer Zeit; im spätern Alter war sie übermäßig stark geworden, wie denn auch 1767 die Blattern, und bald darauf ein Stuz mit dem Wagen, der sie beinahe des Gesichts beraubt hätte, durch entstellende Narben ihre Schönheit gänzlich zerstörten.

Nach dem Tode ihres Gemahls erschien sie stets in tiefer Trauer und vernachlässigte auch den Putztisch gänzlich. Ueberhaupt verdiente sie als Muster ehelicher Liebe dargestellt zu werden.

Von 16 Kindern, die sie dem Kaiser gebar, überlebten sie zehn. Der vier Söhne und der beiden jüngern Töchter haben wir bereits gedacht. Von den vier ältern war die erste Aebtissin zu Prag und Klagenfurt, die zweite, Marie Christine, der Mutter Liebling, war vermählt an den Herzog Albert von Sachsen-Teschen, einen Sohn Augusts III., Königs von Polen; die dritte war Aebtissin zu Innsbruck, und die vierte Gemahlin des Herzogs von Parma.

Hoechler fc.

RAPH: MENGS.

Anton Rafael Mengs.

Es ist ein seltnes Beispiel, daß ein Künstler auch bei einer strengen und geisttödtenden Erziehung zu einer hohen Vollkommenheit gelangen kann, und dieses seltne Beispiel gibt uns Rafael Mengs.

Mengs, einer der ersten Künstler des achtzehnten Jahrhunderts wurde den 12. März 1728 zu Außig in Böhmen geboren.

Sein Vater, Ismael, ein mittelmäßiger Künstler, war in Dänemark geboren und von August III. nach Dresden als Maler berufen worden. Er hatte mehrere Kinder, die er tyrannisch behandelte. Den jungen Rafael wollte er schlechterdings zum Künstler bilden; schon vom 6. Jahre an mußte das Kind sich täglich und stündlich im Zeichnen üben; einige Jahre später unterrichtete ihn sein Vater schon im Oel-, Miniatur- und Emailmalen. Fast kein Augenblick war ihm zur Erholung vergönnt; der Vater gab ihm gewisse, in der festgesezten Zeit kaum zu vollendende Arbeiten auf, und züchtigte ihn hart, wenn sie nicht fertig waren.

So war Rafael im Besitze der ersten Regeln der Kunst, als sein Vater ihn 1741 mit nach Rom nahm. Von den

Meisterwerken der alten Skulptur ließ er ihn zu den genialen Arbeiten des Michel Angelo mit der sixtinischen Kapelle übergehen und, hierdurch vorbereitet, endlich den göttlichen Rafael in seinen unerreichten Werken im Vatican studieren. Früh Morgens führte ihn der Vater dorthin, ließ ihn bei Wasser und Brod zurück und holte ihn erst Abends wieder ab. Zu Hause wurden noch die schärfsten Prüfungen der Studien des verflossenen Tages vorgenommen. Bei einer so strengen Erziehung war es natürlich, daß Mengs für die äussere Welt schüchtern und völlig ungebildet blieb, was auch in der Folge für ihn und seine Familie auf manche Weise verderblich wurde.

1744 kehrte sein Vater mit ihm nach Dresden zurück. Der König August III., der das durch mehrere Pastellarbeiten schon bewährte Talent des jungen Künstlers anerkannte, ernannte ihn bald darauf zum Hofmaler. Der junge Mengs bedung sich aus, wieder nach Rom zurückkehren zu dürfen, wohin ihn auch sein Vater zum zweiten Male begleitete. Dort erneuerte er seine frühern Studien, besuchte die Akademie, die anatomischen Stunden im Hospital Spirito santo ꝛc. 1748 trat er zuerst mit eignen größern Compositionen auf, die ungetheilten Beifall erhielten.

Besonders vortrefflich war eine heilige Familie, die er dort aufstellte.

Ein schönes Bauernmädchen, das im Beiseyn der Mutter ihm zum Modell diente, gewann durch ihr Betragen seine Liebe so, daß er zur katholischen Kirche übertrat und sich mit ihr vermählte.

1749 kehrte er nochmals nach Dresden zurück. Sein Vater blieb zwar in Rom, behielt aber des Sohnes ganze Baarschaft, Haushalt ꝛc.

In Dresden ernannte ihn der König an Sylvester's Stelle zum ersten Hofmaler mit erhöhtem Gehalt.

Als 1751 die katholische Capelle eingeweiht werden sollte, erhielt der junge Mengs Auftrag zur Fertigung des Gemäldes auf dem Hochaltar, und auf sein Verlangen auch die Erlaubniß, nach Rom zurückkehren zu dürfen, um es daselbst zu arbeiten. Nach seiner Ankunft in Rom übernahm er indessen für den Lord Percy die Verfertigung einer Kopie von Rafael's Schule von Athen. Darauf verzögerte das Ausbleiben seines Gehalts im siebenjährigen Kriege die Vollendung des Altarblattes (welches erst in Spanien fertig wurde), und Mengs nahm 1754 die Direction der neuerrichteten Malerakademie auf dem Capitol an. Dann übertrugen ihm die Cölestinermönche, 1757, die Decke in St. Eusebio zu malen.

Diese seine erste Frescoarbeit fand wegen ihrer dem Zeitgeiste zuwiderlaufenden Einfachheit in der Composition nicht allgemeinen Beifall.

Späterhin malte er für den Cardinal Albani in dessen Villa ein Deckengemälde, den Apollo und die Musen darstellend, welche Arbeit neben den Meisterwerken der italienischen Künstler, ihren Ruhm stets behaupten wird; ferner für Privatpersonen verschiedene Oelgemälde, eine Kleopatra, eine heilige Familie, eine Magdalena ꝛc.

Um diese Zeit kam ein junger Engländer, Webb, nach Rom, dem Mengs seine Ideen über die Kunst mittheilte, die Webb in seinen „Untersuchungen über die Schönheit" für die seinigen ausgegeben, und mittelst dieses Plagiats sich berühmt gemacht hat.

1761 folgte Mengs einem Rufe des Königs Karl III. nach Spanien. Er unternahm mehrere Arbeiten für den König, und trug bald über seine heftigsten Nebenbuhler, Giaquinto von Neapel, und Tiepolo, einen Venetianer, den Sieg davon. Unter seinen dort ausgeführten Werken haben besonders eine Götterversammlung und eine Kreuzabnahme

seinen Ruhm erhöht. Auch bei der dortigen Akademie suchte er Verbesserungen einzuführen, bis die Ränke seiner Gegner ihn nöthigten, sich 1770 einen Urlaub zu erbitten, um in Italien seine Gesundheit zu stärken.

Nach einem achtmonatlichen Aufenthalte in Florenz kam er in Rom an und malte unter andern daselbst für den Pabst ein großes allegorisches Deckengemälde in der Camera di papiri, oder dem Zimmer der vaticanischen Bibliothek, worin die Handschriften aufbewahrt werden.

Nach drei Jahren kehrte er nach Madrid zurück. Sein nach dieser Zeit gefertigter Plafond im Speisesaale des Königs, worin er die Vergötterung des Trajan und den Tempel des Ruhms darstellte, wird immer sein Hauptwerk bleiben.

Nach einem Aufenthalte von zwei Jahren begab er sich seiner Gesundheit wegen wieder nach Rom, erhielt aber vom König von Spanien fortwährend seinen Gehalt. In Rom verlor er 1778 seine Gattin, mit der er in der glücklichsten Ehe gelebt hatte.

Seine Gesundheit wurde nach der Zeit immer schwächer, da er auch während seiner Krankheit unermüdet fortarbeitete; er beschleunigte seinen den 29. Juni 1779 erfolgten Tod noch dadurch, daß er in einem Anfall von Aengstlichkeit seine Zuflucht heimlich zu einem Quacksalber genommen hatte. Unter Begleitung einer großen Menge Künstler wurde Mengs in St. Michele Grande an seiner geliebten Margaretha Seite beigesezt. Acht Tage später kam ein königliches Diplom an, worin er zur Errichtung einer Akademie nach Neapel berufen wurde.

Mengs war von mittler Größe, hager, in seiner Jugend von schöner Gesichtsbildung; sein Temperament war lebhaft, sogar heftig, dessen ungeachtet besaß er eine ausgezeichnete Gutmüthigkeit und Lenksamkeit. Er war sehr wohlthätig und unterstützte viele junge Künstler.

Von seinen 20 Kindern lebten zur Zeit seines Todes nur 7; auf ihre Erziehung hatte er von jeher die größte Sorgfalt und bedeutende Summen verwendet. Dieses sowohl als seine Liebe für die Kunst, die ihn verleitete, Handzeichnungen berühmter Meister, Vasen, Gipsabgüße (eine Sammlung schenkte er der königlichen Akademie in Madrid; das vorher in Rom befindliche Exemplar ist nach Dresden gekommen), Kupferstiche ꝛc. oft für hohe Summen zu erkaufen, ferner seine immerwährenden Reisen, seine vornehme Lebensart ꝛc. hatten die großen Summen, die er verdiente (in den lezten 18 Jahren über 180,000 Scudi), aufgezehrt. Seiner Familie nahmen sich jedoch seine vornehmen Freunde und Verehrer an.

Wie sehr Mengs geschätzt wurde, beweist das prächtige Denkmal, welches ihm vom Ritter Azara an Rafael's Seite, und ein andres in der Peterskirche von der Kaiserin von Rußland, gesezt wurde.

Seine Composition und Gruppirung ist höchst einfach, edel und studiert (vielleicht auch zuweilen gesucht). Seine Zeichnung ist immer richtig, gewählt und ideal, ja es besteht in der Schönheit der Form, auf welche sein Bestreben vorzüglich gerichtet war, nach Göthe's Ausspruch (in „Winkelmann und sein Jahrh.") sein größtes Verdienst. Im Ausdrucke hatte er stets den hierin unübertrefflichen Rafael zum Vorbild genommen und darin eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht, wie denn auch sein Geschmack in den Gewändern und Nebensachen von dem tiefsten Studium der Natur und seiner großen Vorgänger zeugt. Sein Colorit, besonders in den Frescogemälden, ist in aller Art vortrefflich, auch in seinen besten Oelgemälden kräftig, klar und oft in Titian's Geschmack. Er impastirte stark und malte mit einem leichten fertigen Pinsel; dennoch sind seine Farben wieder so in einander verschmolzen, daß man die Art und Weise, wie er die Farben behandelt hat, oft gar nicht er-

gründen kann. Seine meisten Werke sind mit großer Sorgfalt und Liebe vollendet.

Im Unterricht war er streng, machte aber seine Schüler mehr auf die begangenen Fehler aufmerksam als daß er sie auf die noch fehlenden Schönheiten hinwies, ließ also jeden seiner Schüler auf dem Wege, den er sich selbst gewählt hatte, gehen. Ein Hauptwort von ihm war: „Beim Zeichnen soll man immer ans Malen, beim Malen ans Zeichnen denken."

Obgleich seine vortrefflichsten Arbeiten, die Fresken, sich in Spanien und in Rom befinden, so besitzt doch auch Teutschland, vornehmlich an dem Altarblatt in der königl. Kapelle in Dresden, die Himmelfahrt Christi vorstellend, und an kleinern Bildern in derselben Kirche, die Madonna col bambino und Jakobs Traum, ferner in dem weltbekannten Amor, der in Pastell ausgeführt ist, einige der Hauptwerke des großen Künstlers. Höchst belehrend sind auch seine Schriften in italienischer, spanischer, französischer und teutscher Sprache (italienisch herausgegeben vom Ritter d'Azora, Bassano 1783), besonders seine Beurtheilungen der Schönheiten in Rafael's, Correggio's und Titian's Werken. Sein Freund, der berühmte Winkelmann, soll ihm bei der Ausarbeitung derselben gute Dienste geleistet haben.

ALBRECHT v. HALLER.

Haller.

Albrecht von Haller, geboren zu Bern den 16. Oktober 1708, stammte aus einem alten patrizischen Geschlecht, und war von vier Brüdern der jüngste.

Schwächlich und trübsinnig als Knabe, hatte er doch eine vorherrschende Neigung für das Lernen. Im sechsten Jahre fing er das Lateinische an, im achten und neunten das Griechische und Hebräische. Schon damals pflegte er Alles, was ihm merkwürdig war, nieder zu schreiben und zu sammeln. Aus Bayels und Moreri's Wörterbüchern zog er als Kind mehr als zweitausend Lebensbeschreibungen aus. Die lateinischen Dichter weckten früh sein poetisches Talent.

Nach dem Tode seines Vaters sezte er auf dem Gymnasium zu Bern seine Studien auf die ihm eigenthümliche Weise fort, und ging in seinem vierzehnten Jahre nach Biel, wo er von einem Arzt in die Cartesianische *) Philosophie eingeweiht wurde.

Nach einem Jahre wählte er, wenig schulgerecht vorbereitet, Tübingen, um sich hier der Arzneikunde zu widmen,

*) Renatus Cartesius, oder René Descartes, geboren 1596 zu La Hayn in Tourraine war ein tiefer Selbstdenker und Reformator der Philosophie, zugleich der einzige strengsystematische Philosoph der Franzosen.

und ging von da 1725 nach Leyden, wo Boerhaave und Albinus seine Lehrer wurden, promovirte daselbst 1727 und besuchte dann England und Frankreich. Das Jahr darauf begab er sich nach Basel und ward hier von Johann Bernoulli in die höhere Analysis eingeweiht.

Da seine Gesundheit bei den anhaltenden Studien litt, entschloß er sich, die Alpen zu bereisen. Johann Gesner, sein Begleiter, weckte in ihm die Liebe zur Pflanzenkunde, Haller sammelte dafür mit großem Fleiße, machte neue Entdeckungen und legte so den Grund zu seiner meisterhaften Beschreibung der Schweizerpflanzen. Auf dieser Reise entstand auch sein berühmtes Lehrgedicht: „Die Alpen."

Nach seiner Rückkehr blieb er noch ein Jahr in Basel, arbeitete an einem großen Lehrgedicht: „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben," und hielt in der lezten Zeit anatomische Vorlesungen, bei welcher Gelegenheit er Manches für seine künftigen Arbeiten sammelte.

1729 ließ er sich in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder und verheirathete sich mit Marianne Wyß, die ihm ein schönes, aber kurzes eheliches Glück bereitete. Obwohl er in Ruf kam, so ward ihm doch die Stelle eines Arztes an dem Inselspitale hauptsächlich darum abgeschlagen, weil er ein Dichter sey.

In der That beschäftigten ihn Poesie und Botanik ungemein. Im Sommer bereiste er jährlich die Alpen und sammelte eine Menge Pflanzen, so daß er den Entschluß faßte, ein vollständiges Werk über die Gewächse Helvetiens herauszugeben. Im Winter wandte er seine Muße auf die Anatomie, über die er 1734 unentgeldlich Vorlesungen zu halten anfing. Er brachte es dahin, daß ein anatomisches Theater angelegt wurde.

Die

Die in seiner Vaterstadt erledigte Professur der Beredsamkeit, um welche er sich bewarb, behielt er ebenfalls nicht, dafür ward er 1735 zum Aufseher der Bibliothek ernannt.

Im Jahre 1736 folgte er einem Rufe als Professor der Anatomie und Botanik nach Göttingen, wo er 17 Jahre wirkte und 86, mehrentheils anatomische, medicinische und botanische Schriften herausgab. Die wichtigsten sind seine „Flora der Schweiz" (2 Bde., Fol.), in deren zwei Auflagen er 2486 Pflanzen nach seinem eignen System beschrieb; seine „Boerhave'schen Vorlesungen;" seine „anatomischen Tafeln" und seine „Physiologie." — Auch nahm er 1745 an der Herausgabe der „Göttingischen gelehrten Anzeigen" Theil, und wurde zwei Jahre darauf Direktor derselben.

Der Ruf von Hallers Verdiensten war jezt durch ganz Europa verbreitet. Die angesehensten Akademien ernannten ihn zu ihrem Mitgliede. 1749 erhob ihn Kaiser Franz I. mit seiner Nachkommenschaft in den Reichsadelstand, und der König von England zu seinem Staatsrath. Auch seine Vaterstadt nahm ihn, als er sie besuchte, als Mitglied in den großen Rath auf, und diese Auszeichnung war ihm zweifach angenehmer, da ihn der Gedanke beschäftigte, sich in seine Heimath zurück zu begeben.

Die Ränke seiner Collegen verbitterten ihm den Aufenthalt in Göttingen. Nachdem er noch 1751 an der Stiftung der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften den thätigsten Antheil genommen, und zum beständigen Präsidenten derselben ernannt worden, nahm er 1753 seine Entlassung.

In Bern wurde er zum Amman erwählt. Er behielt seine akademische Pension, seinen Titel, die Präsidentenstelle bei der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften, und arbeitete fortwährend an den „Göttingischen gelehrten Anzeigen,"

die ihm über 12,000 Rezensionen verdanken. Dabei verbesserte er die Einrichtung der Salzwerke zu Bex und Aigle, deren Vorsteher er war, die Anstalten der Akademie zu Lausanne, und die medizinische Polizeiverfassung; er beförderte den Ackerbau, entwarf den Plan zu einen Waisenhause, und vermittelte die Gränzstreitigkeiten zwischen Bern und Wallis.

Es erschien jezt seine botanische, chirurgische, anatomische, und der Anfang seiner medizinisch = praktischen Bibliothek. Ausserdem entwarf er drei politische Romane, über die despotische, monarchische und republikanische Regierungsform (Usong, Alfred, Fabius und Cato), und korrespondirte in teutsch, latein, englisch, italienisch und französischer Sprache nach allen Ländern von Europa.

1777 beehrte ihn Kaiser Joseph II. mit einem Besuche; bald darauf überfiel ihn eine Kränklichkeit, die am 12. Dezember 1777 seinem thätigen Leben im 70sten Jahre ein Ende machte. —

Haller's Verdienste um Naturlehre, Botanik, Physiologie und Medizin sind unvergänglich. Seine Lehre von der Reizbarkeit ist noch jezt als die Grundlage der dynamischen Theorien neuerer Zeiten anzusehen. Ferner suchte er die Theorie der Erzeugung durch die sorgfältigsten Beobachtungen zu gründen. Er entdeckte die erste Spur des Herzens im bebrüteten Ei in der 38sten Stunde, und in der 41sten die erste Spur des Bluts. Auf gleiche Weise beobachtete er die Säugthiere.

Als Dichter ragte er glänzend unter seinen Zeitgenossen hervor. Seine früheren Versuche verbrannte er mit rühmlicher Strenge gegen sich selbst. Zwar ist auch in seinem Gedichte: „Die Alpen", die Sprache hart und rauh, wie die Gebirgsmassen, die er schildert, doch sind die Ideen

kühn und feurig, und zeigen ein mit der Natur befreundetes Gemüth. Am höchsten und reinsten stehen seine elegischen Gedichte, unter denen wir die Elegie auf den Tod Mariannens auszeichnen. Die didaktische Richtung ist bei ihm vorherrschend.

Die erste Sammlung seiner „Schweizerischen Gedichte" erschien (Bern 1732) ohne seinen Namen (11te Ausgabe Bern 1776, die 12te Bern 1828, vermischt mit der Lebensbeschreibung des Verfassers, besorgt von J. R. Wyß). Finden sich in seinen lezten Lebensjahren Spuren von trübem Stolz und schwermüthiger Verzagtheit, so erinnere man sich, daß die höhere Kraft, so oft der Schwäche gegenüber, sich sehr natürlich zuletzt in Unzufriedenheit selbst verwandelt, bis sie endlich in jene Schwermuth versinkt, die wir bei Haller bemerken. Davon zeugt sein Tagebuch, welches 1787 in zwei Bänden zu Bern erschien.

Hallers Verdienste als Anatom, Physiolog, Botaniker, Literator und Dichter haben ihm den Beinamen: „der Große" erworben.

Kaiser Otto I.

(Geboren 912.)

Heinrich I., genannt der Finkler oder Vogelfänger — ein Beiname, den er, nach dem Zeugnisse späterer Schriftsteller, von dem Umstande erhielt, daß die Gesandten der teutschen Fürsten, die ihm seine Wahl zum Könige ankündigten, ihn beim Vogelheerd antrafen — war ein an Geist und Körper vorzüglicher Regent. Was er begonnen hatte, sezte Otto I., sein Sohn und Nachfolger, höchst rühmlich fort.

Siegreiche Kriege und mächtige Eroberungen gaben Otto den Namen des Großen, aber er war stolz und eigennützig, und diese Eigenschaften erregten gegen ihn den Haß seiner Brüder, selbst seine Mutter wurde ihm so abgeneigt, daß sie alles aufbot, ihren zweiten Sohn Heinrich auf den Kaiserthron zu erheben.

Schon wankten die Stände, schon sahen viele Heinrich auf dieser höchsten Stufe irdischer Macht, aber der gewaltige Otto besiegte durch seine Festigkeit den Wankelmuth der

OTTO MAGNUS.

Stände, und ward im Jahre 936 in Aachen zum teutschen Kaiser gekrönt.

Wenzel, dem er das Herzogthum Böhmen gegeben hatte, wurde von seinem Bruder Boleslaus ermordet. Da Otto sich weigerte, diesen anzuerkennen, so beschloß derselbe, Böhmen von Teutschland unabhängig zu machen. Ein vierzehnjähriger Krieg begann, der durch Hermann Billung's, nachherigen Herzogs von Sachsen, Tapferkeit 950 damit endigte, daß Boleslaus die Oberlehnsherrlichkeit des Reichs anerkannte, und sich taufen ließ.

Die Söhne des verstorbenen Herzogs Arnulf in Bayern strebten ebenfalls nach Unabhängigkeit. Otto besiegte sie und gab das Herzogthum Arnulf's Bruder, Berthold (939).

Herzog Eberhard von Franken, durch einen königlichen Ausspruch beleidigt, verband sich mit Otto's Stiefbruder Tankmar, welcher zu den Waffen gegriffen hatte, weil Otto die Grafschaft Merseburg, sein vermeintes Erbe, einem Fremden gab. Sie hatten sich der Festung Eresburg bemächtigt. Otto zwang sie zur Uebergabe, und Tankmar ward innerhalb der schützenden Mauern der Kirche neben dem Altar ermordet. Eberhard, der anfangs verbannt worden, später jedoch sein Herzogthum wieder erhalten hatte, erneuerte die Fehde im Bunde mit Otto's Bruder Heinrich, mit Giselbert von Lothringen, Otto's Schwager, und unterstützt vom König von Frankreich, Ludwig (Outremer). Herzog Hermann von Schwaben besiegte sie (939); Eberhard fiel in der Schlacht, Giselbert ertrank im Rhein, und der König von Frankreich schloß Frieden (940) und vermählte sich mit Otto's Schwester, der Wittwe Giselberts. Graf Konrad von Worms ward mit Lothringen belehnt und heirathete Otto's Tochter, Luitgard. Seinem Sohne Ludolf gab Otto (949), nach des vorerwähnten Hermanns Tode,

das Herzogthum Schwaben, und seinem Bruder Heinrich, nachdem die Mutter Beide mit einander versöhnt hatte, Bayern (947).

Auch bei den Nachbarn erwarb sich Otto durch seine Waffen Hochachtung. Die Dänen, welche in Teutschland eingefallen waren, wurden von ihm über die Eider zurückgetrieben. Der König Harald konnte seine Krone nur unter der Bedingung retten, daß er Dänemark dem teutschen Reiche lehn- und tributpflichtig machte und das Christenthum annahm. In das Meer, das Dänemark von Norwegen scheidet — noch jezt der Ottensund genannt — stieß er seine Lanze, zum Zeichen, daß nur das Meer seine weitern Fortschritte hemme.

König Ludwig rief Otto zu Hülfe gegen seine aufrührerischen Vasallen, unter Anführung des mächtigen Grafen von Hugo. Otto trieb die Aufrührer zu Paaren, befestigte seines Schwagers Herrschaft, und als er von den Italienern herbeigerufen wurde, sie zu befreien von den Bedrückungen Berengars II., besiegte er den Thronräuber.

Lothar, wie es hieß, durch Berengar vergiftet, war im Jahre 950 gestorben. Berengar wollte Lothar's Wittwe, die reizende Adelheid, zu einer Heirath mit seinem Sohne Adalbert wider ihren Willen nöthigen. Seinen Mißhandlungen und ihrem Kerker entronnen, fand sie Schutz in der Burg Canossa. Hier von Berengar belagert, bat sie Otto um Hülfe. Dieser zog über die Alpen, befreite die schon an ihrer Rettung verzweifelnde Wittwe, eroberte Pavia, wurde König der Franken und Longobarden und vermählte sich mit Adelheid.

Diese zweite Ehe verwickelte ihn nicht nur in weitaussehende Kämpfe wegen des Besitzes von Italien, sondern bewirkte auch, daß viele Ausländer an den Hof gezogen

wurden, und seine würdigsten Familienmitglieder sich aus Mißvergnügen gegen ihn auflehnten.

Sein wackerer Sohn Ludolf von Schwaben, befand sich mit seinem Schwager, dem Herzoge Konrad von Lothringen, jedoch weniger gegen den Vater, als gegen den ränkevollen Herzog von Bayern, Otto's Bruder, der Adelheid's Gunst zu erhalten gewußt hatte. Dennoch verloren Beide (954) ihre Herzogthümer. Schwaben erhielt Burkhard, des bayrischen Heinrichs Schwiegersohn; Lothringen wurde in zwei Herzogthümer getheilt. Oberlothringen bekam Friedrich, ein Bruder des Bischofs von Metz; Niederlothringen Gottfried, dessen Familie nicht bekannt ist; Beide standen unter der Oberherrschaft des Erzbischofs Bruno von Kölln, Otto's Bruder.

Kaum waren diese Angelegenheiten geordnet, als die Ungarn in Teutschland einbrachen. Otto schlug sie auf dem Lechfelde bei Augsburg am 10. August 955 dergestalt, daß sie seit der Zeit keinen neuen Angriff auf Teutschland wagten.

Nun zog Otto nach Italien, wo Berengar, der ihm den Vasalleneid geschworen, sich empört hatte. Er ward (961) vom Erzbischofe von Mailand zum Könige von Italien und bald darauf (2. Febr. 962) vom Pabste Johann XII. in Rom zum Kaiser gekrönt. Dieser schwur dem Kaiser den Eid der Treue; die römische Geistlichkeit versprach künftig keinen Pabst anders als in Gegenwart kaiserlicher Kommissaire zu wählen. Otto dagegen bestätigte die verschiedenen dem Pabste gemachte Schenkungen, ohne sie jedoch näher zu bestimmen.

Bald aber reuete es den Pabst, sich in dem Kaiser einen Herrn gesezt zu haben, und er wagte zu den Waffen zu greifen, während Otto in Pavia war. Dieser eilte nach Rom, ließ den Pabst absezen und statt seiner Leo VIII. wählen (963), wofür ihm und seinen Nachfolgern die ausgedehntesten Rechte bewilligt wurden.

Kaum war Otto nach Teutschland zurückgekehrt, als die Römer frei seyn wollten, den Pabst absezten und die alte Verfassung herstellten. Otto erschien abermals in Rom und bestrafte die Schuldigen mit dem Tode. Auch der Hof von Konstantinopel wollte ihn nicht als Kaiser anerkennen; allein Otto schlug die Griechen in Unteritalien, und der morgenländische Kaiser Johann Zimisces gab die griechische Prinzessin Theophanie Otto's Sohne zur Gemahlin. Bald darauf, den 7. May 973, sezte der Tod seiner rastlosen Thätigkeit ein Ziel.

Otto starb mit dem Ruhme, Karls des Großen Reich in Italien wieder hergestellt zu haben. Er besaß große Eigenschaften, hohen Muth, Geradheit und die strengste Gerechtigkeitsliebe. Die Geistlichkeit, die er als Gegengewicht gegen die weltlichen Vasallen erhob, verdankt ihm in Teutschland ihre Macht; er verlieh ihr Herzogthümer und Grafschaften mit fürstlicher Gewalt. Unter ihm nahm der Bergbau auf dem Harze seinen Anfang.

CATHARINA II.

Katharina II.

Sophia Auguſta, geboren zu Stettin am 25. April 1729, Tochter des dortigen Gouverneurs und k. preußiſchen General-Feldmarſchalls, Chriſtian Auguſt, Fürſten von Anhalt-Zerbſt, erhielt ihre erſte Erziehung unter der eignen Leitung ihrer weiſen, liebevollen Eltern, dann wechſelweiſe in Hamburg und Braunſchweig bei ihrer vortrefflichen Großmutter, und zeigte ſchon in ſehr zarter Jugend einen Reichthum von Talenten und eine Seelengröße, welche zur allgemeinen Bewunderung hinriſſen. Und mit jedem Jahre mehrten ſich ihre geiſtigen und pſychologiſchen Vorzüge, und die hohe ſchlanke Jungfrau feſſelte alle Herzen durch eine Fülle von Reizen, durch einen Zauber von Schönheit, und ſelbſt als Matrone war ſie noch voll Liebreiz, Anmuth und eine kräftige, herrlich gebildete Geſtalt.

Friedrich der Große, wohl erwägend die Verhältniſſe ſeiner Staaten, und tief durchblickend Sophiens Vorzüge, ſah in ihr eine höchſt würdige Gattin des damaligen Großfürſten von Rußland, Peter Federowitſch. *) Friedrich bewog

*) Da ſchon mit Peter II. der Romanoffſche Mannsſtamm ausgeſtorben war, ernannte die Kaiſerin Eliſabeth, Tochter Peters I. mit Katharina I., kraft der Thronfolgeordnung ihres

Sophiens Mutter zu einer Reise nach Petersburg, um dort ihre Tochter der Kaiserin Elisabeth vorzustellen, welche bereits in seine geheimen Pläne eingeweiht war. Bald hatte Sophie durch die hohe Bildung ihres Geistes, und durch Herzensgüte der Kaiserin volle Liebe gewonnen, und als diese gegen Peter ihre Wünsche, ihn mit der Prinzessin von Anhalt-Zerbst vermählt zu sehen, traulich aussprach, vermochte der Glückliche nicht, seinem Entzücken über die Wünsche der Tante Worte zu geben, so sehr war er von Sophiens Tugenden und Reizen bezaubert.

Die Gesetze von Rußland forderten, daß der Monarch und die Monarchin, oder die zur Nachfolge bestimmten Prinzen und Prinzessinen sich zur griechischen Kirche, der herrschenden, bekennen müssen. Sophie wurde von den gelehrtesten Priestern in der griechischen Religion unterrichtet, nach dem Willen der Kaiserin von nun an Katharina Alexiewna genannt, und am 1. September 1745 mit Peter vermählt.

Katharina's Ehe war nicht glücklich, aber sie fand in der höhern Ausbildung ihres Geistes Erholung. Der unzertrennliche Umgang mit Elisabeth, dieser edlen Frau, welche als Regentin und Staatsbürgerin sich einen unvergeßlichen Namen begründet hat, gewährte ihr die süßesten Stunden, und durch diesen Ungang, durch das Studium der Geschichte und tiefes Nachdenken erhielt Katharina eine den Frauen selten zugetheilte Schwungkraft und Stärke. Daß sie zu manchen Verirrungen hingerissen wurde, die auf ihr ganzes politisches Leben den bedeutendsten Einfluß behielten, war eine Folge ihres feurigen Temperaments, und der grausamen Mißhandlungen ihres Gemahls.

Vaters dessen Enkel, den Herzog Karl, Peter Ulrich von Holstein-Gottorp, entsprossen aus der Ehe von Elisabeths Schwester, Anna Petrowna mit dem Herzoge Karl Friedrich von Holstein, am 18. November 1742 zum Großfürsten und Thronfolger von Rußland.

In Peters nächster Umgebung war Graf Soltikoff, ein Mann von großen Vorzügen, der durch seine vielen Kenntnisse und durch die Anmuth seiner Person sich sehr auszeichnete. Katharina wurde auf ihn aufmerksam, ihr Geist, ihr Herz sehnten sich nach Einklang, und es entstand zwischen beiden ein vertrautes Verhältniß. Soltikoff wurde mit auswärtigen Gesandtschaften beauftragt; seine ofte, lang währende Entfernung machten Katharina allmählig gegen ihn erkalten.

Stanislaus Poniatowski, einer der gebildetsten, schönsten, liebenswürdigsten Männer seiner Zeit, geistreich, beredt, muthvoll, edel als Mensch, Bürger und Fürst, berühmt durch Glück und Unglück, gewann die Zuneigung der Großfürstin. Kaiserin Elisabeth durchschaute das Gewebe dieses Einverständnisses, so dicht es auch gewebt war, aber sie hatte daran kein Mißfallen, vielmehr geschah es auf ihre geheime Empfehlung, daß Poniatowski von August III. zu seinem Gesandten in Petersburg ernannt wurde.

Katharina fühlte sich in diesem Verhältnisse mit dem edlen geistreichen Polen unaussprechlich glücklich, aber dieses Glück währte nur kurze Zeit. Das Kabinet von Versailles erhielt Winke über Poniatowski's vertrauten Umgang mit der russischen Großfürstin, welcher zu Paris um so mehr Besorgnisse erregte, da Frankreich, damals im Kriege mit England, einen geheimen Bund mit Oesterreich geschlossen, und Rußland hinein gezogen hatte, Poniatowski als einen glühenden Anhänger Englands kannte und besorgte, er möchte durch Katharina zu Englands Vortheil auf Elisabeth einwirken. Ludwig XV. benützte seinen Einfluß auf den König von Polen, um Poniatowski von Petersburg abrufen zu lassen.

Am 29. Dezember 1761 starb Kaiserin Elisabeth, und ihr Neffe bestieg als Peter III. den Thron. Elisabeths Tod

löste das ohnehin äusserst lockere Band freundlicher Annäherung zwischen beiden Gatten, denn Elisabeth Gräfin von Woronzoff, angehörend einer in hohen Kriegs- und Civilstellen ausgezeichneten Familie, hatte durch seltene Reize und die feinste Coquetterie Peter so zu fesseln gewußt, daß er, im allervertrautesten Umgange mit ihr lebend, an dem geheimen Plan arbeitete, seine Gemahlin zu verstoßen, und sich mit seiner Geliebten zu vermählen. Die unglückliche Katharina hatte große Ursache, für ihre eigne Sicherheit, selbst für ihr Leben das Schlimmste zu befürchten.

Herrlich, heilvoll begann Peter III. seine Regierung. Sein erster Schritt als Kaiser war Aussöhnung mit Friedrich II., den Elisabeth, im Bunde mit Oesterreich und Frankreich, bisher sehr nachdrücklich bekriegt hatte. Peter bewunderte den großen König, und sein Herz war ihm stets mit inniger Freundschaft zugethan. Kaum auf dem Throne, sandte er seinen Vertrauten, den Generaladjutanten Gedowitsch an Friedrich, ließ ihn seiner Achtung und Liebe versichern, schloß am 5. May zu Petersburg Friede mit Preußen, gab das eroberte Königreich Preußen zurück, und gebot dem General Czernitscheff, mit 15,000 Mann zu Friedrichs Heer zu stoßen.

Ein milder Regent rief Peter die unter Elisabeth verbannten Minister Lestocq und Münnich, so wie den Herzog von Kurland, Biron, aus Siberien zurück, und schaffte — dafür bleibt sein Andenken in Rußland ewig gesegnet, — die Angeberei des sogenannten Wortrufens*) ab.

---

*) Dieses berüchtigte Wortrufen — Sloba i Diela — war in Rußland ein Recht, welches jedem Böswicht erlaubte, seinen Herrn, oder wen er sonst wollte, durch Ausrufung dieser Worte vor jedem Tribunal anzuklagen. Er brachte seine Klage vor selbes über eine Rede oder eine That. Der Beklagte, nicht durch Stand, nicht durch Würde geschützt, wurde auf eine, nur bei den größten Verbrechern übliche Art verhaftet und in

Beschäftigt mit dem Entschlusse, eine langgenährte Lieblingsidee auszuführen, nämlich den von seinem Vater 1713 verlornen Antheil an Schleswig der Krone Dänemark wieder abzunehmen, ließ er schon deßhalb das in Pommern befindliche russische Heer ins Mecklenburgische vorrücken, und schon wollte er sich in Person an die Spitze seiner Truppen stellen, da brach die längst vorbereitete Verschwörung gegen ihn aus.

Peter hatte durch seine Vorliebe für die Holsteiner, durch seine, oft gewaltthätige Bemühung, die preußische Kriegszucht bei den Russen einzuführen, durch manchen Charakterfehler und durch Beschränkungen der Großen alle Stände des Reichs wider sich aufgereizt. Der Hetmann Graf Rasemowski, Graf Panin, Gregor Orloff, ein junger Gardeoffizier, der nach Poniatovski's Abgange Katharina's Zuneigung fesselte, und die unternehmende Fürstin Daschkoff *) bildeten daher eine Verschwörung gegen den Kaiser,

---

das scheußlichste Gefängniß geworfen, dann mit seinem Kläger der geheimen Kanzlei übergeben und zur Untersuchung gezogen, welche zuerst mit diesem begann. Hatte der Kläger Muth und Hartnäckigkeit genug, seine Anklage, daß dieser oder jener, nüchtern oder trunken gegen die griechische Kirche, den Monarchen oder den Staat Etwas gesprochen, durch ruhige Erduldung einer dreimaligen Exekution mit der Knute, welche an ihm in Gegenwart des Beklagten vollzogen wurde, zu bekräftigen, so war dieser verloren. Auf der Stelle wurde er, oft bis auf den Tod, mit der Knute gepeitscht, und dann seiner Ehre, seines Vermögens und seiner Freiheit lebenslänglich beraubt. — Größtentheils war dieses Sloba i Diela eine Frucht der ängstlichsten Bigotterie oder der gräßlichsten Rachsucht.

*) Katharina Romanowna Fürstin Daschkoff, aus dem Hause Woronzoff, war 1744 geboren, und im 18. Jahre ihres Lebens schon Wittwe. Diese edle, berühmte Frau arbeitete an Katharinens Thronbesteigung, zugleich aber auch an einer gesezlichen Beschränkung der kaiserlichen Macht. Nach Peters III. Verhaftung führte sie, in Uniform und zu Pferde, einen Theil der Truppen Katharinen entgegen. — Der Fürstin Daschkoff

welcher die Unzufriedenen und Alle, die bei einer Veränderung zu gewinnen hofften, beitraten. Panin und die Meisten arbeiteten jedoch nur zum Besten von Peters und Katharina's Sohn, Paul Petrowitsch (geb. am 1. Oktober 1754), den sie auf den Thron erheben, die Kaiserin aber als Vormünderin mit einem Reichsconseil zur Regentin erklären wollten. Doch die Orloffsche Parthei änderte dieß um. Von der Garde, zu der die Kaiserin aus Peterhof am frühen Morgen des 9. Juli 1762 sich zuerst begab, ward ihr als Monarchin gehuldigt, und Alexei *) Orloff bewog den nachmaligen Senator Teplow in der kasanschen Kirche, statt des von den Verschwornen zu Gunsten des Großfürsten

---

Verlangen, als Oberster im kaiserlichen Garderegiment zu dienen, wurde von Katharina abgeschlagen. Sie konnte nicht länger in Katharinens Nähe bleiben, und widmete sich den Wissenschaften, ihrer Lieblingsneigung, mit dem größten Eifer. Den hohen Geist des Alterthums hatte sie durch das Studium der Römer und Griechen ganz in sich aufgenommen. Nach ihrer Rückkehr aus dem Auslande ward ihr 1782 das Direktorium der Akademie der Wissenschaften und das Präsidium der neu errichteten russischen Akademie übertragen. Sie hat Mehreres in russischer Sprache geschrieben, auch die Erscheinung des „Wörterbuchs der russischen Akademie" thätig befördert. Sie starb zu Moskau 1810.

*) Alexei Orloff genoß mit seinen beiden Brüdern gleiche Erziehung, und trat ebenfalls als Unteroffizier in die Garde. Bei der Revolution gegen Peter III. bewies er vor seinen Brüdern die meiste Kühnheit, wie er denn auch durch eine Riesenstärke sich auszeichnete. Als die Vorschwornen in der Nacht vor dem entscheidenden Tage die Rollen unter sich vertheilten, erhielt Alexei den Auftrag, mit dem Sergeanten Bibikoff die Kaiserin von Peterhof abzuholen. Dem gemäß eilte er zur bestimmten Stunde hin, ließ die Kaiserin ein schlechtes Fuhrwerk besteigen und nahm selbst als Kutscher die Zügel. Sobald sie im Quartiere der ismailoffschen Garde angekommen waren, begann die Revolution. Nachdem man sich der sämmtlichen Garden versichert hatte, fuhr die Kaiserin in demselben Wagen nach der kasanschen Kirche. Alexei schwang sich

entworfenen Manifestes, ein anderes, das die Erhebung Katharina's auf den Thron ankündigte, abzulesen.

Peter III. starb nach einigen Tagen im Gefängniß.

Was von der Mitwirkung Katharina's zu dieser Begebenheit erzählt wird, ist grundlos. Die junge, ruhmliebende, von dem lieblosen Gemahle vernachläßigte Fürstin verhielt sich dabei nur leidend, gab den Umständen, die ihr allerdings sehr günstig waren, nach, und beruhigte sich nachher, da die Sache nicht mehr zu ändern war. Die Gunst des Volkes wußte sie durch Güte und Wohlthätigkeit zu gewinnen; sie bewies große Achtung für die Religion, ließ sich mit Pracht in Moskau krönen, beschäftigte sich mit den Mitteln, Gewerbfleiß und Ackerbau zu befördern, und eine Seemacht zu schaffen; sie erließ nützliche Verordnungen für die Rechtspflege und war für die innere Verwaltung, so wie für die auswärtigen Verhältnisse Rußlands unendlich thätig.

Ein Jahr nach ihrer Thronbesteigung zwang Katharina, in Folge politischer Beweggründe, die Kurländer, ihren neuen Herzog, Karl von Sachsen, abzusezen und den dem Adel verhaßten Biron zurückzurufen.

August III., König von Polen, war am 5. Oktober 1763 an einem Anfalle von Gicht, die ihm in die Brust trat, gestorben. Katharina brachte es dahin, daß Stanislaus Augustus Graf Poniatowski, Stollnik von Litthauen, auf dem Wahlfelde zu Wola, unweit Warschau, mit allen bei der

---

auf ein Pferd, ritt voran, und als die Kaiserin bei der Kirche ankam, rief er sie daselbst zur Monarchin von Rußland aus. — Peters Tod wurde beschlossen; Alexis ritt mit einigen Andern nach Ropscha, einem Landsitze des Grafen Rasumoffski, wo der unglückliche Kaiser gefangen saß, und überbrachte dann Katharina die Nachricht von dem Tode ihres Gemahls. — Man beschuldigt Alexei, daß er es übernommen habe, Peter zu erdrosseln.

polnischen Nation gebräuchlichen Ceremonien und Feierlichkeiten zum König von Polen erwählt wurde.

Im Laufe dieser Zeit wurden von einigen Mißvergnügten, die sich nach Peters Tod auf hohe Stufen zu schwingen dachten, aber, von dem scharfen Auge der weisen, gerechten Herrscherin ganz durchblickt, und in den beengten Kreis der Unbedeutendheit zurückgewiesen, nur nach Rache dürsteten, sowohl in Moskau als Petersburg eine Verschwörung gegen Katharina angezettelt, die ihr Thron und Leben zu rauben drohte. Des jungen Iwans*) Daseyn belebte die Hoffnungen der Verschwornen, und nur sein plötzlicher Tod in der Festung Schlüsselberg konnte die verderblichen Plane der Mißvergnügten vernichten.

Der

---

*) Iwan V. oder II. des Namens Alexejewitsch, dem während seiner Minderjährigkeit die Krone zufiel, war Peters I. Halbbruder, und nahm wegen Kränklichkeit und Blödsinn wenig oder keinen Theil an der Regierung. Iwan VI. oder III. des Namens Alexejewitsch, Urenkel desselben, ein Sohn der Großfürstin Anna und des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, ward von der Kaiserin Anna Iwanowna nach seiner Geburt, 1740, aus den Händen ihrer Nichte genommen, zu ihrem Sohne erklärt, und ihm ein Zimmer neben ihren Gemächern angewiesen. Bald hernach ernannte Anna das Kind zu ihrem Thronfolger, und ihr Günstling Biron sollte als Vormund die Regentschaft führen. Biron ließ auch alsbald dem Prinzen huldigen, und als er selbst verbannt worden war, nahmen Iwans Eltern die Regierung, bis Elisabeth, Peters I. Tochter, den Thron bestieg. — Der junge Iwan wurde in seiner Wiege von Soldaten fortgetragen, und theilte das Schicksal seiner verbannten und gefangenen Eltern. Er wurde Anfangs zu Iwanogrod bei Narva gefangen gehalten, um für immer in Rußland zu bleiben, seine Eltern aber, die zuerst in Riga waren, sollten nach Teutschland entlassen werden. Zu diesen kam er nicht wieder, sondern wurde sein ganzes Leben an verschiedenen Orten, namentlich in Westpreußen, gefangen gehalten. — Im

Der Hof der Kaiserin war seitdem nur durch einige Intriguen beunruhigt, in denen die Galanterie sich mit der Politik vermengte, und die keinen weitern Zweck hatten, als einen Günstling durch einen Andern zu verdrängen. Im Schooße der Vergnügungen und Lustbarkeiten beschäftigte sich Katharina jedoch mit der Verbesserung der Gesezgebung. Abgeordnete aus allen Provinzen versammelten sich in Moskau; die Kaiserin selbst hatte für sie Verhaltungsregeln aufgesezt, welche man in den ersten Sitzungen vorlas. So verschiedene Völker jedoch konnten weder sich verstehen, noch einerlei Gesezen unterworfen werden. Man hatte in den ersten

---

Jahre 1756 brachte man ihn auf die Festung Schlüsselburg. Später ward er an einem andern Orte bewacht, nach der Thronbesteigung Katharina's II. aber wieder nach Schlüsselburg geführt, wo er gefangen saß bis 1763, Mirowitsch, ein Edelmann aus der Ukraine, der als Lieutenant bei der Besatzung in Schlüsselburg stand, an die Spitze der gegen Katharina Verschwornen trat, und den Anschlag machte, den Prinzen zu befreien, die Kaiserin aus dem Wege zu räumen, und Iwan die Krone aufzusezen. Schon hatte Mirowitsch mehr als 100 Mann von der Garnison zu Mitverschwornen gemacht, schon war er mit Hülfe eines untergeschobenen Befehls von Katharina in Iwans Gefängniß gedrungen, da fielen die zwei Offiziere der Gefängnißwache, als sie sahen, daß Widerstand vergeblich seyn würde, über den Gefangenen her, und durchbohrten ihn, hierzu ermächtigt durch einen, noch von der Kaiserin Elisabeth herstammenden Befehl, der ihnen auf den Fall eines Angriffs dieses äusserste Mittel vorschrieb. — Schon Elisabeth hatte die Verfügung getroffen, daß zwei Staabsoffiziere, welche von Monat zu Monat abgelöst wurden, Tag und Nacht mit Iwan eingeschlossen wurden; sie hatte Alles, was zum Beweise der Thronansprüche des gefangenen Prinzen dienen konnte, sorgfältig aufsuchen und vernichten lassen, ja sogar bei Todesstrafe verboten, die Münzen aufzubewahren, die an ihn erinnerten. — Die Kapelle in Schlüsselburg, wo man Iwan begraben hatte, ward spätethin zerstört. — Mirowitsch wurde zu Petersburg auf der Basilius-Insel hingerichtet.

Sitzungen die Freilassung der Bauern zur Sprache gebracht. Dieser einzige Vorschlag konnte das Zeichen zu einer blutigen Revolution geben. Katharina, die den Berathschlagungen beiwohnte, berief die Versammlung, welche ihr den Namen einer Mutter des Vaterlandes beilegte, nicht wieder; sie löste sich daher durch Weggehen und Aussterben ihrer Mitglieder am Ende von selbst auf. —

Um diese Zeit bildete Frankreich eine Parthei gegen Rußland in Polen. Katharina ließ durch den Obersten Baron von Igelström, den Fürst-Bischof von Krakau, Kajetan Soltyk, den Grafen Rzewuski, den Bischof von Kisew und noch mehrere, von Frankreich Aufgereizte, in Verhaft nehmen, und diese Empörungen dienten nur dazu, der Kaiserin Entwürfe zu beschleunigen, und für sie günstige Resultate herbeizuführen.

Der mißvergnügte Graf Potozki, von einem zahlreichen Anhange gefolgt, ging nach Konstantinopel, und bewog die Pforte zum Kriege gegen Rußland. Die Türken wurden geschlagen, siegreich wehte die russische Flagge auf den griechischen Meeren, und an den Ufern der Narew faßte man den romanhaften Plan, die Republiken von Sparta und Athen ins Leben zurück zu rufen, um sie der ottomanischen Pforte entgegen zu stellen.

Nachdem Katharina durch das Einrücken österreichischer Truppen in Polen veranlaßt, hier sich zu vergrößen beschlossen, und deßhalb mit den Höfen von Berlin und Wien, 1772, einen Theilungsvertrag geschlossen hatte, durch den sie in Polen die Gouvernements von Polotzk und Mohilov erwarb, so wie den ausschließenden Einfluß auf Polen durch die übernommene Garantie der polnischen Verfassung sich sicherte, so gab sie in dem Frieden mit der Pforte zu Kamaedschi, 1774,

alle Eroberungen, bis auf Asov, Taganrog und Kimburn zurück, ließ sich aber die freie Schifffahrt auf dem schwarzen Meere, und die Unabhängigkeit der Krim zusichern. — Durch diese scheinbare Unabhängigkeit wurde die Krim in der That abhängig von Katharina.

So vortheilhaft dieser Friede war, so gelegen kam er für Rußland, denn im dritten Jahre des Krieges waren Moskau und mehrere andere Städte von der Pest verwüstet worden, und fast um dieselbe Zeit hatte ein Abentheurer, Pugatscheff, *) mehrere Provinzen des östlichen Rußlands in Aufstand gebracht.

---

*) Jemeljan Pugatscheff, geb. 1726 zu Sunoweisk, einem Dorfe am Don, der Sohn eines Kosaken, und schon als Jüngling der Anführer einer mächtigen Räuberbande, faßte, verführt durch einige seiner Gesellen, die zwischen ihm und dem verstorbenen Kaiser Peter III. eine Aehnlichkeit fanden, den ungeheuern Gedanken, sich für Peter III. auszugeben. Seine Anhänger verbreiteten das Gerücht, man habe statt des Kaisers einen ihm ähnlichen Soldaten auf dem Sterbebette ausgesezt, Peter aber sey verkleidet entkommen und erscheine nun unter seinen getreuen Kosaken. Der Aufruhr brach in Mitte August 1773 aus, es wurde ein Manifest im Namen dieses Pseudo-Peters verbreitet, Pugatscheff erschien an der Spitze von 9 Mann, hatte schon im September eine Schaar von 300, vermehrte diese durch 500 Ueberläufer aus der Festung Jaczkoi und durch den Beitritt der Roskolniker, eroberte unter den furchtbarsten Grausamkeiten mehrere Festungen, verstärkte seinen Anhang bis auf 16000 Mann, nahm sogar die alte Hauptstadt des Königreichs Kasan ein und nahte sich Europa, indem er über die Wolga ging. Als Moskau von ihm bedroht und die Gefahr am größten war, wurde Pugatscheff von dem russischen Obersten Michelson, der mit seinem Korps sich den größten Anstrengungen und Gefahren unterzog, abgeschnitten, von seinen Anhängern verlassen, ja verrathen, gefesselt dem General Suwaroff übergeben, und nebst den übrigen Rädelsführern am 10. Juli 1775 zu Moskau auf dem sogenannten Moraft unweit der steinernen Brücke hingerichtet.

Fürst von Potemkin, der seit 1776 Katharina's erklärter Liebling war, und auf sie einen unbeschränkten Einfluß ausübte, vollendete 1784 die Unterwerfung der Krim, welche ihren alten Namen Taurien wieder erhielt, und erweiterte die Gränzen Rußlands bis an den Kaukasus, behandelte aber als Generalgouverneur von Taurien die Tataren mit der grausamsten Willkühr und entvölkerte dadurch die Provinz.

Katharina bereiste die von Pugatscheff in Aufruhr gebrachten Provinzen; sie beschiffte die Wolga und später den Borysthenes, woran die muthige Frau um so mehr Vergnügen fand, als es nicht ohne Gefahr geschah.

Auch Taurien wünschte Katharina kennen zu lernen. Potemkin machte aus dieser Reise, die im Jahre 1787 statt hatte, einen langen Triumphzug: auf einem Wege von beinahe tausend Stunden sah man nichts als Feste, theatralische Ausschmückungen, Blendwerk und Zauberei. Palläste erhoben sich mitten auf wüsten Fluren, um einen Tag bewohnt zu werden; Städte und Dörfer waren in den Wüsten, wo kurz vorher die Tataren ihre Heerden weideten, angelegt worden; allenthalben erschien eine zahlreiche Bevölkerung, das Bild des Glücks und Wohlbefindens; allenthalben war Tanz und Gesang; hundert verschiedene Nationen huldigten ihrer Gebieterin. — Katharina sah in der Ferne Städte und Dörfer, von denen jedoch nichts als die Mauern da waren; in der Nähe sah sie eine Menge Menschen, die in der Nacht weiter geschafft wurden, um ihr am andern Tage dasselbe Schauspiel zu geben.

Auf dieser Reise wurde Katharina von zwei Fürsten besucht, vom Könige der Polen, Stanislaus August, und vom Kaiser Joseph II. Stanislaus erwartete Katharina in dem Städtchen Kanoiw, an dem Ufer des Dnieper, kam ihr dann auf einer Schaluppe entgegen, und wurde von

Katharina unter dem Donner ihres Geschützes und der kriegerischen Musik ihrer Flotille empfangen. — In Cherson harrte ihrer Joseph, um die große Monarchin seiner gefühltesten Verehrung zu versichern, das schon in Mohilov und Petersburg mit ihr geknüpfte Band der Freundschaft enger zu verschlingen, und das Versprechen zu erneuern, sie in der Ausführung ihrer Plane gegen die Türken zu unterstützen. — Hier war es, wo jener Bund geschlossen wurde, dessen Folgen für Katharina glorreich, für Joseph höchst beschwerlich und für die Türken höchst nachtheilig wurden. —

Nun vereinigten sich Preußen und England, um die Pforte und Schweden zum Krieg gegen Rußland zu reizen. Die Türken waren dießmal nicht glücklicher, als zuvor, und vielleicht wären sie ganz aus Europa getrieben worden, wenn Katharina nicht durch die Dazwischenkunft anderer Staaten wäre gehemmt worden. Sie schloß Friede mit der Pforte, und durch diesen 1792 zu Jassy gemachten Friedensschluß behielt sie Oczakow und alles zwischen dem Bug und Dniester gelegene Land.

Während Rußland mit den Türken beschäftigt war, hatte auch Gustav III. den Feldzug eröffnet und einen Augenblick Petersburg bedroht; nach zweijährigem, mit abwechselndem Glück geführten, Kriege, schloß man zu Werelä einen Frieden, der die Gränzen beider Staaten nicht veränderte. — So hatten alle gegen Rußland entzündete Kriege nur dazu gedient, das politische Uebergewicht dieses immer mächtiger werdenden Landes zu vermehren.

Katharina's Einfluß auf Polen glich einer unumschränkten Herrschaft. Als die Republik sich 1791 eine andere Verfassung geben wollte, unterstützte Katharina die Gegenparthei, zog Preußen auf ihre Seite, besezte Polen mit ihren Truppen und schloß 1793 mit dem Berliner Kabinet

einen neuen Theilungsvertrag. Russische Bajonnette zwangen die durch die Theilung von Polen empörten Glieder des Reichstages, die Zerstückelung ihres Vaterlandes zu genehmigen.

Da erhob sich Kosciusko an der Spitze der Conföderirten von Krakau im März 1794. Im heiligen Kampfe für Vaterland und Freiheit wurde Warschau und Wilna befreit. Der Tag von Raclawue (4. April 1794) und der Entsatz des von dem preußischen Heere besezten Warschau (5. und 6. September 1794) sind die schönsten Tage in dem Leben der polnischen Nation. Aber sie kamen zu spät. Ohne Festungen, ohne Taktik, ohne Bundesgenossen, ja ohne Waffen, mußte die Verzweiflung der Nation, da Russen, Preußen und Oesterreicher sie umzingelten, nach dem Tage von Macziewize (10. Oktober) und nach dem Falle von Praga *) (4. November) unterliegen, auch wenn die Polen mit mehr Eintracht gehandelt, und mehr große und edle Männer, wie Kosciusko war, gehabt hätten. Durch Praga's Fall war der lezte Funke des freien polnischen Heldenmuths erstickt, den Kosciusko so herrlich zur Flamme angefacht hatte.

König Stanislaus wurde auf Katharina's Befehl nach Grodno gebracht, und am 27. November 1795, am Jahrestage seiner Krönung, genöthigt, dem Throne zu entsagen.

---

*) Nach vierstündigem Kampfe, von 9 Uhr früh, war das dreifach verschanzte Praga mit 33 Batterien von 22,000 Russen erstürmt. 13,000 Polen lagen auf dem Wahlplatze, darunter ein braves, wohlgerüstetes Korps von 500 Israeliten, welches bis auf den in Warschau zurückgebliebenen Obersten Hirschko, sämmtlich bis auf den lezten Mann gefallen war; mehr als 2000 Polen ertranken in der Weichsel und 14,680 wurden gefangen. — Der kommandirende General Suwaroff berichtete seiner Kaiserin vom Schlachtfelde aus die Einnahme von Praga mit den drei Worten: »Hurrah! Praga! Suwaroff«; — und Katharina antwortete eben so kurz: »Bravo, Herr Generalfeldmarschall.« —

Er ging hierauf nach Petersburg, wo er als Privatmann, von Rußland pensionirt lebte, und den 12. Februar 1798 starb.

Auch Kurland ward mit Rußland vereinigt. Peter, der lezte Herzog von Kurland unterzeichnete die Abtretungs-Urkunde seines Herzogthums an Rußland in Petersburg am 28. März 1795 und erhielt eine jährliche Pension von 36,000 Thalern.

Im Laufe dieser Ereignisse konnte Katharina an dem Kriege gegen Frankreich keinen Antheil nehmen, obgleich sie alle Verbindung mit der französischen Republik abgebrochen, die Emigranten thätig unterstützt und mit England ein Bündniß gegen Frankreich geschlossen hatte.

Auch einen Krieg gegen Persien unternahm sie und nährte, nach der Versicherung einiger Geschichtschreiber, den Plan, die Herrschaft der Engländer in Bengalen zu stürzen, da endigte am 9. November 1796 ein Schlagfluß ihr Leben.

Großes und Herrliches hatte Katharina für ihre Völker gethan. Sie begünstigte den Handel, verbesserte die Gesezgebung, gründete 249 Städte, legte Kanäle, Hospitäler, Erziehungsanstalten an, und unter ihr wurde das Reich, welches beim Anfang ihrer Regierung nur in sechzehn Gouvernements bestand, zu acht und vierzig vermehrt. Daß Gesezgebung, Kolonien, Lehranstalten, Manufakturen, Hospitäler, Kanäle, Städte, Festungen, nicht immer ihre ganze Vollendung erreichten, lag nicht an dem regen Eifer dieser geistvollen unternehmenden Frau, sondern Zeitverhältnisse und Geldmangel waren die unbezwinglichen Hindernisse.

Zu Belohnung der Verdienste des Staatsmanns und des Kriegers stiftete sie im ersten Türkenkriege für das Militär den in vier Klassen eingetheilten St. Georgen-Orden,

und in der Folge für Militär und auch Civil den Wladimir-Orden, zu welchen nur Verdienst und nicht Geburt berechtigte.

Bei aller Schwäche ihres Geschlechtes zeigte Katharina die Festigkeit und den Charakter eines großen Regenten. Zwei Leidenschaften beherrschten sie bis ins Grab: die Liebe und die Ruhmsucht. Aber in keinem Verhältnisse verlezte die erhabene zartfühlende Frau den Anstand, noch ihre Würde. Unerschöpflich war ihr Geist. Sie arbeitete zu gleicher Zeit mit ihren Ministern, schrieb an Voltaire einen philosophischen Brief und unterzeichnete die Befehle, die Türken anzugreifen oder Polen zu besezen.

Eine vertraute Freundin der Wissenschaften, hatte sie zu Paris an Grimm einen literarischen Agenten, lud Voltaire und Diderot oft an ihren Hof, schlug d'Alembert vor, seine Encyclopädie in Petersburg zu vollenden und die Erziehung des Großfürsten zu übernehmen, ließ den berühmten Pallas und andere Gelehrte auf ihre Kosten reisen, unterstützte das Talent mit fürstlicher Großmuth, und widmete den Lehranstalten die umsichtigste Sorge und Aufmerksamkeit.

Von vielen verkannt, von Splitterrichtern getadelt, von weisen, gerechten Männern hoch erhoben, wird der Name dieser zweiten Schöpferin des russischen Reiches in keinem Strome der Zeiten untergehen.

SCHILLER.

Friedrich Schiller.

Dieser große Dichter, Denker und Geschichtschreiber der teutschen Nation, dessen Werke mehr als irgend eines andern Teutschen ein Gemeingut seiner Nation geworden, in allen Volksklassen Entzücken und Bewunderung erregt haben, und noch erregen, und der bei allen gebildeten Völkern unsterblich fortleben wird, war am 10. November 1759 zu Marbach, einem würtembergischen Städtchen am Neckar, geboren.

Sein Vater, früher Wundarzt bei einem bayerischen Husarenregimente, mit welchem er 1745 nach den Niederlanden ging, dann Fähnrich und Adjutant eines Prinzen von Würtemberg, nachher Hauptmann und Inspektor der auf dem herzoglichen Lustschlosse Solitude angelegten Baumschule, war ein biederer, verständiger Mann, der sich in den Stunden der Muse mit vielem Eifer bestrebte, die Bildung, welche ihm, ungünstiger Verhältnisse wegen, in seiner Jugend nicht geworden war, in spätern Jahren nachzuholen. Das Studium der Mathematik und Philosophie hatte vorzüglich viel Anziehendes für ihn, mit besonderer Vorliebe widmete er sich der Landwirthschaft, und wurde durch ein Werk über die Baumzucht rühmlich bekannt.

Friedrichs Mutter, die Tochter eines Bäckers aus Kodweis, war eine treffliche und gemüthliche Hausfrau, die ihren Gatten und Sohn innig liebte.

Schiller, eingeführt in das Leben von Eltern, die von hellem Geiste, frommen Gemüthe und zarter, inniger Liebe beseelt waren, zeigte schon als Knabe eine feurige Einbildungskraft; er las mit hohem Vergnügen die heiligen Sänger des alten Bundes; Hesekiel's Visionen entzückten ihn vor allen; im Uebrigen beurkundete er überall die Regungen eines weichen, redlichen und frommen Herzens. Seinen ersten Unterricht erhielt er von einem Pfarrer Moser in Lorch, einem würtembergischen Gränzdorfe, wo seine Eltern sich von 1765 an drei Jahre aufhielten, und dann wieder nach Ludwigsburg zogen, wo er, bis 1773, die öffentliche lateinische Schule besuchte, und den Unterricht des berühmten Sprachkundigen Jahn genoß. Hier sah der neunjährige Knabe zum erstenmal ein Theater, und zwar ein so glänzendes, als man von der am Hofe Herzog Karls herrschenden Pracht erwarten konnte. Sein erstes Gedicht, religiösen Inhalts, soll er, am Tage vor seiner Confirmation 1772 geschrieben haben, veranlaßt durch eine Ermahnung seiner Mutter, welche, ihn tadelnd wegen seines müßigen, die wichtige Handlung des kommenden Tages entheiligenden Umherschlenderns auf der Gasse, sein religiöses und poetisches Gefühl weckte. Sonst war er muthwillig, munter, und dabei von großem Fleiße. Lezterer veranlaßte, daß ihn der Herzog Karl von Würtemberg in die militärische Pflanzschule, welche er für Söhne seiner Offiziere errichtete (zuerst auf dem genannten Lustschlosse, dann unter dem Namen: die hohe Karlsschule in Stuttgart), nicht ganz nach dem Willen seiner Eltern (1773), aufnehmen ließ. Schiller opferte den Verhältnissen dieser seine Neigung, und entschied sich für das juristische Studium. Schwer ward es ihm, die, alle Freiheit des Geistes niederdrückende, Erziehungsmethode, welche in jener

Anstalt herrschte, zu ertragen; aber je tiefer sein Geist diesen Druck empfand, desto mehr schwang sich dessen Kraft in eine ideale Welt, die sich sein Geist erschuf, empor, wobei er nicht ohne Bitterkeit und Trotz die wirkliche anzuschauen gewohnt wurde.

In der Jurisprudenz machte er wenig Fortschritte, und ergriff schon 1775 die dargebotene Gelegenheit, sie mit dem Studium der Medizin zu vertauschen, für welches ebenfalls eine Anstalt bei der genannten Militärakademie eröffnet wurde, deren Benutzung der Herzog den Zöglingen frei ließ. Nächst diesem Studium trieb er vorzüglich Geschichte und lateinische Sprache. Hier gewann er vor Allen Homer und Virgil lieb. In seinem 16ten Jahre lieferte er in dem schwäbischen Magazine einen Abschnitt von Virgils „Aeneide" in einer hexametrischen Verteutschung. Die Dichtkunst war für ihn eine „verbotene Frucht," um so begieriger suchte er in Stunden der Muße von ihr zu naschen. Unter den teutschen Dichtern zog ihn besonders Klopstock an. Und gewiß hatte die frühe Vertrautheit mit den alttestamentlichen Dichtern in Luthers kräftiger Sprache, so wie nachher das begeisterte Studium von Klopstock's ernsten, hohen, oft durch erhabene Einfachheit so tief erschütternden, oft aber auch nach einem Unerreichbaren unbefriedigt ringenden Werken einen entscheidenden Einfluß auf die Entwickelung und Richtung seines dichterischen Genies. Aber nicht bloß genießend verhielt sich Schiller bei seiner poetischen Lecture, sondern er las mit freier Urtheilskraft, von keiner vorgefaßten Liebe oder Hochachtung bestochen, und strich selbst in seinem Klopstock Verse und Strophen aus, die ihm nicht gefielen.

Durch fortgesetztes Lesen der Bibel und Klopstock's war sein religiöser Sinn so angeregt worden, daß er, um seinen Ideen Gestalt zu geben, an einem epischen Gedicht zu arbeiten anfing (1773), dessen Held Moses, der Befreier, Heerführer und Gesetzgeber seines Volks, seyn sollte.

Die Bekanntschaft mit Gerstenbergs „Ugolino" aber, diesem an den gräßlichsten und erschütterndsten Scenen so reichen Trauerspiele, weckte plötzlich in ihm die Liebe zur tragischen Dichtkunst; Gothe's „Götz von Berlichingen," Leisewitz's „Julius von Tarent" und Lessing's dramatische Arbeiten nährten diese Glut; Shakspeare's belebender Athem endlich fachte sie zur Flamme an. Schiller unternahm die ersten dramatischen Versuche. „Der Student von Nassau," ein Trauerspiel, dessen Stoff er aus einer Zeitung genommen haben soll, und „Cosmus von Medici," ein nach Julius von Tarent entworfenes Schauspiel. Beide wurden in der Folge von dem Verfasser selbst verbrannt, und wir zweifeln nicht, daß dieses Urtheil gerecht war. Nur einzelne Stellen des leztern Stücks nahm er in die spätern „Räuber" auf. Seine gleichzeitigen lyrischen Versuche gelangen noch weniger, da sie nicht aus einem in sich selbst klaren und beruhigten Gemüth hervorgingen, sondern größtentheils getrübte Reminiscenzen aus andern Dichtern waren, die seine stürmische, leidenschaftlich bewegte Phantasie zu überbieten suchte.

Uebrigens bildete er durch Plutarchs Lebensbeschreibungen, Herders, Garve's und Fergusons philosophische Schriften auch seinen historischen und philosophischen Geist. Zwei Jahre trieb er dann die Medizin ausschließlich und schrieb damals eine lateinische Abhandlung: „Philosophie der Physiologie," die aber nicht im Druck erschienen ist.

Von 1777 an schuf der 18jährige Jüngling „Die Räuber," ein gigantisches Werk voll ungebändigter Kraft, das die Kritik zwar als völlig unkünstlerisch zu tadeln, dem sie aber nicht die Bewunderung der Leser und Zuschauer zu rauben vermocht hat. Als Schiller nunmehr in Stuttgart seine akademischen Studien vollendet hatte, gab er nach dortiger Gewohnheit 1780 eine teutsche Probeschrift unter

dem Titel: „Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen," heraus, welche in der neuern „Berliner Monatschrift 1821" abgedruckt worden, aber leider im Buchhandel nicht mehr zu finden ist. Dieser Versuch beurkundete schon damals seine Belesenheit, seine Sprachstärke, seinen Scharfsinn, sein Streben nach Vollkommenheit. Man findet darin, angeblich als eine Uebersetzung aus dem Englischen, ein Bruchstück aus dem fünften Acte seiner damals noch ungedruckten „Räuber" als einen psychologischen Beleg angeführt. Schiller bediente sich dieses Vorwandes, weil er sich auf den Rath seiner Freunde als Verfasser eines solchen Schauspiels verläugnen mußte. Er ward noch in diesem Jahre als Regimentsarzt bei dem Regiment Augé angestellt.

Bisher war Schiller's Kraft durch eine despotische Erziehung gehemmt gewesen, und nur auf Stunden, auch nicht ungestraft, entschlüpfte er mit einigen Freunden seinem Schulkerker, oder trotzte der dort herrschenden Ordnung. Aber desto gewaltsamer brach nun jene Kraft hervor, als er Herr seines Willens war. Selbst in den Mauern der militärisch-pädagogischen Anstalt war durch jenen Zwang nur eine innigere Verbindung, eine Art von Corporationsgeist unter den jungen Studirenden entstanden, die, wie er, ihren Eifer in den Studien schärfte und sie antrieb, in dem Gebiete der Wissenschaft eine Freiheit zu erringen, deren Bild ihnen vorschwebte, auch große und erhabene Ideen in ihnen weckte und den dichterischen Genius mächtig in seinem Aufschwung unterstützte. Vielleicht floß aus dieser Quelle die Scene in den „Räubern," in welcher Karl Moor mit seinen Gefährten den schrecklichen Bund schließt, und jene andere, in welcher er dem platten Dollmetscher der Gerechtigkeit Rechenschaft von seinen Thaten gibt. Noch in seinen spätern Jahren versicherte Schiller, daß er, trotz der großen Einschränkungen auf der Akademie zu Stuttgart seine glücklichsten Tage dort

verlebt habe. Auch fehlte es ihm nicht an mehr oder minder gleichgesinnten Freunden. Der ausgezeichnete liebenswürdige Tonkünstler Zumsteeg gehörte zu seinen Schulfreunden; und viele Gedichte, die er nachher nebst den Arbeiten seiner Freunde unter dem Namen „Anthologie" herausgab, entstanden in dieser Zeit. Jezt ließ er auch (auf eigene Kosten, weil er keinen Verleger fand) seine Räuber drucken, nachdem er auf den Rath seiner Freunde manche zu grelle Scene und Stelle ganz gestrichen oder doch gemildert hatte. Höchst erfreulich war ihm die Anerkennung dieses Werkes im Auslande, indem ihn schon 1781 der Buchhändler Schwan in Mannheim zu einer Umarbeitung desselben für die dortige Bühne aufforderte. Einen ähnlichen Antrag erhielt er kurz darauf von dem Direktor des Mannheimer Theaters, dem Freiherrn von Dalberg, mit welchem er von dieser Zeit an in immer genauere Verbindung kam. (Man sehe darüber Fr. Schillers Briefe an den Freiherrn Heribert von Dalberg in den Jahren 1781 — 85, Karlsruhe 1819.) Er änderte, wo man ihn überzeugen konnte, und bewies dadurch, wie strenge er sich selbst beurtheilte. Die „Räuber" wurden in Mannheim 1782 zum erstenmale aufgeführt.

Bei den zwei ersten Aufführungen war Schiller gegenwärtig. Das kunstvolle Spiel eines Beil, Beck, vorzüglich Ifflands als Franz Moor hatte auf Schiller so begeisternd gewirkt, daß er den Wunsch äusserte, Mitglied des Theaters zu werden. Diesem sezte sich indessen vorzüglich Beil sehr ernstlich entgegen, und sagte prophetisch: „Nicht als Schauspieler, sondern als Schauspieldichter werden Sie der Stolz der teutschen Bühnen werden!" — Da die Reise nach Mannheim ohne Urlaub geschehen war, so erhielt er nach seiner Rückkehr vierzehntägigen Arrest.

Natürlich mußte ein so originelles Werk allgemeines Aufsehen machen. Unglücklicherweise war das vaterländische

Ehrgefühl eines Graubündtners durch eine Stelle in jenem Schauspiele, wo von seinen Landsleuten, als von gemeinen Straßenräubern, die Rede war, gekränkt worden. Dieser führte Beschwerde beim Herzoge, welcher dem Dichter verbot, ausser dem medizinischen Fache irgend Etwas drucken zu lassen, wahrscheinlich weil seinem Geschmacke Schillers Werke anstößig waren. Schiller, der sich damals mit Professor Abel und Bibliothekar Petersen zur Herausgabe der Zeitschrift: „Würtembergisches Repertorium" vereinigt und in dieselbe den Aufsatz über das gegenwärtige teutsche Theater und verschiedene Recensionen geliefert hatte, dem überdieß durch seine Verbindungen in Mannheim die lockendsten Aussichten zu einer Anstellung bei der Bühne sich eröffneten, mußte diese Beschränkung unerträglich finden. Einen Ausweg einzuschlagen, welcher die Zurücknahme jenes Verbots hätte bewirken können, da der Herzog kein Feind der Künste und dem talentvollen Jüngling überhaupt gewogen war, erlaubte diesem sein Stolz, und vielleicht auch die Furcht vor gewaltsamen Maaßregeln der Regierung nicht, die er an Schubart erfahren. Der Herzog wünschte nämlich, Schiller sollte ihm seine poetischen Erzeugnisse vor dem Abdruck selbst mittheilen; dieß wollte dieser nicht und entfernte sich im Oktober 1782 heimlich aus Stuttgart, nachdem er den Freiherrn von Dalberg vergeblich um seine Verwendung in dieser Sache gebeten. Selbst seinen besten Freunden — seine Familie ausgenommen — hatte er seine schnelle Abreise verschwiegen. Zumsteeg aber wußte darum und begleitete ihn. Bei dem ersten Dorfe von Stuttgart trennte sich Schiller von Zumsteeg, den er immer den geprüftesten seiner Jugendfreunde nannte.

Schiller ging unter dem angenommenen Namen Schmidt nach Franken. Hier lebte er anfangs zu Oggersheim, dann beinahe ein Jahr zu Bauerbach bei Meiningen auf einem Gute der Geheimräthin v. Wollzogen, deren wohlwollende

Aufnahme er seiner Verbindung mit ihren Söhnen verdankte, die mit ihm in Stuttgart studirt hatten, und endete in poetischer Muße seinen schon in Stuttgart während seines Arrestes angefangenen „Fiesco“ und sein Trauerspiel „Kabale und Liebe.“

Im September 1783 begab er sich nach Mannheim, wo er allgemein mit einer Zuvorkommnung aufgenommen wurde, wie solche Wenigen, die in ähnlichen Verhältnissen reisen, zu Theil werden wird. Er brauchte keineswegs seine ärztlichen Kenntnisse zu Hülfe zu nehmen, um sich Eingang in Familien oder wohl gar Unterstützung zu verschaffen; sein Ruf, sein Herz, sein Geist erwarben ihm jenen, seine literarischen Arbeiten die lezte, denn seit der Abreise von Stuttgart hatte er sein ärztliches Wissen nie wieder praktisch in Anwendung gebracht, nirgends als einen Erwerbszweig betrachtet und ausgeübt.

Auch fand er hier unter den Vornehmsten gebildete Freunde, vorzüglich Dalberg und Anton von Klein, durch deren Mitwirkung, größtentheils aber durch eigene Genialität, ihm die Freude zu Theil ward, sich als Theaterdichter an der Mannheimer Bühne angestellt zu sehen. Gleich nach seiner Anstellung schrieb er an Zumsteeg: „Churpfalz ist nun mein Vaterland, denn durch meine Aufnahme in die gelehrte Gesellschaft, deren Protector der Churfürst ist, bin ich naturalisirt. Mein Klima ist das Theater, in dem ich lebe und webe, und meine Leidenschaft ist glücklicher Weise auch mein Amt.“

In diesem Amte fühlte er sich um so glücklicher, da er die Schaubühne nach ihrem höchsten Einfluß auf den Menschen würdigte, und sie als moralische Anstalt betrachtete. Auch ward er damals zum Mitgliede der churpfälzisch-

teutschen

sind nur als Studien und Vorübungen seiner dramatischen Kunst zu betrachten. Doch sind die philosophischen auch von der Seite merkwürdig, daß sie uns am meisten darstellen, wie er in seinem Innern dachte, und wie wenig er in sich zur vollkommnen Harmonie gelangt war. Eine zweifelnde, skeptische und unbefriedigte Ansicht leuchtet aus allen jenen Versuchen, seinem forschenden Geiste Genüge zu leisten, hervor. Einige sind der Meinung, das Studium der Philosophie sey ihm schädlich gewesen, auch für die Kunst. Allein in Zweifel befangen war er schon früher, und die innere Befriedigung eines solchen Geistes muß doch immer als das Erste gelten, und ist wichtiger als alle äussere Kunstübung. Und selbst für die Kunst dürften diese großen historischen und philosophischen Zurüstungen Schillers zu einigen Dramen eher zu loben als zu tadeln seyn. Nicht durch noch so eine große Menge schneller Arbeiten vielschreibender Theaterdichter wird bei uns die Bühne aufblühen. Nur durch Gedankentiefe und historischen Gehalt ist dramatische Vortrefflichkeit, wie in Griechenland, England und Spanien, so insonderheit für uns erreichbar. Ist Schiller in einigen Werken seiner mittlern Periode nicht frei von einer verkehrten Anwendung philosophischer Begriffe über das Wesen der alten Tragödie, oder von historischer Einseitigkeit, so entspringen diese Mängel nicht daraus, daß er sich der Speculation ergab, sondern nur daraus, daß diese Studien, so ernst er sie auch getrieben, und so gründlich er sie auch meinte, doch noch nicht zum Ziele gelangt und für seinen Zweck vollendet waren." —

Unter allen Werken, die Schiller hervorgebracht, stehen seine dramatischen oben an. Wenn aber Shakspeare die vielgestaltete Welt in den mannichfaltigsten Schöpfungen abbildet und darstellt wie sie ist, so sehen wir Schiller, nicht zufrieden mit dem Irdischen, Menschlicherreichbaren, nach einem Ideale ringen, welches nur in der Phantasie seinen Sitz hat. Ein Schwanken zwischen Ideal und Wirklichkeit war über-

haupt Grundzug seines Wesens und war vielleicht aus dem Nachdenken über die grellen Gegensätze, die ihm in seinem Leben so früh entgegentraten, veranlaßt worden. Ein zweiter Prometheus, strebte er nach dem himmlischen Feuer, das dem Sterblichen versagt ist, mit sichtbarem Kraftaufwand. Daher gelingt es ihm nie ganz, sich und sein Werk zu trennen, sondern immer erscheint uns in demselben zugleich der Dichter, obgleich er in späterer Zeit, wo er mehr im Schaffen lebte, dieß wohlfüllend, die ganze Aesthetik unwillig verdammte; daher auch bildete er die Komik ungleich weniger aus als die Tragik, in der sein auf das Erhabene und Ernste gerichteter Geist sich einheimischer fühlte. Daher legte er in die Zeichnung seiner weiblichen Charaktere mehr Größe als weibliche Grazie, und ist weniger glücklich als Göthe in der Schilderung derselben; auch bleibt ihm die Liebe stets untergeordnet. Daher mußte ihm vor Allem, und mit Recht, das kleinliche, ewig wiederkehrende Treiben des alltäglichen Lebens, als ein schlechter Stoff für die Bühne, verhaßt seyn, worüber er sich in „Shakspeare's Schatten" kräftig ausspricht. Auch seine Poesien tragen sämmtlich das Gepräge dieses Geistes. —

Unter seinen kleinern Gedichten zeichnen sich durch glänzend malerische Phantasie und poetische Kraft besonders die beschreibenden, didaktischen und philosophischen aus. Weniger gelingt ihm das eigentliche sangbare Lied, dem er gewöhnlich einen zu dithyrambischen Schwung gibt, und die Romanze und Ballade, die er meist durch thetonischen Schmuck überladet. Eine Ausnahme macht der „Ritter Toggenburg," der nimmer veralten, und stets zum Herzen sprechen wird, so lange die Heiligkeit der Liebe, und der ewige Schmerz unerwiederter Neigung als wahr wird anerkannt werden.

Musterhaft sind seine didaktischen Epigramme durch die tiefe Bedeutung, die er den meisten derselben einzuprägen

gewußt hat. Zu diesen gehört auch sein Antheil an den 1797 zuerst erschienenen „Xenien", die zur Genüge beweisen, wie wenig es ihm an dem recht eigentlichen epigrammatischen Witze fehlte. Dagegen ist er im Mechanismus des Hexameters und Pentameters nicht vollkommen Meister, wie er sich auch in andern Versmaasen und im Reime viele Nachläßigkeiten erlaubt, die er leicht beseitigt haben würde, wenn er nicht zu wenigen Werth darauf gelegt hätte.

Von seinen hohen Talenten als Romandichter hat Schiller uns eigentlich nur einen Wink gegeben, aber einen bedeutenden, der ihn auch in dieser Gattung als Meister zeigt. Außer dem oben angeführten Romane: „der Geisterseher", besitzen wir von ihm nur die schöne Erzählung: „der Sonnenwirth", und einige Bruchstücke in seinen kleinen prosaischen Schriften. —

Ein früher Tod entriß ihn der Welt. 1804 wohnte er in Berlin der Aufführung des „Tell" bei, wo ihm die ehrenvollsten Auszeichnungen zu Theil wurden; kränklich kehrte er nach Weimar zurück, er wurde gefährlich krank, genaß wieder, doch hat er in den lezten Zeiten über nichts mehr geklagt, als daß es in diesem Jahre auch gar nicht Frühling werden wolle.

Donnerstag, am 9. May 1805, gegen Morgen, fing er heftig an zu phantasieren, sprach viel von Soldaten und Kriegsgetümmel und rief mehrere Male den Namen Lichtenberg, in dessen Schriften er zulezt gelesen hatte. Gegen Mittag ward er ruhiger und fiel in einen leisen Schlummer, aus dem er noch einmal zum Bewußtseyn auf kurze Zeit erwachte. Diese benutzte er zur Anordnung, daß man seine Leiche ohne alles Gepränge ganz in der Stille zur Erde bestatten möge. Er ward sogar wieder munter und äusserte: Jezt sey ihm das Leben so klar, so vieles hell und erklärt.

Bald darauf — um sechs Uhr Abends — sank er wieder in Schlummer, um nie wieder daraus zu erwachen.

Eigentlich sollte er am Sonntage begraben werden, da aber seine Leiche, bei deren Oeffnung man die Lunge meist zerstört, die Herzkammern fast verwachsen, die Leber schier verhärtet und die Gallenblase ausserordentlich ausgedehnt gefunden, zu schnell in Verwesung überging, so geschah die Beerdigung in der Nacht zwischen Sonnabend und Sonntag. Schillers Anordnung zufolge sollten ihn Bürger tragen, allein mehrere junge Gelehrte und Künstler nahmen, aus Achtung für den Verewigten, den Bürgern den Sarg ab.

Man trug ihn in feierlicher Stille zwischen zwölf und ein Uhr Nachts auf den Kirchhof. Der ganze Himmel war umwölkt und drohte Regen. Schaurig durchzog der Wind die alten Dächer der Grabgewölbe und die Fahnen ächzten. Als aber eben der Sarg vor der Gruft niedergestellt wurde, da zerriß der Sturm plötzlich die dunkle Wolkendecke, und der Mond, in ruhiger Klarheit hervortretend, warf seine ersten Strahlen auf den Sarg mit den theuern Ueberresten. Man senkte ihn in die Gruft und der Mond trat wieder hinter die Wolken und heftiger brauste der Sturm, gleichsam als mahnte er die Umstehenden an den großen, unersezlichen Verlust.

Wen hatten in diesem Augenblicke nicht die eigenen Worte des Dichters aufs tiefste ergriffen:

„Morgen, ach, du röthest
Eine Todtenflur!
Ach, und du, o Abendroth umflötest
Seinen langen Schlummer nur!“

Schiller starb in seinem 46. Lebensjahre. Seine Leiche ruhte zu Weimar im Landschafts-Cassengewölbe bis 1826, wo seine Gebeine auf dem neuen Kirchhofe neben der großherzoglichen Gruft und sein Schädel am 16. September auf

der Bibliothek zu Weimar in dem Postamente seiner Marmorbüste von Donnecker niedergelegt wurde.

Wohl nie erregte der Tod eines teutschen Dichters eine tiefere und allgemeinere Trauer, als Schillers frühes Hinscheiden. Im Ringen nach dem Ewigen, Göttlichen war er ein Opfer geworden für Wissenschaft und Kunst, und mit Wahrheit sagt sein großer Freund Göthe von ihm:

„Er wendete die Blühte höchsten Strebens,
Das Leben selbst an dieses Bild des Lebens."

„Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen," sagt eben derselbe, „daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseyns zu den Seligen emporgestiegen, daß ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden. Er hat als ein Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen. Denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten; und so bleibt uns Achill als ein ewig sterbender Jüngling gegenwärtig! Daß er früh hinwegschied, kommt auch uns zu Gute. Von seinem Grabe her stärkt auch uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, Das, was er begonnen, mit Liebe fort- und immer fortzusezen. So wird er seinem Volke und der Menschheit in Dem, was er gewirkt und gewollt, stets leben." —

Bisher haben wir nur von seinen seltnen Geistesgaben gesprochen; gleich selten waren die Gaben seines Herzens. Haß gegen alles Falsche und Rechtwidrige war ein Hauptzug seines Charakters. Ein reiner Ernst und Eifer für das Wahre und Schöne, und eine tiefe Ehrfurcht vor dem Heiligen erfüllte sein Herz. Zutraulich und offen, redlich in Worten und Handlungen, gewann er schnell eines Jeden

Vertrauen. Kein Stolz, kein Geltendmachen einer Ueberlegenheit, keine vornehme Zurückhaltung entfernten von ihm. Je näher man ihm kam, desto mächtiger zog er an. Seine lange Statur, sein hageres, bleiches Gesicht, das die Spuren der Kränklichkeit trug, mochten im ersten Augenblicke gleichgültig lassen; aber dem Forscher leuchtete in seinem blauen Auge ein geistvolles Feuer; die gewölbte freie Stirn verkündigte den Dichter und Denker, und sobald sich die Lippen zur Rede öffneten, war über seinem Gesichte, dem in der Lebhaftigkeit des Gesprächs wohl eine leichte Röthe anflog, eine unbeschreibliche Anmuth verbreitet.*)

Schiller hinterließ eine Wittwe, zwei Söhne und zwei Töchter. Er ist nicht reich gestorben; um Schätze zu sammeln, war er weder engherzig noch prosaisch genug. Wer kennt nicht sein schönes Lied: „die Theilung der Erde"? — „Die Welt ist weggegeben," — sagt Zeus zum klagenden Poeten,

„Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst — er soll dir offen seyn." —

Wer Schillers poetische Laufbahn bis zu ihrem Ursprung verfolgt, der wird schon in seinen frühesten Gedichten, so wie in seinen gigantisch aufgestellten Charakteren, das eigentliche Verhältniß des Dichters zur Wirklichkeit bemerken, die er bald zürnend bekämpft, wie z. B. in Wallenstein, bald innig liebt, wie in der Johanna und Maria. Dieß ist auch der Grund, warum sein Genius so mächtig in die Bildung des Zeitalters eingreift, doch auch zugleich die Ursache so mancher Schönheit und so manches Fehlers in seinen Gedichten.

---

*) Am treuesten hat Professor Donnecker Schiller's Bild in einer kolossalen Büste gegeben. Schiller hatte ihm bei seinem Aufenthalte in Schwaben dazu selbst gesessen. In Alb. Dürer's 4 Aposteln (zu München und zu Nürnberg) ist der Kopf des Johannes dem von Schiller sehr ähnlich.

Was indeß wohl Keiner läugnen kann, ist Schillers reines Streben nach höchster Veredlung. Er war, wie A. W. Schlegel mit dem größten Rechte sagt, ein tugendhafter Künstler, der dem Wahren und Schönen mit reinem Gemüthe huldigte. Ganz vorzüglich sind es seine lyrischen Poesien, in denen sich sein Gefühl, sein Charakter, ja sein ganzes Leben ausspricht. Man erblickt darin einen, überall nach dem Unendlichen strebenden Geist, der das Höchste ergreifen, das Tiefste ergründen möchte; doch ist nichts tiefer als sein Gemüth, aus dem eine Fülle von Leben und Liebe quillt. Er strömt sie aus diese Liebe in die ganze Natur und möchte die schwesterliche Geliebte mit Bruderarmen umfangen. Heilig ist seine Liebe und rein, denn überall sieht er die Gottheit, oder ahnet ihre Nähe, wo sie das irdische Auge nicht erkennt. Er fühlt die Gottheit im tiefsten Herzen, und das ist kein Wahn, was das tiefste Herz lebendig fühlt. Aussprechen nur läßt es sich nicht und wagt es die Zunge ja, so schwebt ein heiliges Geheimniß über den Worten.

„Zwei schwarze, undurchdringliche Decken hängen an den beiden Gränzen des menschlichen Lebens herunter, und noch hat kein Lebender sie aufgezogen. Der Geist des Dichters aber ringt ohne Unterlaß darnach. Nur wie Schatten schweben die Gestalten der Zeit an ihm vorüber, die Ewigkeit nur verheißt Bleibendes, nach welchem sein Blick selbst in der Freude höchstem Jubel aufschaut. Allein umsonst, er ist an das Leben gebannt und was beschwört nun den Sturm seiner Seele? — Freundschaft nur und

„Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten,
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.“ —

Schiller fügt sich in das Leben, aber nie verliert er sich darin, denn stets sieht er es aus höheren Gesichtspunkten an, hat beim Kleinen überall das Große, beim Einzelnen das Ganze und immer der Menschheit hohes Ziel im Auge. Daran mahnt ihn das absegelnde Schiff, daran jeder Spatziergang, daran die tönende Glocke. — Er sieht im Weibe nicht bloß das Geschlecht und im wirbelnden Tanze erblickt er den höhern, den leuchtende Sonnen in kühn gewundenen Bahnen durch den ewigen Raum beginnen.

Wie trefflich sagt Jean Paul von Schiller: „Dieser Dichter wirft über die beiden Ende des Lebens und des Todes, in die beiden Ewigkeiten, in die Welt vor uns und in die Welt hinter uns, kurz über die unbeweglichen Pole der beweglichen Welt seinen dichterischen Schein, indeß er über der Mitte der Welt mit dem Tageslicht der Reflexions-Poesie steht, wie die Sonne, nur an beiden Polen wechselnd, nicht untergeht. Daher der Mondschimmer z. B. seiner Astrologie, seiner Jungfrau von Orleans, seines Glockenlieds.“ —

So dichtete Schiller, so dachte, so fühlte er.

Friede sey mit des Sängers Asche, aber sein Andenken blühe fort, getreu den Worten Göthe's:

„Was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.“

teutschen Gesellschaft zu Mannheim aufgenommen. Hier war er auch v. Klein's Hausfreund, vor dessen freimüthigen Urtheil er viele Achtung hegte. Eben desselben „Rudolph von Habsburg" bestimmte auch Schiller, sein „Carlos", zu dem er schon damals den Entwurf gemacht hatte, in Jamben zu schreiben. Er selbst hat sich auf eine merkwürdige Art über seine erste dramatische Arbeit erklärt. „Früh" sagte er, „verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte. Ein seltsamer Mißverstand der Natur hatte mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung zur Poesie beleidigte die Geseze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plane seines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel; aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark, wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir eine Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealenwelt aus, aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden — unbekannt mit den Menschen — denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguß Eines und dieses Modells, von welchem die plastische Natur sich feierlich lossagte, — unbekannt mit den Neigungen freier, sich selbst überlassener Wesen; denn hier kam nur Eine zur Reife, Eine, die ich jezt nicht nennen will; jede übrige Kraft des Willens erschlaffte, indem eine einzige sich konvulsivisch spannte. Jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren; — unbekannt mit dem schönen Geschlechte — unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal, mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die

der naturwidrige Beischlaf der Subordination und des Genius in die Welt sezte. — — Ich meine die „Räuber.“ Dieß Stück ist erschienen. Die ganze sittliche Welt hat den Verfasser als einen Beleidiger der Majestät vorgefordert. Seine ganze Verantwortung sey das Klima, unter dem es geboren wurde. Wenn von allen den unzähligen Klagschriften gegen die „Räuber“ nur eine einzige mich trift, so ist es diese: daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir nur einer begegnete.“ — So urtheilte der Dichter über sein erstes dramatisches Studium, ein Stück, welches trotz allen theils üppigen, theils mißgestalteten Auswüchsen einer glühenden, noch nicht durch Weltkenntniß geregelten Phantasie und gehäuften Gräßlichkeiten, immer eine geniale Schöpfung bleiben wird, und welches man, in seiner ursprünglichen, unkünstlerischen Rohheit, nicht antasten darf, wie alle, theils vom Verfasser selbst, theils von Andern gemachte, aber mißrathene Versuche mit Feile und Scheere beweisen. Die Aufgabe des Dichters war: darzustellen, wie ein von Natur edler Mensch durch harte Verhältnisse und feindselige Bosheit zum Verbrechen verleitet wird. Tief verborgene Falten des menschlichen Herzens sind in den Ursachen entwickelt, welche die beiden Brüder Moor jeden auf seine strafbare Bahn hinleiten, wenn auch die Ursache selbst, wodurch Karl verleitet wird, Verbrecher zu werden, nämlich der Brief mit Drohungen von seinem Bruder, seiner Wirkung nicht entsprechend ist. Franz's Monolog, wo er sagt: „Ich habe große Rechte, mit der Natur zu grollen, und, bei meiner Ehre, ich will sie geltend machen;“ und Karls Empfangen des väterlichen Fluchs, statt des eben erwarteten Segens, der ihm die Himmelspforte zum ersehnten Guten und Rechten werden sollte, sind psychologische Meisterzüge, und zeigen, daß, wenn Schiller'n damals die Welt noch fremd war, er den Menschen schon kannte, und dessen Innerstes, wenn auch nur in der Ahnung, schon tief ergründete. —

„Fiesco“ (1783) und „Kabale und Liebe“ (1784) zeigen bei aller schroffen Größe, die auch sie auszeichnet, schon ein besonneneres Streben, so wie eine bessere Kenntniß, der dem Dichter zu Gebote stehenden Mittel, und konnten Schillers Ruf nur befestigen. In diesen drei Stücken gibt das Laster den Anstoß; Hauptgegenstand ist das Ringen der Freiheit mit dem Schicksal, dem Staat und seinen Conventionen, aber die Zeichnung des Lasters verliert allmählig das Verzerrte, Ungeheuere, Teuflische, und wird menschlicher, wahrer; der überspannte Styl, der das ungewöhnlich Kräftige sucht, und das Paradoxe ist in ihnen noch herrschend.

Mit diesen drei Tragödien schließt sich in Schillers Dichterleben die erste Periode, welche wir als die Zeit der mächtig aber regellos aufstrebenden Kraft hinlänglich charakterisirt zu haben glauben. Noch fallen in diesen Zeitraum einige kleinere Gedichte: „Die Schlacht“, „Die Kindesmörderin“ und die „Gedichte an Laura“ (Tochter des Kammerraths Schwann) u. a. m. gedichtet in Stuttgart zu einer Zeit, wo ihn Petrarca begeistert hatte. Auch unternahm er die Herausgabe der „Thalia“ (1784), durch welche er auf die Verbesserung der Bühne zu wirken suchte. — Endlich beschäftigten ihn damals noch mehr dramatische Stoffe, besonders ein „Konradin von Schwaben“, und ein zweiter Theil der „Räuber.“ Seine längst gehegte Vorliebe für „Don Carlos“, welchen Stoff ihn Dalberg zu bearbeiten veranlaßt hatte, gab den Ausschlag. Seine glühende Jugendliebe, und das Studium der Philosophie, welches unter andern auch seine philosophischen Briefe von Julius und Rafael bezeugen, hatten seinem Geiste eine neue ideale Welt aufgeschlossen, die er in seinem „Don Carlos“ zu gestalten begann, von welchem er zuerst einige Scenen in die „Thalia“ einrücken ließ.

Durch Vorlesung derselben an dem hessendarmstädtischen Hofe, ward Schiller dem erhabenen Beschützer und Freunde

der Künste und Wissenschaften, dem verstorbenen Großherzoge von Weimar persönlich bekannt, und von ihm zum Rath ernannt, welche Auszeichnung für ihn von den wichtigsten Folgen war. —

Schiller sehnte sich aber bald wieder nach einem erweiterten Wirkungskreise. Die Unzufriedenheit mit seiner Lage spricht sich sehr lebhaft in mehreren seiner damaligen Briefe aus. Er beschloß daher zu reisen, und zuerst nach Leipzig zu gehen, wo er durch seine poetischen Werke viele Freunde, besonders Huber, gewonnen hatte, mit dem er in Briefwechsel stand. Er fühlte auch das Bedürfniß eines vertrauten Freundes, der mit ihm wohnen, ihm rathen und seine ökonomischen Angelegenheiten leiten sollte, und kam im März 1785 nach Leipzig. Hier lebte er in einem Zirkel auserwählter Freunde, glückliche Tage: und in Gohlis, einem nahe bei Leipzig gelegenen romantischen Dörfchen, brachte er einige Monate des Sommers zu, und wurde dort unter andern mit Göschen, und dem leider zu früh verstorbenen Roman- und Lustspieldichter Jünger, bekannt. — Auch der geistreiche Moritz gedenkt in seinem Anton Reiher einer damaligen traulichen Unterhaltung mit Schiller. Hier ward auch das „Lied an die Freude" erzeugt.

Zu Ende des Sommers ging er nach Dresden, und hielt sich abwechselnd bald dort, bald in dem nahe gelegenen Loschwitz, im Hause des Appellationsraths Körner auf. Viele geistreiche Männer, die er dort kennen lernte, die schönen Umgebungen der Stadt, ihr Reichthum an Kunstschätzen, und vornehmlich die köstliche Bibliothek, fesselten ihn bis 1787 an diesen Aufenthalt. Er studirte des „Don Carlos" wegen Alles, was er über Philipp II. und seine Regierung hier auffinden konnte.

Eine Frucht dieser Studien, die ihn unvermerkt in das historische Gebiet führten, war seine „Geschichte des Abfalls

der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung.“ In diesem Werke (zu dem er später nicht zurückkehrte, um es zu beendigen,) verband er, damals noch ein Jüngling, mit tiefem philosophisch-historischen Untersuchungsgeiste eine lebendige Darstellung und glänzende Schreibart.

In diese Zeit der historischen Forschungen gehört auch sein complicirtes Werk: „Geschichte der merkwürdigsten Revolutionen und Verschwörungen,“ wovon ebenfalls nur ein Band erschien. Seine bekannte „Freigeisterei der Leidenschaft“ (welche aber wie so manche seiner andern Gedichte, durch spätere Aenderungen und Abkürzungen sehr an ihrem ursprünglichen Charakter verlor) schrieb er um dieselbe Zeit. Die Veranlassung dazu gab der Eindruck, welchen Fräulein von A..., auf ihn machte, und der leidenschaftliche Zustand, in welchen er sich versezt fühlte. Ein Geist von seltner Höhe und Tiefe spricht sich in diesem Gedichte aus. Des Liebenden Brust bewegen die Leidenschaften gewaltig, er verhaucht aber seine Leiden nicht in elegische Klagen, sondern erhebt sich in voller Kraft, gegen jedes Schicksal muthig ankämpfend. Das Studium der Geschichte scheint ihn damals der Dichtkunst entzogen zu haben, denn ausser dem Entwurf zu einem Schauspiel „der Menschenfeind“ und einigen davon vorhandenen Scenen, lieferte er in dieser Periode nur wenige kleine Gedichte.

Wie jeder mit reicher Fülle des Geistes und Gemüthes begabte Mensch, der früher den Genuß des Lebens hat entbehren müssen, oder dem er durch Zwang vergällt worden, sezte auch Schiller, da ihm die Freiheit zu Theil worden, den Becher der Freude an die empfänglichen Lippen und leerte ihn oft und gern in glühenden Zügen. Aber seine Freuden waren genialisch und edel wie er selbst. Gern mochte er sein allem Großen und Schönen geweihtes Herz dem

Gleichgesinnten öffnen und im Austausch der verwandten Gefühle sein Daseyn vervielfachen. Das Erhabene, das schauerlich und würdig Begeisterte sprach ihn mächtig an. Seinen Studien und kleinen Arbeiten waren die Nächte vorzüglich gewidmet. Wenn das Verworrene und verwirrende Treiben der Aussenwelt schwieg, dann sprach der Genius vernehmlicher und klarer zu ihm. Mit der verlöschenden Fackel des Tages entzündete sich die Flamme seiner Begeisterung, und oft brach die Morgenröthe an, ohne daß noch Schiller des Schlafes genossen hatte.

In Dresden und in Loschwitz, in dem Weinbergshause seines Freundes Körner, vollendete Schiller seinen „Don Carlos," welcher, obgleich immer ein Werk, das schon allein den Namen des Verfassers bei der Nachwelt verherrlichen würde, doch nicht den Grad der Vollendung erhielt, welchen er erlangt hätte, wenn Schiller seinen ursprünglichen Ideen gefolgt wäre. Er selbst sagt in dieser Hinsicht (in seinen Briefen über „Don Carlos"): „Es kann mir begegnet seyn, daß ich in den ersten Akten dieses Stücks andere Erwartungen erregt habe, als ich in den lezten erfüllte. St. Reales Novelle, vielleicht auch meine eignen Aeusserungen darüber im ersten Stücke der „Thalia," mögen dem Leser einen Standpunkt erregt haben, aus dem es jezt nicht mehr betrachtet werden kann. Während der Zeit nämlich, daß ich es ausarbeitete, welches mehrerer Unterbrechungen wegen eine ziemlich lange Zeit war, hat sich — in mir selbst Vieles verändert. An den verschiedenen Schicksalen, die während dieser Zeit über meine Art zu denken und zu empfinden ergangen sind, mußte nothwendig auch dieses Werk Theil nehmen. Was mich zu Anfange vorzüglich in demselben gefesselt hatte, that diese Wirkung in der Folge schon schwächer, und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indeß bei mir aufkamen, verdrängten die frühern; Carlos selbst war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem andern

Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit vorgesprungen war, und aus der entgegengesezten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen. Der Hauptfehler war: ich hatte mich zu lange mit dem Stücke herumgetragen; ein dramatisches Werk aber kann und soll nur die Blühte eines einzigen Sommers seyn. Auch der Plan war für die Gränzen und Regeln eines dramatischen Werks zu weitläufig angelegt. Dieser Plan forderte z. B., daß Marquis Posa das uneingeschränkte Vertrauen Philipps davon trug; aber zu dieser ausserordentlichen Wirkung erlaubte mir die Oekonomie des Stücks nur eine Scene.“ Schiller wollte daher auch dieses Stück nicht für ein Theaterstück gehalten wissen, obgleich es mit dem größten Beifall auf der Bühne aufgenommen wurde und immer eine Zierde derselben bleiben wird, wie vielfach und oft ganz sinnlos es auch verstümmelt worden ist. Er selbst nennt es in seinen Briefen an Dalberg ein Familiengemälde aus einem königlichen Hause. Wieland, der sehr scharf darüber urtheilt, fand in den Personen dieses Stücks nur idealische Phantasiegeschöpfe, bei denen man doch die psychologische Wahrheit vermisse. Und in der That sind in diesem Stücke der Drang nach Anwendung philosophischer Ideen von Freiheit und Kosmopolitismus, sowie das Streben der Phantasie, den geschichtlichen Stoff zu idealisiren, mit dem Streben, die in dieser Beziehung entworfenen Charaktere durch psychologische Kraft und Wahrheit zu individualisiren, noch in einem großen Streite begriffen.

Ausserdem gehört in diese Periode seines Lebens noch der Entwurf zu einem Schauspiele: „Der Menschenfeind,“ von welchem einige Scenen vorhanden sind, und der unvollendete Roman: „Der Geisterseher“ (Leipz. 1789), ein Versuch seiner Phantasie im Gebiete der Erzählung, zu welchem ihm wahrscheinlich die damaligen Gerüchte von Cagliostro Veranlassung gaben. Anziehende Charakterzeichnung, Lebendigkeit der Erzählung und Sprache zeichnen ihn aus.

1787 ging Schiller nach Weimar, wo ihn Herder und Wieland freundlich aufnahmen, und Lezterer besonders sehr günstig auf ihn wirkte. Ueber Weimar schrieb er an einen seiner Jugendfreunde: „Ich bin nun, wonach ich mich so oft gesehnt habe, und wähne, in Griechenlands Fluren zu wandeln. Der Herzog ist ein vortrefflicher Fürst, ein wahrer Vater der Künste und Wissenschaften. — Du kennst die Männer, auf welche Teutschland stolz seyn kann, einen Herder, Wieland und andere, und Eine Mauer umschließt mich jezt mit ihnen. — Wie vieles Treffliche hat nicht Weimar! — Ich denke hier mein Leben zu beschließen und endlich ein Vaterland wieder zu erhalten.“ — Von Wieland aufgefordert, lieferte er in den teutschen Merkur die „Götter Griechenlands“ (dieses kühne Klagelied um den Untergang jener Phantasie-religion erregte große Sensation), ferners „die Künstler,“ „ein Fragment der niederländischen Geschichte,“ „die Briefe über Don Carlos“ ꝛc. ꝛc. ꝛc. Dem Classischen zugewendet, arbeitete er jezt auch an Uebersezungen des Euripides. Uebrigens lebte er hier in vertraulichen Verhältnissen mit Herrn von Wolzogen und Niethammer.

Von Weimar aus machte Schiller wieder einen Besuch in Bauerbach. In Rudolstadt lernte er seine nachherige Gattin, Fräulein von Lengefeld, kennen, und fühlte das Bedürfniß, sich an einer Gattin Seite eine bürgerliche und häusliche Existenz zu gründen. Auch im folgenden Jahre kehrte er nach Rudolstadt zurück, wo er vom May bis November sich aufhielt, und da in dem nicht fernen Flecken Volksstadt sehr heitere Tage genoß.

Hier traf er zum erstenmal mit Göthe zusammen, der in Gesellschaft der verwittweten Herzogin Amalia von Weimar eben aus Italien zurückkehrte. Durch Göthe, der ihn Anfangs nicht ansprach, und der in der ganzen Weltansicht

so höchst verschieden von ihm war, ward er dieser geistreichen Fürstin bekannt; auch erhielt er, nach dem Abgange des Professors Eichhorn, durch Göthe's und des Geheimenraths von Voigt Verwendung im Sommer 1789 eine Professur der philosophischen Fakultät an der Universität Jena, ohne jedoch Professor publ. ordinarius zu seyn.

Schiller trat sein Lehramt 1789 mit der Rede an: „Was heißt und zu welchem Zwecke studirt man Universalgeschichte?“ — „Fruchtbar und weitumfassend — sagt er in dieser Rede voll gediegener Kraft — ist das Gebiet der Geschichte; in ihrem Kreise liegt die moralische Welt. Durch alle Zustände, die der Mensch erlebte, durch alle abwechselnden Gestalten der Meinung, durch seine Theorie und seine Weisheit, seine Verschlimmerung und Veredlung begleitet sie ihn. — Von allem, was er sich nahm und gab, muß sie Rechenschaft ablegen. Es ist keiner unter Ihnen, dem nicht die Geschichte etwas Wichtiges zu sagen hätte; alle noch so verschiedenen Bahnen ihrer künftigen Bestimmung verknüpfen sich irgendwo mit derselben, aber Eine Bestimmung theilen Sie alle auf gleiche Weise miteinander, diejenige, welche Sie auf die Welt mitbrachten — sich als Menschen auszubilden — und zu dem Menschen eben redet die Geschichte!“ Dem Studium der Geschichte und des Alterhums widmete er sich jezt voll Begeisterung, und die wenig poetischen Erzeugnisse dieser Periode beziehen sich größtentheils darauf. Hierher gehören „die Götter Griechenlands,“ „die Künstler“ und der kühne Plan zu einem epischen Gedichte aus der Geschichte Friedrichs des Großen.

Das Studium der Griechen, das damals für Schiller sehr anziehend war, veranlaßte auch die Uebersezung der „Iphigenia in Aulis“ und einiger Scenen aus den „Phönicierinen des Euripides.“ Nach ihnen wollte er den

„Agamemnon des Aeschylus“ übersezen. Einige Jahre später entstanden die Uebersezungen aus „Virgils Aeneis,“ durch Bürgers Ankunft in Weimar veranlaßt. Beide Dichter wollten dasselbe Stück im Virgil, jeder in einem selbst gewählten Versmaaße, übersezen.

Der Umgang mit den ausgezeichnetsten Gelehrten in Jena, mit Paulus, Schütz, Hufeland, und ganz vorzüglich die genaue Verbindung, in der er mit Reinhold stand, durch welchen er mit Philosophie, besonders mit der Kant'schen, vertrauter ward, regten ihn bedeutend an. Vorzüglich beschäftigte ihn 1792 die Kritik der Urtheilskraft. Dieß veranlaßte viele philosophische und ästhetische Abhandlungen in dieser Zeit, in welchen die Kant'sche Grundansicht oft hervorschimmert, ohne die geistreichen und eigenthümlichen Ansichten unsers Dichters zu unterdrücken. Schiller lehrte mit dem ausgezeichnetsten Beifalle Geschichte, in der Folge auch Aesthetik, und benutzte den Reichthum der teutschen Sprache glücklich zur Darstellung der abstractesten Begriffe, der erhabensten Ideen und verwickelter Thatsachen. In dieser Zeit begann er ferner die Herausgabe der „Historischen Memoiren vom zwölften Jahrhundert an bis auf die neuesten Zeiten“ (1790) und die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges.“

Diese zweite bedeutende Frucht seiner historischen Forschungen ward mit Begeisterung in ganz Teutschland aufgenommen. Sie erschien zuerst im „Taschenkalender für Damen“ 1790 — 93.

Für die Poesie selbst wirkte er in dieser Zeit weniger; nur Ueberfezungen aus dem Virgil und andere fallen von 1790 — 94, und mehrere Plane zu künftigen poetischen Arbeiten.

In und ausserhalb Teutschland wurden jezt Schillers große Verdienste anerkannt und von Fürsten und Völkern

belohnt. So ertheilte ihm der Landgraf von Hessen-Darmstadt gleichfalls schon 1788 den Titel als Rath, 1790 ward er von dem Herzoge von Meiningen zum Hofrath ernannt. Die damalige französische Republik ertheilte ihm zu Anfang der Revolution das Bürgerrecht, und der teutsche Kaiser erhob ihn 1802 in den Reichsadelstand. Wenn auch dergleichen Ehrenbezeigungen nicht den Werth des Mannes erhöhen, so sind sie doch als Beweise freiwilliger Anerkennung jenes Werthes schätzbar.

An der glücklichen Stimmung, in der sich Schiller damals befand, hatte auch seine Verbindung mit dem Fräulein von Lengefeld, die er im Februar 1790 vollzog, keinen geringen Antheil. „Es lebt sich doch — schrieb er darüber einem Freunde — ganz anders an der Seite einer lieben Frau, als so verlassen und allein. Jezt erst genieße ich die schöne Natur ganz und lebe in ihr. Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten, und oft regt sich's wieder in meiner Brust. — Was für ein schönes Leben führe ich jezt! — Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende Befriedigung ausser sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Daseyn ist in eine harmonische Gleichheit gerückt, nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gehen mir diese Tage dahin. Meinem künftigen Schicksale sehe ich mit heiterm Muthe entgegen; jezt, da ich am erreichten Ziele stehe, erstaune ich selbst, wie Alles doch über meine Erwartungen gegangen ist. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt; es hat mich zum Ziele gleichsam getragen. Von der Zukunft hoffe ich Alles. Wenig Jahre, und ich werde im vollen Genusse meines Geistes leben, ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren, ein inneres Dichterleben gibt sie mir zurück!“ —

Allein die glückliche Lage, in die sich Schiller durch den Besitz einer geliebten Gattin versezt sah, wurde durch eine

heftige Brustkrankheit gestört, die ihn 1791 ergriff und seinen körperlichen Zustand für seine ganze Lebenszeit zerrüttete. Die Quelle dieses Uebels lag in Schillers Lebensweise. Um nämlich ungestörter studiren zu können, verkehrte er die Ordnung der Natur, widmete den Tag größtentheils dem Aufenthalte im Freien oder den Freuden des geselligen Umgangs, und sezte sich mit Einbruch der Nacht an sein Büreau. Um sich munter zu erhalten, pflegte er eine Portion starken Kaffee oder Weinchokolade, öfter aber eine Flasche Rheinwein oder Champagner neben sich stehen zu haben. Die Nachbarn hörten ihn oft in der Stille der Nacht feierlich declamiren, und wer ihn dann belauschen konnte (welches in Jena wegen einer seinem Hause gegenüber liegenden Anhöhe sehr gut anging), der sah ihn feurig und glühend bald in der Stube auf- und abgehen und declamiren, bald sich wieder in den Sessel werfen und schreiben, wobei er zuweilen häufiger aus dem neben ihm stehenden Pokale zu trinken pflegte. Im Winter fand man ihn bis früh um 4, auch wohl um 5 Uhr, im Sommer bis gegen 3 Uhr an seinem Schreibtische. Dann ging er zu Bette. Ausser demselben fand man ihn nur sehr selten vor 9 oder 10 Uhr.

Daß unter dieser, mit der Ordnung der Natur streitenden Lebensweise sein Körper erliegen mußte, war natürlich. Nur durch äusserste Schonung und Unterlassung aller geistanstrengenden Arbeiten konnte sein Leben, für das man in der That besorgt war, gerettet werden. Er mußte in eine sorgenfreie Lage gesezt werden, um nach Verlauf einiger Jahre wieder thätig wirken zu können, und der damalige Erbprinz von Holstein-Augustenburg war es, der, vereint mit dem Grafen von Schimmelmann, Schillern ein Jahrgehalt von tausend Thalern auf drei Jahre, und zwar mit einer Feinheit und Delicatesse anbot, die den Empfänger, wie er schrieb, noch mehr rührte, als das Anerbieten selbst.

Völlige Wiederherstellung seiner Gesundheit erlangte Schiller nicht, aber dieß hemmte seine Thätigkeit nicht, die ihn oft das Aeussere vergessen machte.

Um 1793 hatte Schiller auch eine Revision seiner Gedichte vorgenommen, bei welcher er sehr streng gegen sich verfuhr. In dieselbe Zeit fiel die scharfe Beurtheilung der Bürger'schen Gedichte, die man wohl auf seinem Standpunkte, der sich zu dem Bürger'schen fast wie Kunstpoesie zur Naturpoesie verhielt, ganz natürlich und begreiflich finden muß, obgleich diese Kritik den unglücklichen Dichter tief verlezte.

1793 reiste Schiller in seine Heimath nach Schwaben und lebte dort vom August bis zum May des folgenden Jahres in dem Kreise seiner Eltern und Freunde abwechselnd in Heilbronn und Ludwigsburg sehr glücklich, und ohne von dem Herzoge, an den er von Heilbronn aus schrieb, gestört oder weiter bemerkt zu werden. Von lezterm Orte schrieb er auch seine Briefe über ästhetische Erziehung an den Herzog von Augustenburg und die geistreiche Recension von Matthison's Gedichten. Hier genoß er auch zum erstenmale das Glück der Vaterfreude.

Als er nach Jena zurückgekommen war, faßte er den Plan, in Verbindung mit den vorzüglichsten Schriftstellern in Teutschland eine neue Zeitschrift: „Die Horen," zu eröffnen, da mit 1793 die „Thalia" geschlossen worden war. In derselben Zeit, wo er mit Wilhelm von Humboldt, dem Bruder des berühmten Reisenden, im vertrauten Umgange lebte, kam er auch mit Göthe in vertraulichere Verbindung und fortgesezten Briefwechsel, was auf seine Poesie den entscheidendsten Einfluß hatte. Auch besuchte er leztern in Weimar und wohnte bei ihm.

Mit neuer Liebe kehrte er in den folgenden Jahren zur Dichtkunst, die er einige Zeit verlassen hatte, zurück,

und brachte, vorzüglich von 1795 an, die schönsten seiner lyrischen Gedichte hervor, die er in den „Horen“ und in seinen Musenalmanachen (der erste erschien 1796) mittheilte, zuerst mehrere didaktischer Art, die ihm vorzüglich eignete (z. B. „Das Ideal und das Leben,“ „Die Ideale,“ „Der Spaziergang“), 1796 in Verbindung mit Göthe die kritischen Xenien, und 1797 seine ersten Balladen, wozu er durch Wetteifer mit Göthe veranlaßt wurde. Doch kehrte er bald zur dramatischen Laufbahn zurück.

Schon 1795 legte er den Plan zu einem Stücke aus der Geschichte der türkischen Belagerung von Malta, unter dem Namen: „Die Ritter von Malta.“ Aber über alle andere Plane siegte „Wallenstein,“ den er 1799 beendigte. Die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ hatte schon früher in Schiller den Gedanken rege gemacht, den großen Gustav Adolf zum Helden eines epischen Gedichts zu machen, der aber nicht zur Ausführung kam. Statt dessen ergriff er aus derselben Geschichte den Plan des Wallenstein. Mit großer Scheu ging er an die Ausführung dieser schweren Aufgabe, und die jezt klarere Reflexion in ihm erregte ihm manche Zweifel. Große Charakterschilderung wird hier sein Hauptzweck, in der Composition der ganzen Handlung aber, die fast epische Breite gewinnt, so wie in den einzelnen Reden des Wallenstein, bricht die Reflexion über Schicksal und Schiller's Theorie der Tragödie überall hervor. Unstreitig ist „Wallenstein“ durch gleichmäßige Haltung und stete Sicherheit dem „Carlos“ wie den meisten Werken seiner Gattung weit vorzuziehen. Allenthalben ist verständige Fügung sichtbar, die Charakteristik der Hauptpersonen aus der Tiefe des gesammten Lebens geschöpft, und fest in sich selbst gegründet. Vor allen herrlich steht Wallenstein selbst da, als großer, kühner Krieger geschildert, der seiner überwiegenden Geisteskraft, dem von ihm erst geschaffenen Heere, der Freundschaft und den Sternen vertrauend, als Opfer der Eigen-

macht fällt, mit welcher er verbrecherisch den unverdienten politischen Fall abzuwenden verleitet wird. Reich und herrlich ist die Schattirung dieses großen Charakters durch die Charaktere der Krieger, welche ihn umgeben, bewirkt. Das „Lager Wallensteins" hängt damit nur locker zusammen und schildert den Charakter des Heeres, die Meinungen und die Erwartungen desselben von seinem Führer. Zugleich ist die Sprache, welche sich in den tragischen Vers kleidet, und überhaupt die ganze äussere Form mit großem Fleiß abgerundet und zu einem hohen Grade von Vollkommenheit geführt. Mit diesem Werke schließt Schillers zweite Dichterperiode, durch Streben nach großer und wahrer Charakteristik, sowie durch Einfluß selbst geschaffener Theorie ausgezeichnet.

Göthe und das Theater zog ihn nach Beendigung dieses Werks immer fester nach Weimar. Hier lebte er seit 1799 im Umgange der geistreichsten und herrlichsten Freunde, glücklich als Gatte und Vater, und gewann neue Kraft und Heiterkeit des Geistes. Sehr ehrte ihn der regierende Großherzog von Weimar und gab ihm wiederholte Beweise seiner Gnade. Als ein Zeichen besonderer Gunst, die sich in ertheilter Zulage und Gehaltsvermehrung ohnehin schon klar aussprach, mag es auch betrachtet werden, daß der hohe Verehrer und Beschützer der Künste und Wissenschaften Schillern im Jahre 1802 aus eignem Antriebe den Adelsbrief auswirkte.

Zwei dramatische Werke folgten dem „Wallenstein": „Maria Stuart" und „die Jungfrau von Orleans." Wenn sich jenes Drama durch ächt tragische Motive und durch meisterhafte Anordnung auszeichnet, so strahlt diese, als das begeisterte Werkzeug der rettenden Gottheit, im reichsten Schmucke der damals wieder erweckten Wunderromantik, nicht weniger mit dem heitern Zauber der Phantasie als mit dem äussern Prunke der Bühne ausgestattet, und in die

Rechte wieder eingesezt, die der Dichter schon früher gegen unheiligen Spott in einem kleinern Gedichte geltend gemacht. Schiller läßt sie auf den Gipfel ihres Glückes durch irdische Liebe geprüft und von dem Geschick entsühnt werden. Der Dichter selbst schrieb in der Folge einige Briefe über die „Jungfrau," die in ihrer Einfachheit und Sinnigkeit ein schönes Licht auf sein damaliges inneres Leben werfen. —

Die erste Veranlassung, die „Jungfrau" zu schreiben, gab Schillern eine literärische Erscheinung. Del Avardy, Ehrenmitglied der Pariser Akademie der Inschriften und Literatur, hatte acht und zwanzig Handschriften über den Verdammungs- und Lossprechungsprozeß der Johanna bekannt gemacht, die Schiller mit vieler Theilnahme las. Sein anfänglicher Entschluß, sich treu an die Geschichte zu halten, wurde ihm indeß bei Bearbeitung des Stoffs durch manche Schwierigkeit verleidet.

Dem genialen Dichter widerfuhr bei der ersten Aufführung der Jungfrau in Leipzig eine ungewöhnliche Ehre. Als nämlich der Vorhang nach dem ersten Akte gefallen war, ertönte ein allgemeines: „Es lebe Friedrich Schiller!" und nach dem Schlusse des Stücks strömte Alles aus dem Hause, um den heraustretenden Dichter zu sehen. Schiller erschien, die versammelten Zuschauer bildeten mit entblößten Häuptern eine Reihe, und während der Gefeierte hindurch schritt, hoben Mehrere ihre Kinder empor und riefen: „Der ist es!" — Diese Werke (für 1800 und 1801 gearbeitet) scheinen den Gipfel seiner dramatischen Poesie zu bezeichnen. Ruhe, Klarheit und Zusammenhang, glücklicheres Streben nach dem Ganzen und nach poetischer Wahrheit, in welcher Idealität und Wirklichkeit vereinigt sind, zeigen sich nirgends so offenbar als in „Maria Stuart"; dagegen der Dichter in der „Jungfrau" manchen fremden Schimmer geborgt hat,

und

und von der Einfachheit der Geschichte abzuweichen durch seine Ansicht von romantischer Ausführung bestimmt wurde. Jezt lebte er ganz für die dramatische Dichtkunst, und wie ihn die ausgebreiteten Naturforschungen Goethe's vielfältig anregten, so beschäftigte ihn auch die Vervollkommnung des teutschen Theaters, zu welcher er durch belehrenden Umgang mit den Schauspielern der Weimarischen Bühne und Bearbeitung seiner und fremder Stücke sehr vortheilhaft wirkte.

In seinem nächsten Drama, der „Braut von Messina" (1803), wich Schiller wieder ab von der betretenen Bahn. In diesem Stücke, das zugleich einen Versuch enthält, den Chor der Griechen auf unsere Bühne zu bringen, sind mit lyrischem Feuer die glühendste Liebe und die furchtbarste Rache geschildert; aber wenn schon die Vermischung der heidnischen und christlichen Religion störend wirkt, so ist die Darstellung des Schicksals, das nicht als ernst gerechte Strafgöttin, sondern als furchtbare Furie erscheint, welche die schönsten Banden nur knüpft, um sie hohnlachend zu zerreissen, dem Eindrucke des Ganzen noch nachtheiliger. Das Ganze konnte mehr als Studium angesehen werden, das Antike und Romantische zu verbinden.

So sehr in diesem tragischen Intriguenstücke die Charakterzeichnung gelitten hat, so kräftig ist sie wiederum in seinen lezten großen Werken. „Wilhelm Tell" ist mächtig anziehend durch die Wahrheit, womit die einfache Sitte eines freigesinnten, unverderbten Volkes, das in glücklicher Abgeschiedenheit lebt, geschildert, und im Kampfe gegen frevelhafte Unterdrückung als Sieger dargestellt wird. Als ein Seher der Zukunft hinterließ der Dichter dieses Werk zum kostbaren Erbe seinem Volke, dessen Erniedrigung er sich nicht schämen sollte. Möge dieses Bild der Sittlichkeit, Einfalt, Eintracht, das sein scheidender Sänger ihm zurückließ, nie aus seinem Andenken kommen! —

„Hier ist Schiller — sagt Schlegel in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur — ganz zur Poesie der Geschichte zurückgekehrt. Die Behandlung ist treu, herzlich, und bei Schillers Unbekanntschaft mit der schweizerischen Natur und Landessitte, von bewunderungswürdiger örtlicher Wahrheit. — Im Angesichte von Tells Kapelle, am Ufer des Vierwaldstätter-See's, unter freiem Himmel, die Alpen zum Hintergrunde, hätte diese herzerhebende, altteutsche Sitte, Frömmigkeit und biedern Heldenmuth athmende Darstellung verdient, zur halbtausendjährigen Feier der Gründung schweizerischer Freiheit aufgeführt zu werden!“ —

Ein Werk, das ihn der Tod nicht vollenden ließ, war „Der falsche Demetrius.“ (Hr. v. Maltitz hat denselben nach Schillers Plane ausgeführt.) Ausserdem bearbeitete er noch Shakspeare's „Macbeth,“ Gozzi's „Turandot“ für die Bühne; schrieb die prächtige „Huldigung der Künste“ 1804 zur Vermählungsfeier des Erbprinzen von Weimar; bearbeitete Racine's „Phädra“ und zwei französische Lustspiele „Der Neffe als Onkel“ und „Der Parasit.“ Zu lezterm besaß er nicht die leichte, spielende Munterkeit, welche im Gebiete des Lustspiels herrschen muß. — Hiermit schließt der Kreis seiner dramatischen Wirksamkeit.

Ueber diese sagte Friedrich Schlegel in seinen Vorlesungen über die Geschichte der ältern und neuern Literatur (Bd. 2.): „Wenn auch zwischen seiner Poesie und unserer Bühne noch einige Disharmonie bleibt, so ist Schiller doch als der wahre Begründer unserer Bühne zu betrachten, der die eigentliche Sphäre derselben und die ihr angemessene Form am glücklichsten getroffen hat. Er war ganz dramatischer Dichter; selbst die leidenschaftliche Rhetorik, die er neben der Poesie besitzt, ist diesem wesentlich. Seine historischen und auch seine philosophischen Werke und Versuche

Walle
der
Erwartung.

Karl Ludwig, Erzherzog von Oesterreich ꝛc.
Johann Wolfgang von Göthe.
Karl Philipp, Fürst von Wrede.

Joh. Biedtel sc.

ERZHERZOG KARL.

Karl Ludwig.

Mit Ehrfurcht nennt jeder gebildete Mann den Namen Kaisers Leopold II., eines der menschenfreundlichsten und kenntnißreichsten österreichischen Regenten.

Was dieser Fürst durch Beförderung des Ackerbaues, Belebung der Landwirthschaft, Emporbringung der Manufacturen und des Handels, für den Wohlstand, durch Verbreitung der Künste und Wissenschaften für die geistige Bildung uud durch Aufhebung der Inquisition (in österreichischen Staaten), durch Anlegung von Besserungshäusern, durch ein vortreffliches Criminal-Gesetzbuch für die Moralität seiner Unterthanen that; wie er, ein Feind des Luxus, sich selbst und allen Theilen der Staatsverwaltung die regeste Aufmerksamkeit weihte und durch Geist und Herz, durch Würde und Popularität ein sehr geliebter Vater seiner anerkennenden Völker ward, das bleibt wohlthuend, belehrend und erhebend für Gegenwart und Folge.

Dieser Leopold, über dessen segenvolle inhaltreiche Regierung Hormayr und Schlichtegroll eben so umfassend als

wahr geschrieben haben, war der Vater des als Krieger, Staatsmann und Mensch großen Karl Ludwig, Bruder des jezt regierenden österreichischen Kaisers Franz.

Karls Mutter, Infantin Maria Luise, Tochter Karls III, Königs von Spanien, war eine der edelsten und kenntnißreichsten Frauen ihres Zeitalters. Im Schmucke der zartesten Weiblichkeit und Milde beseeligte sie Alle, denen sie sich nahte, und, jede Vertraulichkeit durch Würde des Benehmens, durch die Höhe ihrer Stellung entfernend, jede kriechende Schmeichelei aus ihrer Umgebung bahnend, fesselte sie alle Herzen durch Liebe und Wohlthun.

Geboren den 5. September 1771, haßte Karl als Kind alles mechanische und arithmetische Wissen und die wenigsten seiner Erzieher ahnten daher den jungen Heros in ihm. Die Erzherzogin Christine, die nebst ihrem Gemahl, Albert von Sachsen-Teschen, das Gouvernement über die Niederlande führte, nahm ihn 1790 an Kindesstatt an, und er begab sich nach den Niederlanden.

Hier begann Karl den Krieg zu studiren und im Stillen die Feldherrntalente in der Theorie auszubilden, die er später so glänzend ausübte. Maillard und der Ingenieur d'Arnal waren in den Militärwissenschaften seine Lehrer.

An der Bezwingung Belgiens durch die Oesterreicher nahm Karl zwar keinen Theil, aber nach dem Ausbruche der französischen Revolution begann er unter dem Corps des Fürsten von Hohenlohe sein thatenreiches Leben.

Von dieser Epoche an werden die wichtigsten Momente seines Lebens in gedrängter Kürze hier aufgeführt.

1793.

Die blutige Schlacht von Gemappe, wo eine, von Dümouriez befehligte französische Armee von 52,000 Mann das von dem Herzog von Sachsen-Teschen kommandirte 21,000 Mann starke österreichische Corps schlug, welches mit äusserster Tapferkeit und Kraftanstrengung gefochten hatte, entschied für die teutschen Waffen den Verlust der Niederlande.

Mit dem Gefechte bei Aldenhoven eröffneten die Franzosen, welche ihre Winterquartiere an der Rhone genommen hatten, den neuen Feldzug.

Erzherzog Karl, welcher unter dem Prinzen von Koburg die Avantgarde von 10 Bataillons und 10 Escadrons commandirte, erfocht hier, nachdem er sich schon bei Wisweiler durch eben so kühne als zweckmäßige Bewegungen ausgezeichnet und den überlegenen Feind von den Anhöhen dießseits Jauquemont geworfen hatte, einen ausgezeichneten Sieg, marschirte gegen Tongern, wo er den Feind auf vortheilhaften Höhen postirt fand, griff ihn **en front** an, nachdem er seine linke Flanke hatte umgehen lassen, vertrieb ihn aus dem Dorfe Melin, und schlug die mit der höchsten Erbitterung und Hartnäckigkeit kämpfenden Franzosen mit großem Verluste bis St. Tron zurück.

Die Oeffnung des Weges nach den Niederlanden und die Entsezung von Mästricht waren die günstigen Resultate dieses Sieges.

Dümouriez eilte aus Holland herbei. Der Erzherzog ging seiner Vorhut entgegen, schlug sie bei Tirlemont, warf sie von Posten zu Posten, und gewann die so sehr entscheidende Schlacht bei Nerwinden, wo er den linken französischen Flügel, den Dümouriez in Person aufführte, mit solch heldenmüthiger Entschlossenheit angriff, daß selber trotz dem

heftigsten Widerstande zurückgeworfen wurde, das ganze Geschütz verlor, in wilder Flucht ausriß und unter den übrigen französischen Truppen ein panisches Schrecken verbreitete. — Rasch auf der Siegesbahn fortschreitend, erstürmte Karl das verschanzte Lager von Famars, wie auch das Camp de Cäsar, und nahm an den Vorfällen in Flandern, an der Schlacht von Wattignie und an allen Schlachten dieses für die österreichischen Waffen sehr ruhmvollen Feldzuges den einflußreichsten Antheil.

Das Großkreuz des Maria-Theresien-Ordens und die Erhebung zur Würde eines Gouverneurs der Niederlande waren der Lohn des jungen Heroen.

1794.

Kaiser Franz hatte sich an die Spitze seiner niederländischen Armee gestellt, bewogen durch eine Adresse der verbündeten Heere, welche die Bitte an ihn enthielt, durch die Gegenwart eines so innig geliebten Souverain die Tapferkeit der Armee auf den Culminationspunkt zu führen und durch sie den ersten kriegerischen Ereignissen dieses Feldzuges jenen höhern Charakter aufzudrücken, welcher der sicherste Bürge künftiger höchst günstiger Ereignisse seyn dürfte.

Es war der große Plan, durch einen einzigen kraftvollen Streich ganz Flandern zu befreien.

Unter den Befehlen des Kaisers commandirte Erzherzog Karl ein Corps von 18 Bataillons und 32 Escadrons, welches, 14,042 Mann, 4007 Pferde stark, aus Kaiserlichen und Holländern combinirt war, und die fünfte Colonne bildete. Karl brach von St. Amand auf. Ungeachtet die Wege fast ungangbar, größtentheils zum Versinken waren, ungeachtet er dem wohlgenährten und wohlverschanzten Feinde eine

eine ermattete, durch die Beschwerlichkeiten des Marsches und den Mangel an Lebensmitteln entkräftete Truppe, die bereits 22 Stunden in angestrengter, höchst mühseliger Bewegung ohne Erholung, ohne Erquickung war, entgegenführte, so erzwang er doch in dem lebhaftesten Gefechte und unter dem heftigsten Kanonendonner den Uebergang über die Margne, vertrieb den Feind aus dem Lager von Sainghein und besezte die dortigen Höhen.

Angeführt von dem tapfern, einsichtsvollen Feldherrn, befeuert durch die Gegenwart des Monarchen, schlug dieses Corps die Franzosen am 26. April bei Cateau, eroberte Landrecy und gewann am 22. Juni die Schlacht bei Tournay. — Was Karl bei Courtrai und in andern Affairen gegen Pichegrü leistete, ist zu bekannt, um hierüber ausführlicher zu sprechen.

Seit einem Monate, nach dem Falle der Festung Landrecy, war Paris bedroht; die österreichischen Vorposten berührten schon Perone, einen von der französischen Hauptstadt 18 Meilen entfernten Ort und zwischen dieser und Perone war keine Festung mehr. Nach dem Siege des österreichischen Heeres ging die französische Sambre- und Maasarmee, vereint mit der Armee der Ardennen, unter Jourdan über die Sambre, griff Chaleroi an und eroberte es den 25. Juni. Prinz Koburg eilte von Nivelles herbei, um Chaleroi zu Hülfe zu kommen, und zugleich einen grossen Versuch zur Wiederbefreiung der Niederlande zu wagen. Dieses führte zur Schlacht von Fleurus am 26. Juni.

Während Koburg den General Devay mit einem nicht unbedeutenden Corps vor Tournay eine Stellung nehmen ließ, griff er Jourdan an und der Anfang des Treffens berechtigte zu den schönsten Erwartungen. Schon war der Prinz von Oranien mit dem rechten Flügel siegend bis Marchiene au Port vorgedrungen, schon hatte der linke

Flügel unter Beaulieu beim Angriff auf die Brücke von Anveloy und auf die Redouten von Fleurus zwanzig Kanonen erobert, und eben wollte Erzherzog Karl mit dem Centrum, das bisher noch wenig gethan hatte, rasch vorrücken, um des Feindes begonnene Niederlage mit Nachdruck zu vollenden, da sprengten Ordonnanzoffiziere herbei und überbrachten dem Mittelpunkte und den Flügeln den Befehl zum Rückzuge. Karl glaubte zu träumen, er konnte die Möglichkeit eines jezt, gerade jezt anzutretenden Rückzuges nicht fassen. Rasch übergab er das Commando seines Corps dem General Bellegarde, sprengte mit verhängten Zügeln zu dem Commandirenden, sprach in kurzer, aber kräftiger Rede über die Gewißheit eines höchst glänzenden Sieges, über die nicht zu berechnenden Nachtheile des Rückzuges, und — erhielt den erneuerten Befehl, mit seinem Corps auf der Stelle den Rückzug anzutreten.

Verloren war der beinahe ganz errungene Sieg, mit ihm die Hoffnung zur Rettung der Niederlande.

Noch ruht ein dichter Schleier auf den Beweggründen, die Prinz Koburg zu diesem Rückzuge hatte. Einige wollen behaupten, daß Koburg, während der Schlacht, die Capitulation von Charleroi erfahren habe, und von dieser Nachricht so ergriffen worden sey, daß er den in der That schon fast erkämpften Sieg aus den Händen ließ und alle Hoffnung aufgab, Herr der Niederlande zu werden.

Kaiser Franz verließ die Armee und kehrte nach Wien zurück; in seinem Gefolge war der Chef des Generalstabes des Prinzen Koburg, General Mack.*)

---

*) Mack hatte einen Plan zur Ueberrumpelung der französischen Cantonirungen an der Rhone, zum Entsatze von Mästricht und zur Stürmung des Lagers bei Famars entworfen. Allerdings kühn war dieser Plan, auf zweckmäßige Ueberschwemmungen und rasche offensive Operationen vortrefflich

Als Feldzeugmeister kam Erzherzog Karl zur Armee des Oberrheins unter Herzog Albert. Prinz Koburg, der die Waffen niederlegte, um seinen Ruhesitz in Koburg aufzuschlagen, und dort, von Verehrung und Liebe umgeben, peractis laboribus sich Erholung von so viel gemachter Kraftanstrengung zu gönnen, übergab das Commando dem durch Verdienste ausgezeichneten Clairfait, und Prinz von Waldeck trat die Leitung des Generalstabes an Beaulieu ab.

1796.

Die ausserordentlichen Anstrengungen in körperlicher und geistiger Beziehung, denen sich Karl während dieses, ihn so sehr in Anspruch nehmenden Feldzuges unterzogen hatte, machten ihm zur unerläßlichen Nothwendigkeit, das Jahr 1795 zur Herstellung seiner erschütterten Gesundheit unter der aufmerksamsten, liebevollsten Pflege seiner hohen Familie und der umsichtigsten Behandlung der Aerzte hinzubringen. Schon als angehender Jüngling durch Bartenstein und Müller in die Geschichte, durch Maillard und d'Arnal in die militärischen Wissenschaften eingeführt, hörte der Held Karl in dieser, seiner Erholung gewidmeten Zeit von Lindenau einen Privatkurs der höhern Kriegskunde.

Clairfait, der Maynz entsezt, die Maynzerlinien gestürmt, Mannheim wieder erobert und mehrere Siege über Jourdan und Pichegrü erkämpft hatte, kehrte vom Schlachtfelde heim und trat in den Hofkriegsrath. Als Reichsfeld-

---

berechnet; seine Ausführung würde Belgien und Holland gerettet, würde dem Kriege eine andere, für die österreichischen Waffen höchst günstige Gestaltung gegeben haben, aber er wurde nicht beachtet, da ihm so manche andere, von vornehmerer Hand ausgehende, Plane hätten weichen müssen, und überdieß eine engbrüsttge Berechnung der Wasserschäden und die Vergleichung eines mannigfaltigen Interesse ihm im Wege standen. — Der einflußreiche Prinz von Waldeck trat als Generalquartirmeister in Mack's Stelle.

marschall übernahm Erzherzog Karl das Commando der österreichischen und Reichsarmee am Niederrhein, und gab sogleich überwiegende Proben seiner Feldherrntalente.

Am Oberrhein befehligte Wurmser, ging aber mit 40,000 Mann von Mannheim nach Trient, da die äusserst glücklichen Fortschritte des Generals Buonaparte gegen Beaulieu, der Verlust der lombardischen Gebiete, die Belagerung Mantua's, der Rücktritt der Könige von Neapel und Sicilien von der Coalition und die Bedrohung der alten wichtigen Vormauer Tyrol die Gegenwart dieses Generals erforderten. An seiner Stelle erhielt Karl den Oberbefehl über die ganze Ober- und Niederrhein-Armee.

Jourdan drang über den Rhein. Trotz seiner Uebermacht besiegte ihn der Erzherzog bei Wetzlar und Utterad, und warf ihn mit einem sehr bedeutenden Verluste wieder über diesen, mit großen Erwartungen überschrittenen Strom zurück. Die Umstände erlaubten nicht, diesen glänzenden Sieg zu verfolgen, denn Gefahr drohende Angelegenheiten riefen Karl an den Oberrhein.

Nun ging Moreau bei Kehl über den Rhein. Nicht nur mit dem Feinde von aussen, sondern auch mit den heftigsten Beunruhigungen von innen hatte der hart bedrängte Erzherzog Karl zu kämpfen. Baden und Würtemberg schlossen mit den Franzosen Separatfrieden, die Sachsen verließen die österreichische Armee. Das Hauptquartier des Erzherzogs war mit Abgeordneten der teutschen Reichsstände bevölkert, die mit den heftigsten Widersprüchen gegen jede Maaßregeln, welche der Krieg nothwendig machte, mit Klagen gegen jeden Verhau, jedes Lager, jeden Durchzug und jede Befestigung den Commandirenden umlagerten; die den Krieg nicht mit Truppen, Geld, Blut und Aufopferungen, sondern nur mit Frachtwägen voll Bittschriften führen wollten; und als dem Egoismus mancher Monarchen, deren Monarchie

sich höchstens über einige Quadratmeilen erstreckte, ihrer Politik, welche die Gefahr, Last und Druck nur von ihrer Gränze abzuwehren suchte, als dem Ehrgeize Einzelner, die aus den Trümmern der allgemeinen Verfassung das Gebäude ihrer Größe zusammensezen wollten, nicht gefröhnt werden konnte, da kehrten mehrere Contingente, an ihrer Spitze die schwäbischen Kreistruppen, in ihre Ländchen zurück und in ihrem Abfalle von der teutschen Sache sprach sich der Mangel an Gemeingeist, der die Entwicklung der Nationalkraft hinderte, höchst klar, aber auch höchst traurig aus.

Nachdem Karl Ende Juni von Jourdan, der unterhalb Koblenz über den Rhein ging, und von Moreau, der bei Kehl den Uebergang erzwang, angegriffen war, wurde die Schlacht von Malsch geschlagen. Alles, was man von einem Feldherrn, alles, was man von der Soldateska zu erwarten berechtigt ist, wurde hier geleistet, aber den Erdrückungen der Uebermacht konnte der Erzherzog sich und die Seinigen nicht Preis geben; er entschloß sich zum Rückzuge, beschäftigt mit dem Vorhaben, nach Umständen sich auf Jourdan oder Moreau zu werfen. Karl zog sich zurück, um die längs dem Rhein zerstreuten Truppenabtheilungen zu sammeln und den Feind mit vereinter Kraft anzugreifen. —

Es geschah. Teutschland wird die Tage von Teining, Sulzbach, Amberg, Würzburg, Limburg und Emendingen (Ende Augusts und Anfang Septembers) nie vergessen. Jourdans wilde Flucht bei Düsseldorf über den Rhein war das Resultat der Großthaten des österreichischen Heros, der, so oft er an der Spitze der Krieger stand, für Teutschlands Wohl keine Aufopferung, keinen Kraftaufwand scheute, und den Ruhm seiner Waffen erneute.

Moreau's kühne Entwürfe, auf seinem Rückzuge gegen den Rhein sich nach Kehl durchzuschlagen, scheiterten an den Siegen, die der Erzherzog an der Ilz, bei Emendingen

und Sahlingen erfochten hatte. Diese Siege schrieben dem Republikaner die gebieterische Nothwendigkeit vor, oberhalb Kassel über den Rhein zu gehen.

Vom Oktober 1797 bis zum März 1799.

Den Franzosen blieben nur die Brückenköpfe von Kehl und Hünningen. Langwierig und hartnäckig war deren Belagerung, aber sie vermochten nicht, der Taktik eines Erzherzogs Karl und der Bravheit seiner Truppen zu widerstehen. Durch die ausserordentlich schwierige Einnahme dieser Brückenköpfe mitten im Winter krönte Karl seinen siegreichen Feldzug in Teutschland.

Sehr unglücklich für die österreichischen Waffen waren im Laufe dieser glücklichen Operationen am Rhein die Ereignisse in Italien. — Das fünfte, in einem Jahre zur Wiedereroberung Italiens ausgerüstete Heer war unter Alvinzy vernichtet, Mantua mit Wurmser und seiner kleinen Schaar gefallen, die erbärmliche Diversion der päbstlichen Truppen am Senio in ein Paar Stunden auseinander gesprengt, und die Armee an Zahl, an Muth, an Vertrauen und an allen Kriegsbedürfnissen sehr tief gesunken. — Und über diese Armee mußte Erzherzog Karl den Oberbefehl übernehmen.

Wie sehr Buonaparte die militärischen Vorzüge des Erzherzogs anerkannte, geht aus seinem Aufrufe an die französische Armee hervor, worin er unter anderm sagte: „Bisher hat mir Oesterreich Heere ohne Feldherrn entgegengestellt, jezt finde ich einen Feldherrn ohne Heer!“ —

Karl hatte sein Hauptquartier zu Conegliano. Was für die Reorganisation der Armee und für die Herbeiführung eines Sieges gethan werden konnte, geschah eben so rasch als kräftig. Aber mit unverhältnißmäßiger Uebermacht drangen die französischen Generale von allen Seiten vor. Joubert

bemächtigte sich in Tyrol des Gränzpunkts von Brixen her, wo, über den Brenner hinab, das Innthal und durch das Pusterthal die Eingänge Kärnthens sich öffnen. Buonaparte selbst warf mit seiner, schon früherhin weit überlegenen, jezt noch durch Herbeiziehung von drei vollzähligen Divisionen verstärkten Truppenmasse die Oesterreicher am Tagliamento, drang am Isonzo vor, nahm Gradiska mit vielen Gefangenen, Triest mit großen Vorräthen, und Massena drang in die Eingänge von Kärnthen.

Nicht genug, daß der Erzherzog solchen durch Glück und Uebermacht unterstützten Fortschritten die Stirne zu bieten hatte, auch durch unwürdige Handlungen von Männern, die in der Kette seiner militärischen Sphäre für gediegene Glieder galten, mußte er auf der Bahn des kraftvollen Wirkens gehemmt werden. Drei Generale, verstärkt durch Kerntruppen vom Rheine her, und die für die Bewegungen ihres Feldherrn günstigsten Stellungen innehabend, gaben sich durch die schimpflichsten Capitulationen in des Feindes Hände.

Mit altrömischem Muthe focht der Erzherzog; gleich einem Cocles, gleich einem Cäcilius Metellus vertheidigte er eine Strecke Landes von anderthalb Stunden in fünf verschiedenen Stellungen durch die höchste persönliche Regsamkeit, aber vergeblich war jede seiner Großthaten. An der Spitze einer ungarischen Grenadiercolonne stürzte er sich in eine dreimal überlegene Feindes-Masse, da entriß ihn nur die Bravour des Husaren-Oberstlieutenants Fedek der feindlichen Gefangenschaft. Die von den Franzosen schon umzingelte Artillerie rettete durch die höchste Entschlossenheit der brave österreichische General Contreul.

Die Tyroler hatten ihren, nur Vaterlandsliebe athmenden Boden von den fremden Horden befreit, auf der venetianischen Terra firma war eine förmliche sicilianische Vesper ausgebrochen, sieggewohnte Truppen eilten vom Rheine her

in frohem, eifrigen Anmarsche zu dem geliebten Führer Karl, da schlossen die Generale Bellegarde und Merveld zu Judenburg mit Buonaparte Waffenstillstand und am 18. April zu Leoben die Friedenspräliminarien.

Freudetrunken begrüßte die Rheinarmee den allgemein gefeierten Helden Karl, als er nun wieder an ihrer Spitze stand. Er bezog das Hauptquartier in Schwezingen, und ließ das Heer enger zusammenrücken, und bald in kleinen Abtheilungen, bald in größern Massen kriegerische Uebungen vornehmen, wie sie den großen Lehren des eben geendigten Revolutionskriegs angemessen waren.

Nach der Heerschau der prächtigen Lager von Villingen, Schwezingen, und Nekarnems und nach Abschluß des Friedens von Campo Formio reiste der Erzherzog, vom Kaiser zum Gouverneur und General-Capitän des Königreichs Böhmen erhoben, nach Wien und von da nach Prag.

Die Geschichte des Zeitraums vom Oktober 1797 bis zum März 1799 liefert uns die bewunderungswürdigsten Daten von des Erzherzogs unbeschreiblicher Thätigkeit bei Frankreichs fortwährend feindseliger Stellung die Armee in immer schlagfertigen Zustand zu erhalten, und bei Veränderung der Standquartiere der österreichischen Truppen, nach Maaßgabe des Wechsels der Gefahr, sie vom Gouvernement-Sitze aus mit dem regesten Eifer und tiefer Kriegskunde zu leiten.

Die wenigen Stunden der Muße widmete Karl der Verfassung seiner: „Ideen und Erfahrungen über die neuen militärischen Einrichtungen," — ein Werk, welches von einer eigenen, aus den einsichtsvollsten Männern gebildeten Militär-Commission geprüft und als ein klassisches anerkannt wurde.

Körperliche Leiden führten ihn zur Heilquelle nach Töplitz. Kaum war des Erzherzogs zerrüttete Gesundheit und mit ihr die Lieblings-Hoffnung des Heeres und der Monarchie wieder hergestellt, als er die Stellung der österreichischen Truppen am Inn bereiste, durch persönliche Gegenwart am churpfalzbayerischen Hofe ein Auxiliarcorps von 15,000 Mann erwirkte, und sein Hauptquartier zu Friedberg am Lech nahm.

1799.

Ulm war befestigt, das Hauptquartier des Erzherzogs befand sich in Memmingen. Joubert drang über den Rhein vor, aber schnell wurden diesem Vordringer blutige Schranken gesetzt, denn Karls ewig unvergeßliche Siege bei Ostrach und Stockach vernichteten den größten Theil des Joubertschen Heeres. Des Erzherzogs tief durchdachte Plane, rasch in die Schweiz vorzudringen und dadurch die gegen Tyrol und Vorarlberg anrückende, in Graubündten stehende Feindesmacht zum nachtheiligsten Rückzuge zu zwingen, wurden durch Gegenbefehle in ihrer schönsten Blühte vernichtet.

Hotze und Bellegarde brachen siegend über den Luzernsteig und aus Tyrol in die Schweiz ein. Bellegarde zog nach Italien; da vereinigte Karl das Corps des Generals Hotze mit seiner Armee, griff die Franzosen bei Zürich an, und schlug sie. — Die Verfolgung dieses Sieges, welcher, in einer unvermeidlichen Niederlage des Feindes, die österreichischen Waffen mit neuen Lorbeern geschmückt und für Oesterreichs kriegerische Verhältnisse die günstigsten Resultate herbeigeführt haben würde, unterblieb; — ein Gegenbefehl von Seite des Hofes und die damit verbundene Rückberufung des Erzherzogs an den Rhein bildeten die trennende Kluft zwischen Entwurf und Ausführung.

Abgelöst von Korsakow mit seinen Russen führte Karl das kaiserliche Heer in die ihm vorgezeichneten Stellungen in Schwaben und am Rhein.

Glänzend verewigen sich dieses Feldherrn Siege bei Mannheim und Neckerau, noch glänzender die beim Entsatz von Philippsburg.

Schwierig und mißlich war die Stellung des Erzherzogs in Beziehung auf die Verhältnisse mit den verbündeten Kabineten. Durch die sich sehr oft durchkreuzenden Befehle dieser Kabinete, ertheilt unter Voraussezungen, welche sich durch den Kriegsschauplatz und den Kriegsgang in jedem Momente änderten, war ein Zusammenwirken der vielen, von einander leider unabhängigen Heere, eine reine Unmöglichkeit. Vielen der Anträge des Commandirenden, in so ferne sie theils mit den Ansichten, theils mit den geheimen Instruktionen der russischen Anführer nicht im Einklange standen, oppponirten sie, größtentheils durch besondere Weisungen des Kaisers Paul hierzu veranlaßt, während der englische Minister sich auf die bestimmten Befehle seiner Regierung, nur den Erzherzog als Commandirenden anzuerkennen, stützte. — Korsakow wurde aus der Schweiz zurückgedrängt, und seine hierdurch entstandenen Bewegungen blieben dem Erzherzog unbekannt, indem ein mit Ueberbringung der Nachrichten abgesandter Adjutant von dem Feinde gefangen und zwei späterhin mit Depeschen abgeschickte Couriere von französischem Streifgesindel ermordet wurden. — Der Erzherzog sandte die dringendsten Vorstellungen und Anträge an Korsakow und Suwaroff zu einem gemeinsamen Zusammenwirken, aber immer fruchtlos, weil die Lage der Verhältnisse jede Verbindung unmöglich machte. Suwaroff wurde selbst an einer Unterredung mit dem Erzherzog verhindert. — Das war des Erzherzogs schwierige verkümmernde Stellung mit den fremden Heerführern, welche endlich ganz abzogen.

Das Wiener Kabinet, von der Ansicht ausgehend, daß der Hauptoperationspunkt in Tyrol und Graubündten liege, befahl dorthin Verstärkungen zu senden. Der Erzherzog

gehorchte, aber in diesem Augenblicke noch Etwas für die österreichischen Waffen persönlich zu thun, vermochte er nicht, da seine Gesundheit neuerdings sehr im Verfall war.

1800.

Des Erzherzogs Bitte, das Armee-Commando übergeben, und der Herstellung seiner Gesundheit sich widmen zu dürfen, wurde genehmigt. Der österreichische Feldzeugmeister Kray traf bei der Armee ein, Karl übergab ihm das Commando, und reiste über Wien nach Prag. Ihn begleiteten die frommen Wünsche, die heissen Gebete, die Sehnsucht nach Wiederkehr eines mit Liebe und Vertrauen ihm huldigenden Heeres, und in den verdüsterten Gesichtern sprach sich die Ahnung heranziehender Unfälle aus. Mit ihm entfloh der Genius des Vertrauens — an seine Stelle trat die Bestürzung.

Entfernung von allen Geschäften und eine Reise nach Pyrmont war der Aerzte Anordnung. Beides unterblieb, denn des Kaisers Wunsch, daß der Erzherzog, wenn seine tief gesunkene Gesundheit es nur immer erlaubte, die Leitung der Vertheidigungsanstalten von Böhmen übernähme, überwog alles, was Selbsterhaltung und Leidenmilderung kategorisch geboten. Genau prüfend alle getroffene Anstalten, die zu einem entsprechenden Erfolg führen konnten, jedes Mittel erwägend, wodurch das bereits Vorbereitete in Bewegung zu sezen wäre, trug er einsichtsvoll auf Absendung der regulären Truppen aus Böhmen zur Armee in Bayern, Aushebung einer stellbaren Mannschaft zu den Regimentern, Verwerfung des Planes zur Bildung einer Landmiliz, dagegen auf Aufruf von Freiwilligen aus allen Volksklassen zur Vertheidigung ihres Vaterlandes für die Dauer des Krieges an. Das Wort des Aufrufes, gesprochen von der Lippe des Helden, des Lieblings der Monarchie, versammelte im Laufe dreier Monate eine Schaar von 25,000 Mann

auserlesener Leute aus Böhmen und Mähren. — Aus dieser Masse von Freiwilligen wurden Bataillons formirt, welche zusammen die böhmische Legion bildeten.

Der furchtbare Schlag bei Hohenlinden war geschehen. Kaiser Franz eilte nach Ungarn, um die Insurrection aus dem Reiche zu führen, Erzherzog Karl ging zur Armee ab, nachdem er den Oberbefehl über die böhmische Legion dem Feldzeugmeister Sztaray übertragen und alles, was zur Vertheidigung Böhmens nothwendig war, angeordnet hatte.

In einem Zustande der Auflösung, die Straßen mit Versprengten, Verwundeten, Nachzüglern, Artillerie und Troß bedeckt, traf er die österreichische Armee auf dem Rückzug hinter die Traun. — Der Ruf seiner Ankunft belebte die Truppen mit neuem Muthe, die von diesem Augenblicke an einer baldigen Umgestaltung der Dinge mit gestähltem Vertrauen entgegen sahen. In der Anordnung des Rückzuges, in der theilweisen Vermeidung unnützer Gefechte vor Reorganisation einer an Zahl und Zusammenhang so tief stehenden Armee beurkundeten sich des Erzherzogs große militärische Talente.

Geleitet von der richtigen Ansicht, daß vor Reorganisirung und Completirung der Armee an keine entscheidende Schlacht zu denken sey; daß nur Ruhe und Zeit die Grundbedingungen gehaltvoller Unternehmungen seyen, wozu sich bei des Feindes raschem Andrängen keine Erwartungen machen ließen, bot der mit unumschränkter Vollmacht ausgerüstete Erzherzog von Kremsmünster aus dem General Moreau einen kurzen Waffenstillstand an. Die Bedingungen, welche der französische Feldherr sezte, und die selbst auf den Friedensschluß Bezug hatten, berichtete Karl nach Wien. — Der Waffenstillstand kam zu Speyer zu Stande. Das Hauptquartier des Erzherzogs wurde nach Schönbrunn verlegt.

1801.

Der Kaiser ernannte den Erzherzog zum Feldmarschall und Hofkriegsraths-Präsidenten mit dem besondern Auftrage, in Kurzem einen umfassend ausgearbeiteten Plan zur Regulirung des Militärsystems der ganzen Monarchie vorzulegen. — Unter der Leitung des neuen Hofkriegsraths-Präsidenten begannen allgemeine Reformen. Eine kurze, klare, energische Geschäftsweise verdrängte das Dunkle, Formalienvolle, Zeitraubende. — Talente und Verdienste wurden gewürdigt, auf der strengsten Schaale das Gute und das Böse gewogen. Verwickelt in alle Verwaltungszweige, mit den oft undankbarsten Geschäften überhäuft, in deren Gebiet die Herstellung der Wohlfeilheit, administrative Verbesserungen, in vorzüglicher Beziehung auf Staatsgüter u. s. w. gehörten, sah sich der Erzherzog, als Held und Staatsmann gleich groß, von allen Freunden des Erhabenen, des Guten, des Gemeinnützigen mit frommen Wünschen und patriotischen Vorschlägen umrungen. — Mit welchem Enthusiasmus das Heer und das Volk an dem geliebten Friedensstifter hängt, wie tief die Huldigung und die Liebe und die Treue in aller Herzen gewurzelt sind, offenbarte sich im lauten Ausbruche allgemeiner Wehklage, als der Erzherzog bald nach seinem Antritte der Geschäftsführung, in Folge einer sehr bedeutenden Krankheit, mit dem Tode rang.

1802.

Nicht nur der brave dankbare Oesterreicher verkündete durch Worte und Thaten die herzlichste ehrfurchtsvollste Liebe, aus tief bewegter Brust dem erhabensten Bruder des allgeliebten Landesvaters geweiht, ganz Teutschland theilte die Gefühle der Verehrung und der hochherzigsten Anerkennung. Der König von Schweden machte bei dem Reichstage zu Regensburg den Vorschlag, dem Erzherzog Karl, dem Retter Teutschlands, ein Monument zu sezen. — Schwerlich wurde

ein ähnlicher Vorschlag mit größerm, einklingendern Jubel empfangen, schwerlich je zur Errichtung eines Denkmals mit rascherer Regsamkeit geschritten; aber Karl, eben so anspruchslos als verdienstvoll, verbat sich diese Ehre. — Was sind auch Monumente, von Menschenhänden gebildet, gegen jene heiligen Tempel der Liebe, der Dankbarkeit, der Würdigung, die Er sich in der Brust des Zeitgenossen für die Gegenwart, bei der Generationen-Folge für Aeonen im kühnerhabenen Style und aus unzerstörbaren Massen erbaut hatte? —

1805.

Häufige Reisen, die wichtigsten Geschäfte des hohen Teutschmeisterthums, wozu Karl als Coadjutor seines Oheims, des Churfürsten Maximilian von Kölln, ernannt wurde, und die regsten Anstrengungen, dem Wehrstand der österreichischen Monarchie eine glänzende und furchtbare Gestaltung zu geben, nahmen sein wirkungsvolles Leben seit der Bekleidung der Würde eines Hofkriegsraths-Präsidenten in strengen, mit großen Aufopferungen verwebten Anspruch; da begannen die Entwürfe der dritten Coalition gegen Napoleons unbegränzte Anmassungen, und der Erzherzog, der gebeugten Völker große Hoffnung, trat an die Spitze des Heeres in Italien. — Ihm stand Massena gegenüber.

Während die Angelegenheiten in Teutschland eine sehr ungünstige Wendung genommen hatten, Ulm in des Feindes Hand gefallen, und die französische Armee in das Herz der österreichischen Provinzen gedrungen war, schlug der Erzherzog die Schlacht bei Caldiero und Calognola. — Mit einer bis zur Wuth entflammten Erbitterung stürzten sich Massena's Soldaten auf die österreichischen Krieger; aber, festen Fußes die heranstürmenden Massen erwartend, wiesen sie in ernster Ruhe die stets erneuerten Angriffe blutig zurück, vertauschten nun die Defensive mit der Offensive, und ein glänzen-

der allgemeiner Sieg war die reiche Frucht der ausgezeichneten Dispoſition des commandirenden Erzherzogs und des Heldenmuthes der braven Oeſterreicher.

Die kriegeriſchen Vorfälle in Teutſchland, und die Lage der vaterländiſchen Waffen geſtatteten Karl nicht, den beſiegten Feind zu verfolgen, und neue Trophäen auf italiſchem Boden zu erringen. Mit einer Umſicht, mit einer Präciſion, die ſelbſt auf dem Uebungsplatze den vollendeten Feldherrn charakteriſirt hätten, zog er ſich zurück, beſchäftigt mit dem Plane, Napoleon im Herzen der Monarchie zu begegnen, und ihm eine Schlacht zu liefern. Als dieſer erfahren hatte, daß der ruſſiſche Kaiſer Alexander von Ollmütz in Wiſchau angekommen war, ſandte er an ihn ein freundliches Bewillkommungs-Billet durch den General Savary, der beauftragt war, Napoleons lebhaften Wunſch nach Alexanders Freundſchaft auszudrücken. Dieſer antwortete dem Chef der franzöſiſchen Nation: „daß er Nichts ſo ſehr wünſche, als den Frieden in Europa mit Loyalität und auf billigen Grundlagen hergeſtellt zu wiſſen.“ Der Kaiſer der Franzoſen machte dem der Ruſſen Vorſchläge zu einer perſönlichen Zuſammenkunft. An Alexanders Stelle erſchien deſſen Adjutant, Fürſt Dolgoruki; die Unterredung endete fruchtlos. Nun wurden alle Vorbereitungen zur Schlacht von Auſterlitz gemacht. Mit dem grauenden Morgen des 2. Dezembers begann ſie. Napoleon commandirte 100,000 Franzoſen, die feindliche Armee, mit Einſchluß eines 25,000 Mann ſtarken öſterreichiſchen Corps, zählte ungefähr 80,000 Streiter. Wie unerſchütterliche Mauern ſtanden die Ruſſen und die Oeſterreicher, nur die furchtbaren Wirkungen der gut benutzten franzöſiſchen Artillerie konnten ihre Linien brechen. Das Centrum der Verbündeten wurde geſprengt, da rückte die ruſſiſche Garde im Sturmſchritte mit gefälltem Bajonnet vor, warf ſich mit unwiderſtehlicher Gewalt auf die Franzoſen und brachte ſie in Unordnung. Jezt rückten die bisher

müßig gewesenen und durch keinen Verlust und keine Erschöpfung geschwächten französischen Garden vor, und nach dem blutigsten Gefechte, worin gleiche Tapferkeit, gleiche Begeisterung walteten und nur die Uebermacht siegte, faßte Kutusow, der das Centrum commandirte, den Entschluß, sich zurück zu ziehen. In guter Ordnung wurde der Rückzug angetreten, Burhöwden folgte mit dem russischen linken Flügel, der den Franzosen große Nachtheile gemacht hatte. — Burhöwdens tapferes Corps wurde bei dem Marsche über einen gefrornen See, den die französische Artillerie mit Kartätschen beschoß, und dadurch das Eis einbrach, größtentheils vernichtet. Der Großfürst Konstantin ließ den von ihm befehligten rechten Flügel langsam dem Corps des Kutusow folgen, während er mit den Garden den Rückzug der ganzen Armee deckte.

Im Augenblicke dieser blutigen, auf das Continent so einflußreichen Schlacht, stund Erzherzog Karl wenige Poststationen mehr von Wien. Der Sieger von Caldiero und Calognola hatte die Wahlstätte, wo sich in seine Siegeskränze neue Lorbeer schlangen, in Eilmärschen verlassen, und sich und seinen kampfbegierig heranrückenden Truppen kaum die höchst nöthige Ruhe gegönnt, aber die zu bedeutende Entfernung und die Hemmung des raschen Fortrückens der Truppen durch verdorbene Straßen, erschwerende Dislocirungen, Beischaffung von Lebensmitteln und Fourage oft aus fernen unwirthbaren Gegenden, Mangel an Transportmitteln u. s. w. waren die Klippen, an welchen der große Plan, dem Feinde im Innern der Monarchie zu begegnen und ihm eine entscheidende Schlacht zu liefern, scheitern mußte. — Wie würde wohl Napoleons Lage gewesen seyn, wenn der Erzherzog mit seiner zahlreichen, muthvollen, siegbekränzten Armee im Beginnen der Schlacht über die Fluren von Austerlitz einhergezogen wäre? —

Schon

Schon im Jahre 1796 hatten Karls große militärische Talente die Aufmerksamkeit und Hochachtung der feindlichen Anführer erregt; unter ihnen insbesondere die des Generals Buonaparte. Nach dem Petersburger Frieden zeigte Napoleon vorzügliche Begierde, die persönliche Bekanntschaft des Erzherzogs zu machen, und lud ihn zu einer Zusammenkunft im Posthause zu Stammersdorf, vier Stunden von Wien, ein. — Die Unterredung dauerte lange, von Seite Napoleons im Wechsel der Anmassung und Geschmeidigkeit, von Seite des Erzherzogs mit Ruhe und würdevollem Ernste. Napoleons Abschiedsworte ließen ersprießliche politische Folgen von dieser Zusammenkunft ahnen; wie wenig sie in Wirklichkeit traten, lehrt uns die Geschichte jener Tage.

1806.

Von dem wichtigen, für das ganze österreichische Militär so einflußreichen Tage an, an welchem Erzherzog Karl zum Generalissimus der Armee und Kriegsminister mit unumschränkter Vollmacht ernannt wurde, erheben sich die tiefdurchdachten und kraftvollen Institutionen für die Regeneration der Armee, für ihre intellectuelle Bildung, für die Vervollkommnung der großen Elemente des Krieges. Die Einführung vortrefflicher Unterrichts- und Lesebücher, ganz neue, mit dem Zeitgeiste fortgeschrittene Instruktionen, die Gründung eines eigenen Kriegsarchives, die Verfassung einer militärischen Zeitschrift, ein systematischer Unterricht bei den Regimentern und Corps, eine lohnende, allgemein aufmunternde Beförderung waren die großen Schöpfungen, die in der Fülle ihrer Segnungen und unzuberechnender Vortheile auf sein energisches Wort emporstiegen. — Was der Erzherzog im Laufe dieses und des folgenden Jahres für das österreichische Militär gewirkt hat, wird als eine kräftig wuchernde Pflanze in einer langen Reihe von Dekaden mit den üppigsten Blühten und einem Reichthume goldner Früchte den Staat beglücken.

1808.

Hatte dem Erzherzog seine Charaktergröße geboten, die im Jahre 1790 an ihn ergangene Erhebungs-Addresse des empörten Belgiens zu ihrem Erbgroßherzog zu verwerfen, so gebot sie ihm nun auch, die von Arragonien und Catalonien an ihn ergangene Proklamationen zum König von Spanien und Indien zu ignoriren, und dem brittischen Admiral Collingwood, der eine Fregatte nach Triest zur Ueberführung des zum Königsthrone Berufenen nach Cadix abgesendet hatte, für sein Anerbieten danken zu lassen.

1809.

Aus der weisen Anerkennung der Macht des Neuen, des Ausserordentlichen, der großen Kraft der Nationalität stieg nun in Oesterreich die Idee der Volksbewaffnung unverkrüppelt und gigantisch empor. Unter des Erzherzogs unmittelbaren Leitung wurden Reserven und Landwehren gebildet, und ungeheure Kriegsrüstungen gemacht, denn der Krieg mit Frankreich schien unvermeidlich.

An der Spitze der großen Armee ging der Erzherzog über die Gränze. — Zu bekannt sind die Schlachten von Abensberg, worin sich besonders das k. b. 3. Chevauxlegers-Regiment Kronprinz einen nie verhallenden Ruhm erworben hat, die Schlachten von Landshut, von Eckmühl, in welcher die würtembergische Infanterie an dem ehrenvollen, aber furchtbaren Geschäfte des Sturmes von Eckmühl den größten Antheil hatte und sich mit Ruhm bedeckte, und von Regensburg, worin die ausgezeichnete Tapferkeit der bayrischen und würtembergischen Armee mit jener der französischen Heere gleichen Trittes ging, um in deren Detail einzugehen. — Die Aufforschung der Grundquellen der für die österreichischen Waffen ungünstigen Resultate jener Schlachten müßte über den Verfasser den gegründeten Tadel der Anmassung und der Ueberschreitung biographischer Schranken verhängen; aber die heilige Pflicht gerechter, von keiner

Leidenschaft, von keinem Vorurtheile, von keiner Partheilichkeit entweihter Wahrheit gebietet, jedem Verdienste seine Krone zu geben. — Daß die Oesterreicher in dem Treffen bei Abensberg und in der Schlacht von Landshut eine nicht gemeine Tapferkeit bewährten, muß jeder, selbst feindliche, Augenzeuge dieser blutigen Ereignisse bestättigen. Daß der rechte Flügel der österreichischen Armee unter Karls persönlicher Anführung während der Schlacht von Abensberg nach Regensburg vordrang, diese Stadt nahm, das 65. französische Infanterieregiment gefangen machte, und die Höhen von Abach, ungeachtet des heftigsten Widerstandes und eines gräßlichen Artilleriefeuers, dem Feinde entriß; daß die Oesterreicher in der Schlacht von Eckmühl wie Felsenmauern standen, einem furchtbaren Angriffe eine eben so furchtbare Gegenwehr entgegenstellten, und den, durch eine Uebermacht von 26,000 Mann erzwungenen, Rückzug mit der größten Ordnung begannen und vollendeten, sind Thatsachen, die in die Tafeln ruhmvoller kriegerischer Leistungen tief zu ätzen der Griffel des Historiographen bestimmt ist.

Seit dem Tage von Regensburg kannte Napoleons Uebermuth keinen Kaiser von Oesterreich, sondern nur Prinzen von Lothringen, gab keine Auswechslung von Kriegsgefangenen mehr zu, und verweigerte jede Annahme von Parlamentärs; nun erschien Erzherzog Karl an der Spitze von 75,000 Mann mit 288 Kanonen auf den Höhen von Gerarsdorf. Ein concentrischer Angriff auf die feindliche Masse, ehe sie sich ganz entwickelt, war des Feldherrn große Idee, zu deren Ausführung den fünf Colonnen seiner Armee die geeigneten Bestimmungen gegeben wurden. Auf welche hohe Stufe sich die Begeisterung seiner Krieger für ihren Führer geschwungen hatte, verbürgen die allgemein gewürdigten Heldenthaten der Armee in der zweitägigen Schlacht von Aspern. Im Wechselgange der kühnsten Angriffe und des eisernen Widerstandes, der blutigsten Stürme und der hart-

näckigsten Behauptungen, der menschenhinraffenden Eroberung des Verlornen und der opferreichen Hingabe des Eroberten, in diesem blutigen, leichenbesäeten, erschöpfenden Wechselgange dieser zweitägigen Schlacht haben Oesterreichs Krieger gefochten, wie die Helden der Vorzeit, als Männer, deren Brust voll Muth, Vaterlandsliebe, Ehre und Begeisterung ist. — Gewonnen war die Schlacht; nicht durch irgend einen, oft alles entscheidenden Zufall, nicht durch eines der im Laufe der Schlachten so gewichtigen Ereignisse; Karls Taktik, Karls militärischer Geist, und seiner Krieger heroische Leistungen machten die französischen Adler fliehen. In Eile und Verwirrung zog die durch das mörderische Feuer aus allen Batterien begleitete feindliche Armee nach der Lobau hin; Napoleons tief gebeugter Uebermuth kehrte wieder zur alten Kriegessitte zurück, und ein tapferes, ruhmgekröntes Heer und ein jauchzendes Volk begrüßten den Helden Karl als den Sieger von Aspern.

Im Cyclus der blutigen Tage dieses Feldzuges macht die Schlacht von Wagram Epoche. — Des Erzherzogs Entwurf, das französische Heer zwischen seine und des Erzherzogs Johann Armee zusammenzudrängen und zu vernichten, dieser umfassende Operationsplan würde mit dem günstigen Erfolge ausgeführt worden seyn, wäre nicht dem linken österreichischen Flügel durch eine auf diesen Punkt geworfene feindliche Uebermacht die Behauptung der Höhe von Markgrafen-Neusiedel entrissen worden, und wäre es dem Erzherzog Johann, der mit seinem Corps von Preßburg herbeieilte, möglich gewesen, vor Einbruch der Nacht auf dem Schlachtfelde zu erscheinen. Napoleon befehligte 150,000 Mann mit 584 Kanonen; das vom Erzherzog Karl commandirte, aus drei Armeecorps, der Kavallerie- und der Grenadierreserve bestehende Heer zählte 98,000 Soldaten und 410 Geschütze. — Klenau's Zurückwerfen des auf diesem Punkte sehr verstärkten Feindes bis hinter Enzensdorf,

Collowraths Besezung von Breitenlee unter dem fürchterlichsten Artilleriefeuer des Feindes, und dem tapfersten Widerstande französischer Grenadiermassen, Lichtensteins Behauptung der Position von Aderklaa gegen Massena's wiederholte Angriffe, Bellegarde's kühnes Hervorbrechen zwischen Wagram und Aderklaa, Rosenberg's Vertheidigung der Stellung bei Markgrafen-Neusiedel gegen die von Napoleon persönlich geleiteten Angriffe, die ungemeine Tapferkeit der österreichischen Truppen, an welcher Napoleons Versuch, die Schlacht durch Zersprengung des Centrums zu enscheiden, ohne Erfolg blieb, und jede Anstürmung seiner Infanterie und Cavallerie, in starken Massen kraftvoll ausgeführt, scheiterte, berechtigten bereits zu den schönsten Erwartungen, da wurde der linke österreichische Flügel durch den Druck der Uebermacht zum Rückzuge gezwungen, mit ihm die andern Corps. — Napoleon gewann die Schlacht. Schwer verwundet wurde der Erzherzog Karl von der Wahlstätte getragen.

Noch in diesem Jahre legte Karl, welchen die erhaltene Wunde, und eine durch die neuesten Ereignisse zerrüttete Gesundheit dem Wirkungskreise eines Armeeobercommando entrückten, seine Stellen als Kriegsminister und Generalissimus nieder, lebte bis zum Wiener Frieden in Teschen bei seinem Onkel und Adoptivvater, dem Herzog Albert, und begab sich dann nach Wien.

Hier widmete Er sich der Pflege eines durch so viele Kraftanstrengungen, Beschwerden, Entbehrungen, Unruhen und Aufopferungen mächtig erschütterten Körpers. Die Bereicherung der militärischen Literatur mit zwei als klassisch anerkannten Werken: „Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzugs von 1796 in Teutschland," und „Geschichte des Feldzugs von 1796 in Teutschland und in der Schweiz," war die gediegene Frucht einer belehrenden, klaren und umfassenden Bearbeitung in den Stunden beschwichtigter Körperleiden.

1815.

Das Große wagend, seinem Glücke vertrauend, hatte Napoleon Elba verlassen, Paris erreicht, und sich zum Kampfe der Verzweiflung gerüstet. — Auf den Ruf der verbündeten Monarchen eilte der Erzherzog Karl nach Maynz, um als Gouverneur dieser Bundesfestung, die Westgränze Teutschlands zu vertheidigen.

Dort vermählte er sich mit Henriette, Herzogin von Nassau-Weilburg, und kehrte dann in die österreichischen Staaten zurück, wo er die Würde eines Gouverneurs und General-Capitains von Böhmen bekleidet.

Ein Heros der Geschichte, ein Heros des Jahrhunderts, hat Erzherzog Karl sich einen Namen errungen, der nie verhallen wird. Ein großer Feldherr, leitet er die furchtbarste Schlacht mit Besonnenheit und dem richtigsten Militärblicke; ein muthvoller Soldat, stürzt er an der Spitze seiner Braven in die stürmisch wogende Schlacht. — Aus dem Kampfgewühle tritt er in das Bereich der Staatsgeschäfte, und jede Anordnung und jede Umgestaltung, jede Billigung und jede Verwerfung, jede Maaßregel und jede Neuerung tragen das Gepräge der höchsten Intellectualität, Staatskenntniß, Weisheit, Umsicht, energischer Consequenz, lebendiger Wirksamkeit und der unbegränzten, des Alterthums würdigen Vaterlandsliebe. — Freimüthigkeit in allen Stellungen des Lebens, unerschütterliche Festigkeit bei den schwierigsten Verhältnissen, Biederkeit und Geradsinn der Zeiten der Tafelrunde, Popularität ohne Abwägung der Stände, und Wohlthätigkeit in unbelauschter Stille sind die erhabenen Tugenden, welche die nie versiegende Quelle der Huldigung, des Vertrauens und der Liebe zu Karl in jede teutsche Brust leiten.

I.W.v.GÖTHE.

Göthe.

(Geboren den 28. August 1749 zu Frankfurt am Main.)

Göthe's Vater, der Doktor der Rechte und kaiserlicher Rath war, in angesehenen Verhältnissen stand, und sich günstiger Glücksumstände erfreute, liebte Kunst und Literatur. Diese Liebe, eine würdige häusliche Umgebung, so wie die Vaterstadt mit ihren Denkmälern und Sehenswürdigkeiten, das thätige Leben der jährlich wiederkehrenden Messen, die Pracht von Josephs II. Krönung, wirkten anregend und begeisternd auf das Gemüth des Knaben, der durch schnelles Ergreifen, Verarbeiten und Festhalten sehr bald dem Unterricht entwuchs. Kinderkrankheiten vermehrten den Hang des Knaben zum Nachdenken, und dieser Hang brachte ihn auch auf den Gedanken, sich dem Gott der Natur auf eine eigne Weise zu nähern, die zwar sonderbar genug, aber nicht eben unpoetisch war.

Unter solchen Umständen hatte Göthe sein achtes Jahr angetreten, als der siebenjährige Krieg ausbrach, der seine weitere Ausbildung mannigfaltig förderte, besonders als die

Franzosen Frankfurt besezten. Graf von Thorane, Lieutenant du Roi beim französischen Heere in Teutschland, nahm seine Wohnung im Hause von Göthe's Eltern und beschäftigte, als Kunstfreund, die Frankfurter Maler und Seekaz von Darmstadt für sich.

Da Göthe diese Männer von seiner Jugend an oft in ihren Werkstätten besucht hatte, auch der Graf den talentvollen, aufmerksamen, liebenswürdigen Knaben gern um sich leiden mochte, so war dieser bei den Aufgaben, Berathschlagungen, Bestellungen und Ablieferungen gegenwärtig, und eröffnete auch wohl, wenn Skizzen und Entwürfe eingeliefert wurden, seine Meinung. Unter anderm verfertigte er einen Aufsatz, worin er 12 Bilder beschrieb, welche die Geschichte Josephs darstellen sollten; einige davon wurden ausgeführt.

Uebte der Knabe Göthe auf diese Weise Kunstsinn und Kunsturtheil, so war es ferner kein geringer Vortheil für ihn, das Französische praktisch zu erlernen und mittels desselben — da man ein französisches Theater zu Frankfurt errichtet hatte — zu einer Dramaturgie auf einem Wege zu gelangen, der für ihn ersprießlicher war, als jeder andre.

Endlich kam der Friede heran und Göthe, der angehende Jüngling, machte immer schnellere Fortschritte in seiner Bildung. Zeichnen, Musik, Untersuchung natürlicher Gegenstände, die Anfangsgründe der Rechtswissenschaft und Sprachkunde beschäftigten ihn abwechselnd. Zum Behufe der leztern erfand er einen Roman von sechs bis sieben Geschwistern, die sich in eben so viel Sprachen Nachricht von ihren Zuständen und Empfindungen mittheilten. Das gebrauchte Judenteutsch des Jüngsten führte ihn auf die Erlernung des Hebräischen, worin er es zwar nicht weit brachte, das aber den Vortheil hatte, daß, bei aller sonstigen Zerstreuung, sein Geist und seine Gefühle sich in den morgenländischen Gegenden des ersten Buch Mosis auf einem Punkte

vereinigten. Er ging daher bald an ein Ausmalen biblischer, nur im Umriß gegebener Charaktere und Begebenheiten.

Die Geschichte Josephs war sein erstes poetisches Werk. Schwärmerische Verehrung empfing Göthe, als sein erstes Werk erschien, und jezt, nach mehr als fünf Dekaden, ist sie nicht lauer geworden.

Erfahrung erwarb sich Göthe theils im Umgange mit mehreren bedeutenden Männern, theils in Besorgung mancher Geschäfte für seinen Vater.

Konnte nun noch irgend Etwas Poesie in das Leben des jungen Dichters bringen, so war es die Liebe, die, wie bei jeder unverdorbenen Jugend, eine geistige Wendung nahm. Leider sollte die Rosenzeit dieser unschuldigen Liebe durch Nebenumstände auf eine höchst unangenehme Weise enden; allein der Eindruck derselben hat nicht unbedeutend auf des Dichters Schilderungen der Weiblichkeit gewirkt. Besonders scheint ihm die Gestalt der Geliebten bei Egmonts Klärchen vorgeschwebt zu haben, und im „Faust“ hat er sie bis auf den Namen verherrlicht — Gretchen.

Der Sturm der ersten Leidenschaft raubte ihm Schlaf, Ruhe, und Gesundheit. Eins indeß hatte er nach seiner Genesung doch gewonnen: höhere Selbstständigkeit.

Mit größerm Eifer bereitete er sich nun auf die Akademie vor. Nach dem Plane seines Vaters ging er nach Leipzig, wo Gottsched noch lebte, Ernesti aber und Gellert seine Blicke vorzüglich auf sich zogen. Bald war aber hier von einem Studienplan nicht die Rede. Mit der Philosophie hatte er schon früher, da er sich mit der Geschichte derselben beschäftigte, nicht einig werden können, jezt kam es ihm wunderlich vor, daß er die Geistesoperationen, die er von Jugend auf mit der größten Bequemlichkeit verrichtet, so vereinzeln und gleichsam zerstören sollte, um den rechten

Gebrauch derselben einzusehen. Von dem Dinge, von der Welt, von Gott glaubte er ungefähr eben so viel zu wissen, als der Lehrer selbst. Mit den juridischen Collegien ging es bald eben so, und er gewann schon damals die Ansicht, die er nachher in einer Scene des „Faust" so meisterhaft geschildert hat. Selbst die Poesie würde ihm, wegen großer Widersprüche in den Geschmacksurtheilen, verleidet worden seyn, wenn er dieser anders als mit sich hätte entsagen können.

Die damalige literarische Epoche entwickelte sich aus den vorhergehenden durch Widerspruch. Im Theoretischen der Poesie tappte man noch gar sehr im Finstern und hielt sich meist an Nebendinge; im Praktischen sah es schon besser aus, denn der teutsche Frei- und Frohsinn regte sich, und geniale Werke entsprangen. Um sich aus ihrer wässerigen Epoche herauszureissen, sahen die Teutschen kein anderes Mittel als Bestimmtheit, Präcision und Kürze (wozu die Muster Englands, welche jezt statt der französischen galten, nicht wenig beitrugen). Göthe lernte unter solchen Umständen das Bedeutende des Stoffes und das Gedrängte der Behandlung mehr und mehr zu schätzen, ohne sich jedoch klar machen zu können, wo jenes zu suchen und wie dieses zu erreichen sey. Bei der großen Beschränktheit seines Zustandes aber sah er sich genöthigt, wenn er zu seinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung und Reflexion verlangte, in seinen eignen Busen zu greifen. Forderte er zu poetischer Darstellung eine unmittelbare Anschauung des Gegenstandes, so durfte er nicht aus dem Kreise heraustreten, der ihm ein Interesse einzuflößen geeignet war. Und so begann diejenige Richtung, von der er sein ganzes Leben hindurch nicht abweichen konnte, Dasjenige nämlich, was ihn erfreute oder quälte, oder sonst beschäftigte, in ein Bild, in ein Gedicht zu verwandeln, um sowohl seine Begriffe von den äussern Dingen zu berichtigen, als sich im

Innern deßhalb zu beruhigen. Die Gabe hierzu war Niemandem nöthiger als ihm, den seine Natur immerfort aus einem Aeussersten ins andere warf. — Alles, was daher von ihm bekannt geworden, sind gleichsam nur Bruchstücke einer großen Beichte, welche seine Biographie vollständig macht. In jener Zeit entstand auf solche Weise „die Laune des Verliebten," an dessen unschuldigem Wesen man zugleich den Drang einer glühenden Leidenschaft gewahr wird.

Allein früher schon hatte ihn eine bedeutende drangvolle Welt angesprochen. Bei seiner Geschichte mit Gretchen, und an den Folgen derselben, hatte er zeitig in die Irrgänge geblickt, mit welchen die bürgerliche Gesellschaft unterhöhlt ist, Religion, Sitte, Gesez, Stand, Verhältnisse, Gewohnheit, Alles beherrscht nur die Oberfläche des städtischen Daseyns: im Aeussern Alles reinlich und anständig genug, im Innern desto wüster. Um sich hierüber Luft zu verschaffen, entwarf er mehrere Schauspiele. „Die Mitschuldigen" sind das einzig fertig gewordene.

Unter jenen ernsten, für einen jungen Menschen fürchterlichen Erfahrungen entwickelte sich aber in ihm auch ein verwegener Humor, der sich dem Augenblick überlegen fühlt; nicht allein keine Gefahr scheut, sondern sie vielmehr muthwillig herbeilockt. Stoffe, die einem solchen Humor angemessen gewesen wären, ergriff und behandelte er jedoch erst später. Immer erschienen ihm die Angelegenheiten des Herzens als die wichtigsten, und er ermüdete nicht, über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menschlichen Wesens, sittliche Sinnlichkeit, und über das Hohe und Tiefe nachzudenken, dessen Verkämpfung in unserer Natur als das Räthsel des Menschenlebens betrachtet werden kann.

Bei alle Diesem wurde die bildende Kunst nicht hintangesezt, und derselbe Mann (Defer), der bereits auf Winkelmann einen nicht unbedeutenden Einfluß gehabt, hatte ihn

auch auf Göthe. Durch ihn wurde Göthe zur Kunstgeschichte angeleitet. D'Argenville, Caylus, Christ, Lippert, besonders aber Winkelmann, wurden emsig studirt, und die Sammlungen von Huber, Kreuchauf, Winkler und Richter übten das Verständniß im Anschauen, welches nachher in Dresden, wohin Göthe deßhalb reiste, auf eine noch vollkommnere Weise geschah. Uebrigens versuchte er sich auch im Kupferstechen, zog sich aber durch das Einathmen der Dünste dabei und manche diätetische Unbesonnenheit eine Krankheit zu, von welcher er kaum genesen war, als er 1768 Leipzig verließ, wo er zwar sein Studium der Rechte versäumt, sich aber in Dem begründet hatte, worin er in der Folge so sehr sich ausgezeichnet.

Seine gestörte Gesundheit, die auch im elterlichen Hause nicht sogleich hergestellt wurde, sollte nicht ohne bedeutende Folgen bleiben, welche vornehmlich durch ein Fräulein von Klettenberg herbei geführt wurden, dieselbe, aus deren Unterhaltungen und Briefen die „Bekenntnisse der schönen Seele" entstanden sind, die man in „Wilhelm Meister" eingeschaltet findet.

Das religiöse Verhältniß zu dieser frommen, zarten Seele führte Göthe zunächst auf das Studium der mystisch-chemisch-alchemischen Werke von Welling, Theophrastus Paracelsus, Basilius Valentinus, zulezt aber auch der Werke von Boerhaave, und zu eignen chemischen Versuchen. Das Interesse, welches ihm die übersinnlichen Dinge eingeflößt hatten, zeigte sich auf eine noch wichtigere Weise, indem er bei Lesung von Arnold's „Kirchen- und Kezerhistorie" auf die Idee gerieth, sich auch eine eigne Religion zu bilden. Der Neu-Platonismus lag zum Grunde; das Hermetische, Mystische und Cabalistische gab auch seinen Beitrag her, und so erbaute er sich eine Welt, die seltsam genug aussah. Nach diesem Allen ist es gar nicht zu verwundern, wenn er

in Straßburg, wohin er, um seine juristische Studien zu beendigen und zu promoviren, gegangen war, der Jurisprudenz nicht sehr getreu blieb, sondern Chemie und Anatomie studirte, und selbst das Klinicum besuchte. Auch sah er bei der Ankunft der neuvermählten Königin Marie Antoinette die Rafael'schen Tapeten, und die Wundererscheinung des Münsters wirkte mächtig auf ihn ein.

Noch folgenreicher war für ihn die Verbindung mit Herder, durch den Göthe anfing, in den höhern Sinn der italienischen Schule einzudringen, und mit der Poesie in einem ganz andern Sinne bekannt ward als vorher, und zwar in einem solchen, der ihm mehr zusagte. Ausserdem ist eine merkwürdige Wirkung von Göthe's Aufenthalt in Straßburg diese, daß er eben hier an der Gränze von Frankreich alles französischen Wesens baar und ledig wurde. Dagegen hatte ihn schon seit langer Zeit Shakspeare, zu höhern, freiern und eben so wahren als dichterischen Weltansichten und Geistesgenüssen vorbereitet, und immer gewaltiger beherrscht.

Nach seiner Promotion, 1771, hielt er sich kurze Zeit im Elsaß auf, und kam, nachdem er aus dem Antikensaal zu Mannheim noch Eindrücke mitgenommen, die in der Folge sehr wirksam wurden, gesund und froh in's Vaterhaus zurück. Dann ging er nach Wetzlar, wo ihm nichts von Bedeutung begegnete, wenn man die Anlässe zu „Werther" abrechnet, den er hier in seiner eignen Liebe zu einer Verlobten und dem Schicksale des jungen Jerusalem fand.

Nach seiner Rückkunft gab er ungenant einige Flugschriften heraus, und mehrere Gedichte in Almanachen und Journalen.

Erst sein „Götz" (1773) und sein „Werther" (1774) lenkten auf ihn die Aufmerksamkeit von ganz Teutschland. Der Erbprinz von Weimar machte auf einer Reise durch den

Herrn von Knebel seine persönliche Bekanntschaft, und lud ihn, als er die Regierung angetreten hatte, an seinen Hof ein. Göthe zog den 7. Nov. 1775 in Weimar ein, ward 1776 weimarischer geheimer Legationsrath mit Sitz und Stimme im Geheimerathkollegium, und 1779 wirklicher geheimer Rath. Im selben Jahr machte er in Gesellschaft seines Fürsten eine zweite Reise nach der Schweiz. 1782 wurde er Kammer-Präsident und geadelt. 1786 machte er eine Reise nach Italien, wo er 2 Jahre blieb, auch Sicilien besuchte, am längsten aber in Rom verweilte. Er stieg bis zum Minister, erhielt 1807 von Alexander den Alexander-Newsky-Orden, von Napoleon das Großkreuz der Ehrenlegion, und lebt jezt in einem heitern Alter von den Geschäften zurückgezogen, den Studien der Natur und den literarischen Arbeiten.

Um ein richtiges Urtheil über Göthe zu fällen, muß man sich zuvörderst Dessen erinnern, was sein Genius seit dem achten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts geschaffen hat. Lyrische Gedichte der verschiedensten Art, naive, empfindsame und witzige oder schäckernde Epigramme; Lieder der leichtern fröhlichen Gattung; andere, einem Herzen voll Gefühl entsprossen; noch andere, die den sinnigen Ernst unter leichter Hülle verbergen; Elegien im Sinne der Alten und Neuen; Oden, die man zum Theil den erhabensten zuzählen muß; Romanzen und Balladen, bald lieblich heiter, bald schaurig, bald furchtbar, ausserdem eine Menge lyrischer Gedichte, die kaum unter die gangbaren Titel der Poetik würden zu bringen seyn; Idyllen voll Anmuth und Innigkeit des Gefühls; drei Romane, jeden von andern Ton, Geist und Styl: den sentimental lyrischen „Werther," den naiv-epischen „Wilhelm Meister," die idyllisch-breiten „Wahlverwandtschaften" mit ihrer tiefen moralischen Bedeutung und ihrer tragischen Katastrophe; Tragödien, in deren jeder ein anderer Geist weht, und deren jede von der andern so verschieden ist, daß man kaum denselben Urheber vermuthen

sollte; „Götz von Berlichingen" voll treuherziger teutscher Einfalt, aber auch altteutscher Kraft und Kernhaftigkeit, eine Shakspeare'sche Composition, etwas wild, aber nicht ohne Einheit; „Egmont", bei aller Wahrheit und Naturtreue selbst in's Phantastische überspielend; „Clavigo", in seiner bürgerlichen Sphäre an's französische tragische Theater erinnernd; „Iphigenia", voll griechischer Idealität; „Tasso", voll italienischer Milde und Wärme, beide voll Zartheit und Anmuth, und doch nicht ohne Kraft und Würde; „Eugenie" mit ihrer Politur, „der Großkophtha", diese psychologische Entfaltung, und „Faust", gegen den keine Nation etwas Gleiches stellen kann: — wie verriethen diese wohl durch sich einen und denselben Meister? Nicht minder verschieden sind die Lustspiele und Dramen: „Die Mitschuldigen", „die Laune des Verliebten", der französischen komischen Bühne getreu, „Stella", mit ihrer südlichen Glut, „die Geschwister" mit ihrer teutschen Innigkeit, „Erwin und Elmire" mit ihrer romantischen Schwärmerei, „der Jahrmarkt von Pleudersweilern", „der Triumph der Empfindsamkeit" mit ihrer barocken Laune und doch wunderbaren Kraft der Wahrheit im Komischen, was im Tragischen „Faust": wer fände auch hier wohl eine Familienähnlichkeit aus? Vergesse man dabei nicht seine Singpiele und Dramolets: die phantastische „Lila", die seltsame „Claudina von Villa Bella", die idylische „Jery und Bätely", „Künstlers Erdenwallen und Apotheose", so anspruchlos und doch so gehaltvoll und tief, „Palöophron und Neoterpe", „Was wir bringen" u. a. m. Des Dramatischen ist, wie man sieht, am meisten gegeben, und dennoch findet man Göthe als Epiker nicht unbedeutender, mag man nun seine schon genannten drei Romane, oder sein Bruchstück eines romantischen Epos, „die Weissagungen", oder seine kleinern poetischen Erzählungen und Schildereien, z. B. „Hans Sachsens Sendung", so ganz im Geist und in der Manier des wackern Meistersängers, betrachten. Damit aber kein Feld der Poesie von ihm unangebaut bliebe, stellt er

als didaktischer Dichter sich durch seine Episteln dem Horaz an die Seite. So viel und so vielerlei gab Göthe als Dichter; was hat er aber nicht als Kunstfreund und Kunstkenner, früher in zerstreuten Aufsätzen, späterhin in „Propyläen", in Programmen, der „Jenaischen Literaturzeitung", in Recensionen für dieselbe (z. B. der Gedichte von Voß, Grübel, Hebel, der Wunderhorns u. a.), in dem Anhange zur Uebersezung der Biographie Benvenuto Cellini's, „Rameau's Neffen", von Diderot, in „Winkelmann und sein Jahrhundert", in seinen „Briefen aus Italien", und in Gemeinschaft mit Meyer, und dem Nestor der weimarischen Kunstfreunde (W. K. F.) geliefert! Aber auch in ganz heterogen scheinenden Gebieten treffen wir ihn. Er schrieb ein treffliches Werk über die Metamorphose der Pflanzen, und zwei über Optik und Farbenlehre. Daß er über einen juridischen Gegenstand schrieb, wird von dem Doktor der Rechte nicht befremden, wohl befremden aber konnten seine Briefe über die Offenbarung u. a. theologische Gegenstände, die man ungenannt lassen könnte, wenn nicht in der leztern Zeit auch Göthe's religiöse Ansichten wären in Anspruch genommen, und der Hang einer neuen ästhetischen Schule zum Katholicismus als von ihm ausgehend wäre betrachtet worden. Es drängt sich hier überhaupt die Betrachtung auf, daß Göthe fast mit Allem, was er leistete, und nicht selten auch mit Dem, was er war, einen großen Einfluß auf die Literatur und Cultur seines Zeitalters gewann, und so gewissermassen als der Mittelpunkt zu betrachten ist, von welchen aus seit vier Jahrzehenden die verschiedene Gestaltung des ästhetischen und sittlichen Wesens der Teutschen ihre Richtung genommen hat. Seine frühesten, die herkömmlichen Regeln damals geltender Kunsttheorien umstürzenden Erzeugnisse führten eine Genieperiode herbei, die man nach einem Schauspiele des gleichzeitigen Klinger die Sturm- und Drangperiode genannt hat, und wohl mit Recht als einen Sturm auf

den

den damaligen teutschen Parnaß und seine französische Verzäunung betrachten mag. „Werther" führte die empfindsame Periode, „Götz" den Tumult der Ritterschauspiele und Romane herbei, und stellte Shakspeare als Muster für unsere dramatischen Dichter hin. Die Aesthetik wurde in jener Zeit durchaus revolutionär, und man frage nicht, ob es die Sitten nicht auch wurden, denn man denke nur an Die, denen „Werther" die Pistole in die Hand gab, woran freilich der Dichter sehr unschuldig war, an die Seuche der Empfindelei, an die Derbheit des Tons und die Freiheit der Sitten, nachdem Göthe durch Laune, Satyre und komischen Witz seine frühern Einflüße selbst weggescherzt und gespottet hatte. Wie durch einen Zauberschlag verwandelt erschien er auf einmal im neunten Jahrzehend, denn seine „Iphigenia", sein „Tasso", treten einher in der höhern Glorie griechischer Idealität, die selbst in seinem, obschon dem Shakspeare nähern, „Egmont" nicht zu verkennen ist. Im „Faust", der alles in sich vereinigt, was Göthe's Genie Großes und Herrliches vermag, hatte er den Gipfel seiner Vollendung erreicht. Es darf nicht verwundern, von diesen Werken keine schnelle Wirkung zu sehen; aber sie blieb nicht aus und wurzelte tief, denn in Aesthetik und Sitten fing man nachher an, auf Idealität zu dringen. Wie „Wilhelm Meister" im lezten Jahrzehend des verflossenen Jahrhunderts wirkte, ist uns Allen noch im Gedächtniß. Nicht bloß Künstlerromane folgten in großer Anzahl, sondern das Künstlerleben erschien nun auch in höherer Bedeutung, und eine Aesthetik entstand, wie sie die Vorzeit zwar geahnet, nie aber noch ausgebildet hatte. Die Aesthetik erschien als Vollenderin des Lebens und der Philosophie. Die Moral erhielt eine untergeordnete Rolle, die Religion aber, eine Zeitlang der Moral nur dienstbar, erhob sich über sie, indem sie mit der Kunst Eins ward. Mit der Aesthetik ergriff man demnach auch die Religion, ja man konnte nicht religiös seyn, ohne ästhetisch zu seyn,

und eine schöne Seele sich nur in dieser ästhetisch-religiösen Innerlichkeit bewähren. So hat Göthe unter uns gewirkt. Es ist keine Frage: ein Geist, der solche Wirkungen hervor zu bringen fähig war, muß ein ungewöhnlich ausgezeichneter Geist seyn. Bisweilen wohl mag es gelingen, daß durch Gunst der Zeit ein nur mäßig begabter Mann über die Häupter der Andern emporragt; die Zeit aber ändert sich, und er erscheint dann, was er ist. Nicht also bei Göthe, der nicht bloß von der Zeit empfing, sondern ihr auch reichlich gab. Zu Hunderten liegen die Nachahmungen Göthe'scher Werke im Grabe der Vergessenheit beisammen, die Muster Göthe's kennt, liest, bewundert man noch heute; die Perioden, in welchen „Götz", „Werther", „Meister", haben dadurch nicht verloren. Beweises genug, daß sie nicht allein durch den zweideutigen Reiz der Neuheit entzückten, sondern durch innern tiefen Gehalt, durch eigne Vortrefflichkeit, durch Das, was allen gebildeten Zeiten und Völkern gilt.

Die Perioden von Göthe's äussern Leben hängen mit den Perioden seines Dichterlebens aufs innigste zusammen. In dem leztern unterscheidet man deren füglich drei, die man die sentimentale Kraftperiode, die ideale und die elegante nennen kann. „Götz" und „Werther" waren es, welche in der ersten Periode theils allgemeines Staunen, theils allgemeine Bewunderung erregten. In beiden hatte Göthe seine liebsten Neigungen befriedigen können, seine mit ihm aufgewachsene Neigung zur teutschen Vorwelt und zu Darstellung Dessen, was als allgemein Menschliches seine Brust in Schmerz und Freude bewegte. Unläugbar hatte der Dichter bei „Werther" und „Götz", wie später bei vielen andern Werken, Etwas vor sich, woran er sich hielt, dort das Schicksal des jungen Jerusalem, hier die Selbstbiographie des männlichen Götz, von welcher wir ganze Stellen in dem Drama wieder finden. Man hat deßhalb seine Erfindungs-

gabe verdächtig machen wollen. Als ob auch nicht der gefundene Stoff noch immer der poetischen Erfindung bedürfe! Diese aber zeigt sich schon im „Werther" und „Götz" auf eine merkwürdige Weise. Man kann ebensowenig eine, bis in die feinsten Nebenzüge treffende ästhetische Charakteristik der Personen verkennen, als eine selbst das Einzelne beachtende Entfaltung der Begebenheiten, und eine solche Anordnung derselben, daß es scheint, Alles sey aus unmittelbarer Anschauung oder Empfindung in einem Gusse hingeströmt, mehr ein Naturgewächs, als ein Werk der Kunst. Das Eingehen in ein Fremdes bis zur höchsten Selbstverläugnung erscheint bei Göthe begleitet von einer ungemeinen Leichtigkeit, auch fremde Darstellungsarten sich anzueignen. Wer traf den Ton des Volkliedes wie Er? Wer traf Hans Sachs's Manier so gut? Und kann man im „Götz" und in etlichen Lustspielen den Shakspeare, in den „Vögeln" den Aristophanes, in der „Iphigenia" die griechischen Tragiker, in „Hermann und Dorothea" den Homer, in den „Römischen Elegien" den Properz und in den „Epigrammen von Venedig" den Martial verkennen? Seine Aneignung ist nicht die sklavische des Nachahmers, sondern die selbstthätige einer sehr erregbaren Phantasie; und bei seiner Nachbildung opfert er nie seine Selbstständigkeit auf. Solch einen poetischen Proteus kündigten nun schon „Götz" und „Werther" an, und das Nächstfolgende bestätigte ihn, wenn gleich er darin an die Vollkommenheit der frühern Werke nicht reichte. Göthe's Talent, sich leicht in die Zustände Anderer zu finden, und ihr Daseyn mitzufühlen, ließ ihm nämlich manchen Mißgriff thun. So zum Beispiel im „Clavigo" und späterhin in dem „Großkophta", der übrigens, wenn nicht an Wahrheit der Charaktere, doch an Kraft und Frische, Leichtigkeit der Bewegung, wirksamen Situationen, Interesse der Handlung, Tiefe des Gefühles und Verwickelung, dem „Clavigo" weit nachsteht. Indeß das eigentlich Peinigende und manche canibalische Aeusse-

rung des Beaumarchais abgerechnet, steht er doch würdiger neben „Götz“ und „Werther“ als die empfindsamen Nachklänge des letztern, „Stella“ und „Erwin und Elmire“ nach der ersten Mittheilung nämlich in der Iris — daß Göthe hier in Gefahr stand, vielleicht vom Beifalle berauscht, manierirt und nachlässig zu werden, diese so klaren und doch so tiefen, so zart gefühlten, und so leicht hingehauchten ätherischen Wesen, deren süße Zaubergewalt wohl Jeder empfunden hat. In Göthe's Liedern und Romanzen herrscht zuerst wieder der verklungene Volkston, welcher von der Zeit an der ganzen teutschen Lyrik einen neuen frischen Lebensodem einhauchte. Betrachtet man aber alles von Göthe in dieser Periode Geleistete genauer, so sieht man, es ist volksmäßiger, es ist voll Teuschheit, für welche Lessing bereits männlich gekämpft hatte, und welche Göthe glücklicher erreichte, als die um jene Zeiten auflebenden neuen Barden. Dieses Volksmäßige konnte aber nur als Opposition gegen das Herkömmliche durchgeführt werden; und Niemand war geeigneter dazu, eine Oppositionspartei anzuführen, als eben Göthe. Kein Wunder, wenn sich jener verwegene Humor, der sich dem Augenblick überlegen fühlt, besonders kräftig meldete. Bekanntlich ging es nicht ohne einigen Cynismus ab, und das Natürlichkeitsprincip wurde ziemlich weit ausgedehnt. Nun verflossen 12 Jahre, ohne daß man von Göthe viel Bedeutendes vernommen hätte. Desto größer war die Ueberraschung, als er wieder erschien. Man muß indeß nicht glauben, als ob alle Werke, die um diese Zeit erschienen, auch Werke dieser Periode wären. Beobachtung der Chronologie ist hier sehr nöthig und wird zeigen, daß zwischen dieser und der ersten Periode ein Mittelzustand stattgefunden, in welchem der Dichter durch Ironie sich selbst reinigte und die streitenden Kräfte seines entzweiten Wesens mildernd zur Harmonie stimmte. In diesen Zwischenzustand gehören unstreitig mehrere komische und satyrische Erzeugnisse, z. B. der „Triumph der Empfindsamkeit“ u. a.

Mit ihnen trat er aus der Befangenheit des vorigen Zeitalters und erhob sich auf einen höhern Standpunkt. Spielend ergötzte er sich da oft noch an dem Leben und Treiben unter ihm, z. B. im „Jahrmarkt zu Plundersweilern", worin er dem Leben die heitere Seite abgewann. Immer näher trat er hiermit dem Gebiete der reinen Schönheit, die ihm den duftigsten ihrer Kränze um die Schläfe schlang, als er die „Iphigenia" auf ihren Altar niederlegte. Mit Recht nennt A. W. Schlegel sie einen Nachgesang der Griechen. Ohne Nachkünstelung veralteter, für uns immer fremder, Formen ist hier ein von griechischem Geiste durchdrungenes Werk. Erfreulich schließt sich an „Iphigenia" „Tasso" an, der jener vielleicht nur als Composition nachsteht, denn nachtheilig bleibt es immer, daß zur Beruhigung die Ueberlegung aufgefordert wird. Mag nun aber „Tasso" auch kein Drama im strengen Sinne der Theorie seyn, so bleibt er doch bewundernswürdig als Charaktergemälde, als ein Gedicht über den Dichter und seine Werke, das wir gern mit Müller das für Verständniß der Poesie lehrreichste und tiefsinnigste nennen. Nur Göthe konnte es wagen, diesen Tasso darzustellen, und selbst Göthe konnte es nur in dieser Periode ganz gelingen. Hier aber vereinigte sich auch Alles dazu. Am Hofe Armaliens fand er den Stoff zu seinen Umgebungen des Tasso, und lernte eben den Ton treffen, der solchen Umgebungen eignete. Muß man demnach aber nicht fragen: ob nicht Göthe der Hof- und Staatsmann einen wesentlichen Einfluß auf Göthe den Dichter hatte? Uns däucht, gar sehr, und zwar einen sehr günstigen. Schon durch das Zusammengenommene, Gehaltene, das seine Lage erforderte (die übrigens nicht selten Veranlassung gegeben hat, ihn auch als Menschen zu verkennen oder falsch zu beurtheilen), wurde er dem Ideale näher zugeführt; denn er konnte unmöglich wie ein gemeiner Höfling bloß zu der Leerheit des äussern Anstandes kommen. Nächst diesem seinem Hofleben, und zwar in Weimar, hatte

Nichts größern Einfluß auf seine Verwandlung, als sein Aufenthalt in Italien. Während seiner ersten Periode neigte er sich in der bildenden Kunst besonders auf die Seite der Niederländer, gegen die er auch nachher nie ungerecht geworden ist, so wie er auch nie aufgehört hat, als Dichter von Zeit zu Zeit wenigstens niederländische Scenen zu liefern: allein Italien öffnete ihm das Auge über das Höhere der Kunst, und sein reiches Gemüth, welches zugleich das Hohe und kindlich Liebliche umfaßt, sein zarter und zugleich tiefer Sinn für Natur und Kunst, neigten sich jezt mit Liebe zu dem Edlern und Höhern hin. An die Stelle seines sonstigen Natürlichkeitsprincips trat jezt die Idealität, aber jene ächte, welche die Natur in das Reich der Ideen und der reinen Schönheit überträgt. Von drei Hauptwerken, die noch in diese Periode fallen, „Wilhelm Meister", „Faust" und „Hermann und Dorothea", trägt das leztere den Stempel dieser Idealität am reinsten ausgeprägt. A. W. Schlegel und W. von Humboldt haben dieses Epos so beleuchtet, daß jedes Wort darüber überflüßig scheint; „Wilhelm Meister" würde ihm ganz an die Seite gesezt werden können, wenn er nicht unbefriedigend als Ganzes wäre. Was Göthe damit gewollt, bleibt immer räthselhaft, und nur dieß Eine tritt mit Gewißheit hervor, daß Meister noch kein Meister geworden ist. Ueber die Einheit und Ganzheit der Lehrjahre können wir also jezt eigentlich kein zureichendes Urtheil fällen, da auch die unvollendeten „Wanderjahre" keine genügende Aufklärung über die Tendenz des Ganzen geben. Dessen ungeachtet bleibt „Meister" eines der vorzüglichsten Göthe'schen Werke, denn in ihm und im „Faust" vereinigt sich die ganze Universalität des Göthe'schen Geistes. Und diese Sprache, die wie ein schöner Strom in ruhiger Klarheit und der schönsten Bewegung sich ergießt, dieser Ausdruck, der sich wie ein schöner Körper an die zarte Seele anschmiegt, so einfach oder nüchtern, so zierlich ohne kostbar, so wahr ohne gesucht, so beredet

ohne thetorisch zu seyn, wo findet sie ihres Gleichen? Vergleicht man, in Beziehung auf den Dichter, den „Meister“ mit „Werther“, so sieht man, wie in diesem der Dichter noch mit Leben und Schicksal ringt, im Meister aber sie besiegt hat, und alles Heil in einer harmonischen Bildung fand, die man auch als Tendenz des „Meister“ betrachten muß. Durch seine leidenschaftlose, ruhige, objective Ansicht der Welt und des Lebens hatte sich eine Weltanschauung in ihm gebildet, die, gleich entfernt von einseitiger Beschränktheit als vorgefaßter Meinung, ihn jedes als zweckmäßig an seine Stelle, das Einzelne im Zusammenwirken mit dem Ganzen, und im menschlichen Leben das Streben und Thun als die Hauptsache betrachten ließ. Nothwendig warf dieß auch ein milderes Licht auf jenen dunklen Punkt im Menschenleben, wo die Fäden desselben an ein unergründliches Schicksal geknüpft sind. Das erhob ihn jezt zur Idee einer Theadicee, und diese sehen wir im „Faust“, denn wir müßten uns sehr irren, wenn Faust nicht gerettet werden, der Himmel über die Hölle nicht den Sieg davon tragen sollte. „Faust“ ist demnach ein philosophisch-, oder will man lieber, religiös-didaktisches Drama. Das Höchste und Tiefste, das Lieblichste und Rührendste, was eine menschliche Brust bewegen kann, ist darin niedergelegt, durchdrungen von der tiefsten Poesie. An die Composition des Ganzen (leider ist es erst eine Hälfte!) haben sich Manche gestoßen, besonders darum, weil sie dabei an das Theater gedacht haben, für welches die riesenhafte Composition nicht geschaffen ist. Und gleichwohl ist eben diese eine Vortrefflichkeit mehr, mag man sie nun aus dem Gesichtspunkte der Zeit, in welche das Stück fällt, oder des Sujets betrachten, das ohne phantastische Behandlung nicht bleibt, was es ist. Das Flache und Alltägliche müßte hier ebensowohl als das Würdige und Erhabene seine Stelle finden, und es ist für den „Faust“ ein Glück, was für den Meister ein Unglück hätte werden können, daß

beide Perioden des Dichters sich darin berühren. Auch gehört er beiden an.

Nachdem sich zu Ende von Göthe's zweiter Periode noch einmal jener dem Augenblick überlegene Humor in den „Xenien" gezeigt, und er damit eigentlich die Losung zu einer neuen Kraftperiode gegeben hatte, schien die schaffende Kraft Göthe's allgemach zu versiegen. Und wahr ist es, seitdem er Voltaire's „Mohammed" und „Tancred" übersezt hatte, hat er, wenn man einige Lieder und Romanzen ausnimmt, Nichts geliefert, was an die vorige Kraft und Fülle reichte, Nichts, worin er nicht befangen in seiner Zeit erschien. Mit seiner „Eugenie" war es auf eine Trilogie, wie bei Schillers „Wallenstein" abgesehen; allein es blieb beim ersten Theile. Man darf sie in gewisser Hinsicht das vollendetste Werk des Dichters nennen; kein anders ist so gefeilt, so geglättet. Huber sagte: „Freilich marmorglatt, aber auch marmorkalt!" Alles ist aufgeboten für die Form, und der metaphysische Idealismus verräth sich schon durch das Personale. Sind es nicht lauter Abstracta? Man sieht deßhalb Göthe wohl hier und da, aber er waltet nicht durch das Ganze, und dieses Werk mehr elegant als schön. Kaum läßt sich ähnliches von den „Wahlverwandtschaften" behaupten, welche sich durch meisterhafte Darstellung auszeichnen. Unbillig hat man dem Werke den Vorwurf der Unsittlichkeit gemacht. Eduard soll ja eben so wenig Muster für uns seyn, als ehedem „Werther." Fast möchte man sagen, daß sich in Göthe's Werken alle drei Style der griechischen Plastik zeigen, in der ersten Periode der große, aber harte, in der zweiten der schöne, in der dritten der zierliche. Das schönste Geschenk, das Göthe uns in neuester Zeit gemacht hat, ist seine Biographie. Er zeigt darin ganz seine Offenheit, Wahrheit, Redlichkeit. Viel hatte Göthe auch für bildende Künste, für Schauspielkunst, für Naturbeobachtung geleistet. In Hin-

sicht auf bildende Künste und Schauspielkunst nicht bloß als Schriftsteller, sondern auch ermunternd, befördernd. Wichtig waren in dieser Hinsicht die weimarischen Kunstausstellungen und das weimarische Theater unter Göthe's Leitung; Pflanzschulen der Kunst, wie sie nur bei Göthe's Maximen und liberaler Gesinnung gedeihen konnten. Und sollte man nicht auch der mannigfaltigen architektonischen und Gartenanlagen in und um Weimar, nicht Dessen endlich gedenken, was durch Weimar von Jena ausging? Vielfach hat Göthe durch dieß Alles, bald selbst ausführend, bald anregend durch Lehre und Beispiel, auf seine Nation gewirkt. Daß er nicht überall das Höchste erreicht, und Manches verfehlt haben kann, ist sehr natürlich, und kann ihm nicht zum Vorwurf gereichen.

Indem aber Göthe fortgefahren, mannigfach die vaterländische Kunst und Wissenschaft zu berühren, haben die neuern Schöpfungen in Beziehung auf seinen eignen Geist, dessen Auffassung und Verständniß noch bei weitem nicht vollendet scheint, uns um so mehr befähigt, manchen tiefern Blick zu wagen, um nach und nach den ganzen Mann zu ergründen, da wir in seinen Arbeiten mehr als nur die Früchte der lezten 6 oder 7 Jahre erhalten haben, wenn auch dieselben erst in dieser Zeit zur Reife gekommen sind. Das Zögern des Verfassers mit ihrer Herausgabe vermehrt die Berechtigung, das Licht zu benutzen, welches sie auf die frühern Aeusserungsweisen seines Geistes zurückwerfen. Der Dichtung und Darstellung gehören unter den neuern Arbeiten an der „Westöstliche Divan" und der erste Band des Romans, „Wilhelm Meisters Wanderjahre." Schon diese zwei Bücher enthalten Vieles, was rein belehrend zu nennen ist. Noch mehr findet sich dessen in den beiden Theilen, welche des Dichters Lebenserinnerungen fortsezen, demnächst auch in einzelnen Gedichten, welche als heitere Unterbrechungen des ernsten Vortrags die rein wissenschaftlichen Werke zieren.

Der Zweck dieser leztern Werke ist Kunststudium und Naturstudium. Jenen ist die in kleinen Lieferungen erscheinende Schrift für „Kunst und Alterthum“ gewidmet, die einer frühern „Rhein und Main“ genannt, folgte. Mit der Naturbetrachtung beschäftigen sich die Beiträge „Zur Naturwissenschaft überhaupt, insbesondere zur Morphologie“, deren erster Band geschlossen ist. — Nach den vorliegenden Resultaten hat während der leztern Jahre Göthe's wissenschaftliche Thätigkeit über die schaffende und darstellende das Uebergewicht gewonnen. Die jezt hervorragenden wissenschaftlichen Werke Göthe's sind reich an Aufschlüssen über Gegenstände des objectiven Wissens und enthalten zugleich Aufklärungen über die tiefe Natur ihres Verfassers. Bemühungen für Optik und Farbenlehre, für die Erklärung der Erscheinungen des Lichts, für Mineralogie, Geognosie und Botanik, für Anatomie, Physiologie und Astronomie, für Wetterkunde und für manche den genannten sich anschließende Gegenstände kündigten allen diesen Wissenschaften eine neue volle hoffnungsvolle Bahn an. In allen seinen leztern Werken, den künstlerischen wie den wissenschaftlichen, zeigt sich Göthe in wachsender Uebereinstimmung mit dem Leben und mit den Gegenständen des Wissens. Die Lehrjahre erscheinen als ein Vermittlungsversuch mit dem Leben in seiner Ganzheit, aber nicht als ein unbedingt gelungener Versuch. Wie der Dichter noch zweifelt, um so mehr, je näher er den Resultaten der Bildung rückt, so zweifelt auch sein Werk, und das Schönste, was wir von den Situationen und Ansichten erwarten, wird oft von einer unbezwinglich hervorbrechenden Ironie verschüttet. Eine Bildung, die Nichts zu bilden findet, die, der Unterlage eines tüchtigen, bildungsfähigen Stoffs entblößt, beglättete Allgemeinheit wird, eine Entwickelung, die das zur Entwickelung zu bringende Wesen durch Uebermaaß in der Richtung verflüchtigt und vernichtet; beiden gegenüber aber ein geheimnißvoll verschlossener, doch in der Entwickelung zertretener Keim, der zu höhern Ahnun-

gen berechtigte: diese zwei Gegensätze bringen „Meister's Lehrjahre" in fortlaufender Abwechslung zur Erscheinung. Der Schluß endlich gibt ein tragisches Aushauchen des durch übertriebene Bildung oder Verbildung unterdrückten Lebens. Ein bloßes Gerüst, ein conventionelles Wesen, eine schaubühnenartige Lebensverbindung und ein Lehrbrief verdrängen die Fülle der frühern Erwartungen. Sie sind das Ergebniß, welches die mannigfachen Bemühungen krönt. Mag auch vielleicht der Dichter, als er anfing zu schreiben, gehofft haben, einen befriedigendern Erfolg darstellen zu dürfen als den, welcher sein Werk schließen müßte, dem Werke selbst erwächst daraus kein Tadel. Romane werden vielleicht gerade dann erst recht bedeutend, wenn der Dichter, statt sie plangemäß zu schreiben, in seinem Lebensgange einen Genius besitzt, der ihm den Gang der Begebenheiten und die Hauptwendungen vorschreibt. Göthe scheint an sich, scheint an äussern Umgebungen, ja scheint an gewissen allgemeinen Erfolgen der bekannten, lediglich auf Bildung und Kunstsinn gerichteten Bemühungen die Erfahrung gemacht zu haben, daß sie am Ende nicht leisten, was sie versprachen. Diese Betrachtung gibt einen erklärenden Leitfaden, welcher um so weiter führt, wenn unvergessen bleibt, daß Vieles für „Wilhelm Meisters Lebensjahre" bereits vorgearbeitet seyn mochte, bevor Göthe den Feldzug in der Champagne mitmachte, welchen der fünfte Band seiner Denkwürdigkeiten so ungemein anmuthig beschreibt. — Durch alle Lieder des „Divan" weht das ungetrübte Gefühl einer unerwartet eingetretenen Befriedigung mit dem Leben und einer heitern Zufriedenheit mit jedem Zustande des Daseyns. Der Zeitraum, um welchen diese Sammlung lyrischer Gedichte entstanden ist, kündigt sich deutlich durch dasjenige Lied an, welches sie eröffnet. Es ist die Periode, wo alles zersplitterte, Throne einstürzten und Reiche zitterten. Jezt, wo Alles trauern und verzweifeln mußte, hatte Göthe den Kampf mit sich und der Aussenwelt ausgekämpft, und er vermochte wohlgemuth in das Ursprungstiefe zu drin-

gen, wo die Menschen „noch von Gott empfingen Himmelslehr' in Erdensprachen, und sich nicht den Kopf zerbrachen." Der mit sich und der Aussenwelt einig gewordene Mensch widersteht den äussern Drangsalen und wird keineswegs durch sie entmuthigt. Ist es aber wohl möglich, vollkommener und reiner guten Muthes zu seyn, wie der Dichter des „Divan"? Nur scheint diese Sammlung noch nicht das richtige Verständniß gefunden zu haben, dessen sie bedarf. Denn dem heitern Sinne, welcher sie vom Anfange bis zum Ende erfüllt, liegt doch etwas sehr Tiefsinniges zu Grunde, und dieß ist ganz aus der Zeit gegriffen. Man scheint nicht eingesehen zu haben, wie sich in jenem Osten, den Göthe aufsucht und durchwandelt, eigentlich das Schicksal des Westens abgespiegelt hat. Denn abgesehen von der Persönlichkeit des Dichters und die objective Seite jener Liedersammlung betrachtet, gibt sie ein Bild von dem was der Mensch im abgeschlossenen Despotismus aus seinem Leben macht. Hier steht er einzeln und isolirt da mit allem seinen Treiben, Denken und Empfinden. Dieß, was anfangs Göthe so bitter schmerzt, hat für ihn die Herbigkeit verloren. Er selbst ist zum Nachbilde eines jener glückseligen Weisen geworden, welche wir so oft im Morgenlande antreffen, deren ungetrübte Seelenklarheit nichts Zeitliches zu stören vermag, die überall ein Vaterland finden, weil im eignen Busen Ruhe und Heiterkeit wohnt. — Die Schrift „für Alterthum und Kunst" bemüht sich, den Standpunkt näher zu rücken, aus welchem jede Hervorbringung des Menschengeistes betrachtet werden muß, bevor deren richtige Würdigung gelingen kann. In diesem Sinne betrachtet sie frühere Werke der Kunst und Das, was die Zeit leistet, indem bald das Verständniß desselben befördert, bald das Gelungene, und wenn es auch nur zum Aussenwerk gehört, angezeigt wird. Doch erscheint hier Göthe mehr belehrend als lernend. Denn auch das hatte er eigen, das am herrlichsten und am tiefsten da zu belehren pflegt, wo er selbst mitlernt. Nie geschieht dieß voll-

kommener, als wenn er das Buch der Natur liest. Was er auf diesem Wege erworben, das theilt er in seinen naturwissenschaftlichen und morphologischen Beiträgen mit. Es galt nicht Geringeres, als an die Stelle jenes vereinzelnden Zerstörens, welches die Wissenschaft, um mit Bequemlichkeit ihr Ziel zu erreichen, in den Geistesoperationen ebensowohl wie im objectiven Inhalte der Erscheinungen vernahm, wieder ein lebendiges, zur vollkommenen Ganzheit führendes Band zu gewinnen. Der erste Schritt geschah dazu, indem Beobachtung, Zergliederung, Folgerung, Ahnung und geschichtliche Erzählungen, als mannigfache Thätigkeiten, in welche ein und derselbe Geist sich verwandelt, zusammengefaßt und benutzt wurden, das Geheimniß zu begreifen. Die wissenschaftliche Zerreissung hatte zur Folge gehabt, daß jedes Organ, gleichsam jeder Sinn, Alles nur auf eine Weise zu verstehen, und seine Art des Verstehens obenan zu sezen trachtete. So zerstörten sich die vereinzelten Geistesoperationen, weil man mit jeder Disciplin das Ganze erobern wollte, und weil man vergaß, daß nur der ganze Mensch in der Zusammenwirkung aller seiner Sinne und Kräfte des Ganzen inne zu werden vermag. Diese neue Methode, diese Erlösung der Naturwissenschaft von der tödtendsten Fessel haben wir Göthe in einer Zeit zu verdanken, wo die Noth dringend war, einen Hauch der Beseelung, welcher das Ganze durchdrang, in sie aufzunehmen. — Einer wenigstens geschichtlichen Erwähnung verdient die Kritik, welche die berüchtigten falschen Wanderjahre (Quedlinburg, seit 1821) über den großen Meister teutscher Kunst und Wissenschaft mit großem Geschrei des Marktes haben ergehen lassen. Diese seltsame Erscheinung hängt mit der frömmelnden Mode der Zeit zusammen, die auch das Schöne und Wahre so gern vor das Zuchtgericht einer einseitigen Moral und religiösen Dogmatik ziehen möchte. Göthe hat dazu geschwiegen, und das Geschrei ist verhallt. Das unverschämte Geschwätz des Engländers Glavor (wer er auch seyn mag) gehört an

den Schandpfahl der literarischen Welt. Aber rühmlich für den Meister wie für das Volk, das ihn den Seinigen nennt, ist die Theilnahme, die bei seiner lezten Krankheit und bei den Gerüchten von seinem Tode durch ganz Teutschland ging, zum sichern Zeugnisse, daß sein großes Verdienst in einer vielbewegten Zeit und mitten unter den entgegengesezten Bestrebungen nicht unerkannt geblieben ist.

Geliebt von Vielen, vergöttert von Einigen, bewundert von Allen, ward Göthe freilich von Einzelnen auch angefeindet, damit aber theilt er nur das Loos der ausgezeichneten Männer aller Zeiten und Völker.

FÜRST von WREDE.

Wrede.

Freier hebt sich die Brust des Kriegers und vertrauender schreitet er dem Kampfe entgegen, wenn eines Feldherrn Schlachtenruf ertönt, der durch ausgezeichnete persönliche Tapferkeit, schnellen und richtigen militärischen Ueberblick, Feuer und Besonnenheit, im engen Vereine mit Biedersinn und kraftvoller Thätigkeit, die Achtung, die Liebe, und das Vertrauen der Nation sich errungen hat. Welcher Bayer wird sich nicht mit dem Jauchzen der Begeisterung in die brausende Schlacht stürzen, wenn er einen Wrede an seiner Spitze sieht! — Daß Wrede ein um Thron und Bayern hochverdienter Mann ist, erkennt nicht nur der Zeitgenosse, auch künftige Generationen werden es anerkennen.

Dem Geschichtsforscher und der Nachwelt sey überlassen, Wredens Wirken als Staatsmann, in den wichtigsten Angelegenheiten der bayerischen Krone, während des Wiener Congresses in den Jahren 1814 und 1815 als ausserordentlichen Gesandten, während der Pariser Unterhandlungen u. s. w., dann die Resultate dieses Wirkens seit den nun beendigten Kriegen, in Bezug auf die eingeführte repräsentative Verfassung u. s. w., gerecht und ohne Leidenschaft zu beurtheilen;

ich beschränke mich, den Kontourn seines thatenreichen Kriegslebens zu entwerfen, und auf die unbestechbarste Rechtlichkeit und strengste Pflichterfüllung hinzuweisen, womit Fürst Wrede das tief gegründete Vertrauen seines hochherzigen Königs für das Beste des Staates und seiner Mitbürger zu benüzzen wußte.

Am 29. April 1767 wurde Karl Philipp Freyherr von Wrede zu Heidelberg geboren. Sein Vater, Ferdinand Joseph Freyherr von Wrede, churpfälzischer Geheimerath und Landschreiber des Oberamts Heidelberg, hatte als Staatsdiener durch die richtigste Geschäftsführung und den regsten Eifer, als Privatmann durch unendliche Herzensgüte, geraden teutschen Sinn und vorzügliche Wohlthätigkeit die Herzen seiner Mitmenschen an sich gefesselt; Wrede's Mutter, eine geborne von Jünger, war eine Dame, die durch ausserordentliche Vorzüge des Geistes und des Gemüths eine allgemeine Huldigung verdiente.

Vom Jahre 1784 bis Ende 1786 machte der junge Wrede auf der hohen Schule zu Heidelberg seine zu einstiger Civilanstellung erforderlichen Studien, besonders weihte er sich der Forstwirthschaft. Schon in frühester Jugend beseelte ihn eine überwiegende Vorliebe für den Militärstand; doch des Vaters Wünsche, den talentvollen Sohn einst im Civile beschäftigt zu wissen, war ihm gewichtiger, als die eigne Neigung, und er verwendete die den Studien festgesezte Zeit so gut, daß die während derselben erworbene literarische und intellectuelle Ausbildung ihn fähig machte, sich sowohl vor als nach dem Beginnen seiner militärischen Laufbahn den wichtigsten diplomatischen Sendungen zu unterziehen. Auch jene Selbstständigkeit, durch die er in spätern Zeiten als Heerführer glänzte, war die früchtereiche Aernte emsiger Jugendsaaten.

Baron

Baron Wrede's erste Anstellung war die eines Hofgerichtsraths in Mannheim, dann die eines Assessors beim Oberamte Heidelberg. Nun erschien eine Periode, welche der bisherigen Laufbahn des jungen Staatsdieners eine mit seiner Neigung mehr im Einklange stehende Richtung gab. Der im Jahre 1792 erfolgte Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich veranlaßte die Aufstellung eines österreichischen Truppencorps zu Schwezingen. Diesem von dem kaiserlich königlichen Oberst-Feldzeugmeister Fürsten Hohenlohe commandirten Corps wurde Baron Wrede als pfälzischer Landeskommissär beigegeben. Bald erkannte dieser ehrwürdige, in den militärischen Annalen rühmlichst lebende Feldherr nicht nur Wrede's solide Geschäftskenntnisse, sondern auch dessen hervorstehende militärische Eigenschaften; er würdigte ihn eines unbegränzten Vertrauens, welches sich in der Erlaubniß der Beobachtung des Gangs der Operationen in der Militärkanzlei zur Genüge aussprach, und bezeichnete nach Beendigung der Campagne von 1793 den Landeskommissär Baron Wrede dem österreichischen Hofe als den würdigsten und tüchtigsten zur Charge eines pfälzischen Oberlandeskommissärs bei der unter Wurmser sich am Rheine aufstellenden großen österreichischen Armee. Wrede erhielt auf der Stelle diese eben so vielbedeutende als ausgezeichnete Stelle, welche er nach Wurmser unter dem Herzog Albert und dem Erzherzoge Karl begleitete.

Jenes Vertrauen und jene Verdienstwürdigung, die dem Oberlandeskommissär Baron Wrede von dem Feldzeugmeister Fürsten von Hohenlohe zu Theil wurden, flossen ihm auch nachher von Seite des Grafen Wurmser, Generals der Kavallerie, zu. Die oftmaligen Versendungen in wichtigen und sehr geheimen Aufträgen in das Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig, die Gelegenheit, den Operationen mit Aufmerksamkeit folgen, und als Augenzeuge der verschiedenen merkwürdigen Kriegsereignisse sich zu höherer

militärischer Bildung aufschwingen zu können, die dem Churfürsten, seinem Souverain, geleisteten wesentlichen Dienste, und die nachdrückliche Verwendung des zu Anfang des Jahres 1794 wieder zur Rheinarmee zurückgekehrten Feldzeugmeisters Hohenlohe hatten zur Folge, daß Baron Wrede im Laufe dieses Jahres von dem Churfürsten von Pfalzbayern, Karl Theodor, zum Obersten à la Suite in der bayerischen Armee ernannt wurde.

Die Jahrenreihe von 1794 bis 1798 war Baron Wrede als Oberst und Oberlandeskommissär an die commandirenden Feldherren, Albert, Herzog von Sachsen-Teschen, Grafen Wurmser und Erzherzog Karl attachirt. Ohngeachtet die kriegerischen Ereignisse so sehr seine Aufmerksamkeit und wahrhaft leidenschaftliche Theilnahme an sich rissen, daß in seinem Bewegungskreise selten ein Gefecht vorfiel, welchem er nicht persönlich beiwohnte, so war doch stets sein höchstes Streben, das Interesse seines Hofes und seines Vaterlandes in den verschiedenen Hauptquartieren mit regester Thätigkeit zu fördern.

Die kriegführenden Mächte schlossen im Jahre 1798 einen Waffenstillstand, und die allgemeine Meinung sah in ihm die Gründung eines baldigen Friedens. Baron Wrede kehrte aus dem geräuschvollen thatenreichen Waffenleben in seinen friedlichen Wirkungskreis zurück. Nicht unbelohnt blieben die geleisteten ausgezeichneten Dienste des würdigen Mannes. Karl Theodor verlieh ihm die Gage eines Obristen der Linie und zugleich die Erlaubniß, eine Oberforstmeisterstelle in der Rheinpfalz zu kaufen.

Schon im Jahre 1799 brachen neuerdings die Feindseligkeiten wieder aus. Karl Theodor starb, und Maximilian Joseph bestieg den pfalzbayerischen Thron. — Baron Wrede, dessen Verdienste dem neuen Landesherrn nicht unbekannt

waren, wurde nach München berufen, und gleich mit sehr wichtigen Aufträgen an den Erzherzog Karl nach Klotten in der Schweiz gesandt. — Diese Sendung war die Basis der militärischen Laufbahn des Baron Wrede; denn auf dem Grunde eines vom Erzherzog Karl geäusserten Wunsches, daß der Churfürst einige Truppen in der Neckargegend zur Disposition des erwähnten Erzherzogs aufstellen möchte, ernannte Churfürst Maximilian Joseph den Oberforstmeister Wrede zum wirklichen Obristen der pfalzbayerischen Armee mit dem Patentsdatum vom Jahre 1794, und übertrug ihm die Organisation jenes (bekanntlich sehr ausgezeichneten) churpfalzbayerischen Corps in den Neckargegenden.

Obrist Baron Wrede, der seine Oberforstmeisterstelle nun niederlegte, errichtete in der Mitte des Jahres 1799 unglaublich schnell ein vollständiges Bataillon, welches er, vermehrt durch die seinem Commando untergeordneten zwei österreichischen Divisionen Szeckler Husaren und Schwarzenberg Uhlanen, als fliegendes Corps aufstellte, und zeigte sich am 14. Oktober des nämlichen Jahres, nach dem Rheinübergange des französischen Heeres bei Oppenheim, Maynz, Frankenthal ꝛc., in dem glänzenden Kavalleriegefechte bei Friedrichsfelde als ausgezeichneter Militär auf dem Kampfplatze.

Das österreichische Hauptcorps, befehligt von dem Fürsten Hohenlohe, dankte die Erleichterung seiner Bewegungen und den Gewinn bedeutender Vortheile bloß dem richtigen militärischen Blicke und der vorzüglichen Tapferkeit des Obristen Wrede in dem am 4. November mit den Franzosen bei Obrigheim am Neckar ruhmvoll bestandenen Gefechte, und in seiner Bewegung am 5. November über Aglasterhausen nach Helmstädt. Was Wrede durch die von ihm geleitete Beschießung und Erstürmung des Schlosses und Ortes Langenzenn, und dadurch veranlaßten schnellen, mit großem Verluste und von aller Ordnung aufgelösten Rückzuges der Feinde

nach Neckargemünd für die österreichische Armee geleistet hat, wurde vom Erzherzog Karl, dem Helden jener Zeit, nach Würde anerkannt, und in den öffentlichen Blättern (vorzüglich ausführlich in der allgemeinen Zeitung vom 30. November 1799 Nro. 534) zur Publicität gebracht. — Nicht nur als hochherziger Krieger hatte Wrede hier neue Lorbeern sich erkämpft, auch als Mensch und Sohn genoß er durch diesen Sieg einen seiner schönsten Momente, denn er befreite Langenzenn, sein väterliches Erbtheil, von des Feindes Drucke, und rettete seine eben da befindliche Mutter aus den furchtbaren Qualen roher und gefährlicher Umgebung.

Unvergeßlich sind Wrede's Thaten in den Gefechten bei Wiesenbach am 16. November auf den Lochfelder Höhen, am 18. bei Weibstadt, am 20. bei Wimpfen, während die österreichische Armee, gedrängt von der weit überlegenen französischen Macht, die zwischen Philippsburg und dem Neckar abermals die Offensive ergriff, zum raschen Rückzuge gezwungen wurde. Vorzüglich bewies Obrist Wrede durch seinen eben so muthvoll als besonnen gemachten Uebergang über den Neckar, und durch die mit einer kleinen Schaar ausgeführte Hinwegnahme der durch drei Bataillons und fünf Escadrons gedeckten Bagage und der großen Artilleriereserve der Armee des französischen Generals Ney das ausgezeichnetste militärische Talent und eine rastlose, früchtenreiche Thätigkeit.

Ruhmvoll kämpften die Oesterreicher am 2. Dezember bei Lowenfeld. Hier warf Wrede den von Sabbathier und Ney befehligten linken Flügel der französischen Armee, und seiner persönlichen Tapferkeit und Umsicht dankt man den glänzenden Sieg.

Nach der am 8. Dezember erfolgten Einnahme von Mannheim, woran Wrede mit seinem kleinen unterhabenden Corps einen sehr ehrenvollen Antheil genommen hatte, war

des kaiserlich königlich österreichischen Feldmarschallieutenants Grafen Sztarray erstes Geschäft, dem Churfürsten Maximilian Joseph die militärischen Kenntnisse, die muthvolle Entschlossenheit und Bravour des Obristen Wrede in einem ausführlichen Schreiben anzurühmen. Der gerechte, anerkennende Landesvater übergab dem Obrist Baron Wrede im Monat April 1800 den Oberbefehl über eine Brigrade des zur österreichischen Armee gestellten pfalzbayerischen Corps, und ernannte zu besonderer Auszeichnung den ruhmvollen Krieger, der mit seiner Brigade an der Schlacht von Mößkirch den glänzendsten Antheil genommen, während der Schlacht bei Memmingen am 10. May die unglaublichsten Anstrengungen geleistet hatte, da er die seiner Brigade zehnmal überlegene französische Flügelcolonne Lecourbs von 12 Uhr Mittags bis Abends halb 10 Uhr aufhielt, und den, zwar mit großem Verluste verbundenen, aber sehr belohnenden, nur durch solche Bravour möglichen Zweck erreichte, den Untergang der österreichischen Armee in den Defileen auf der Straße nach Mindelheim und Illerdießen abzuwenden, und deren Rückzug nach Ulm zu decken, unterm 15. May 1800 zum Brigadegeneral, in dankbarer Anerkenntniß so großer geleisteter Dienste.

Die Gefechte bei Guttenzell und Weidenbühl am 5. Juni, und der glänzende Erfolg, mit welchem der Brigadegeneral Baron Wrede die Arriergarde der Oesterreicher bis Holzheim machte, schmückten Wrede's Siegeskränze mit neuen Immortellen.

Die Franzosen hatten die Höhen von Mannheim sowohl mit Artillerie als besonders mit einigen ausgesuchten Grenadiers-Halbbrigaden stark besezt. Nur zwei bayerische Bataillone und eine Batterie hatte hier der nunmehrige Brigadegeneral Wrede zu seiner Disposition; doch, überzeugt von den wichtigen Vortheilen der Eroberung dieser Höhen, und vertrauend

auf seine braven Bayern, griff er kühn und entschlossen den hohnlachenden Feind mit gefälltem Bajonnet an, eroberte in einem mörderischen Handgemenge die Anhöhen und behauptete sich mit seiner tapfern aber sehr geminderten Schaar gegen die viermal erneuerten Stürme der von Wuth und Branntwein erhitzten Franken bis spät in die Nacht, wo er dann mit seinen, die verwundeten Kameraden fortschleppenden Gefährten in größter Ordnung der österreichischen Armee folgte.

Daß General Wrede an der Schlacht von Neuburg, welche durch den Tod des de la Tour d'Auvergne, ersten Grenadiers der französischen Republik, jedem Soldaten merkwürdig bleibt,*) ausgezeichneten Antheil genommen hat, wird nie aus den Annalen des Krieges verschwinden.

---

*) Theophile-Malo Corret de la Tour d'Auvergne war zu Carhaix im Departement Finisterre im Jahre 1745 geboren, und widmete sich von erster Jugend an den Waffen. Fünfzehn Jahre alt trat er in die Armee, und ward 1779 Capitän im Regiment d'Augumois. Im amerikanischen Kriege 1782 diente er als freiwilliger Gemeiner, dann als Adjutant des Herzogs von Crillon bei der Belagerung von Mahon, indem er es ablehnte, Befehlshaber dieses Corps zu seyn. Er war stets der erste beim Angriff und der lezte beim Rückzug, dabei eben so menschlich als tapfer. Obgleich schon fünfzig Jahre alt, war er einer der ersten, die beim Ausbruch des Krieges zu Anfang der Revolution unter die Fahnen eilten. Im Jahre 1792 diente er als Grenadier-Capitän im Regimente d'Augumois, und im Jahre darauf commandirte er 8000 Grenadiere bei der spanischen Armee, ohne den General-Titel annehmen zu wollen. Gewöhnlich entschied unter Latours Anführung diese Avantgarde, welche die höllische Colonne genannt wurde, den Sieg, ehe die Armee anlangen konnte. Durch ihn lernte damals die Infanterie das Bajonnete gebrauchen. Dabei widmete er mitten unter den Waffen seine Muße dem Nachdenken und den Wissenschaften; immer fand man ein Buch neben seinem Degen. Zwanzigmal war sein Hut und Mantel, den er in der Schlacht auf dem linken Arme hielt, durchlöchert, er selbst aber nie verwundet worden. Als er sich

Nur mit einer sehr schmerzlichen Empfindung kann der Teutsche, besonders der Bayer, an die Schlacht von Hohenlinden denken; denn das Heer der Verbündeten erlitt einen Verlust von 40,000 Mann, nebst beinahe der ganzen Artillerie, und die Folgen dieser Niederlage waren dem Verluste gleich; doch wohlthuend sind die Rückblicke auf so manche

---

nach dem Baseler Frieden nach der Bretagne eingeschifft hatte, fiel er einem englischen Kaper in die Hände, und blieb ein Jahr lang als Gefangener in England. Darauf ließ er sich in Passy bei Paris nieder, wo er sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte und an einem Glossarium über fünf und vierzig Sprachen und einem französisch-celtischen Wörterbuch arbeitete. — Schon früher hatte er seine Origines gauloises herausgegeben, ein Werk, das trotz seiner gewagten Hypothesen nicht ohne Verdienst ist. Hier erfuhr er, als im Jahre 1799 der Krieg von Neuem ausbrach, daß sein alter Freund Lebrigaud, ein achzigjähriger Greis, dem er seine Liebe für die Literatur verdankte, durch Requisition von seinem einzigen Sohne, der ihn unterstützte, getrennt worden sey. Latour stellte sich statt seiner, und machte mit grauem Haare aber jugendlichem Herzen den Feldzug in der Schweiz unter Massena mit. Nach dem 18. Brumair berief ihn der erste Consul in den gesezgebenden Körper. Latour schlug den Sitz darin aus. »Ich verstehe nicht Gesezе zu machen,« antwortete er, »aber vertheidigen kann ich sie; man schicke mich zur Armee.« Wirklich ging er zur Rheinarmee ab, und hier war er durch einen Beschluß des ersten Konsuls im April 1800 zum ersten Grenadier der französischen Heere ernannt. Zugleich empfing er einen Ehrensäbel, den er unter Ablehnung der damit verbundenen Pension annahm. Er diente in der 46. Halbbrigade, und focht in der Schlacht bei Neuburg unter den Vordersten, als ein Uhlane mit der Lanze sein Herz durchbohrte. Er ward auf dem Schlachtfelde begraben, und on der Stelle, wo er fiel, ein Sarkophag errichtet, mit der Inschrift: A la mémoire de la Tour d'Auvergne, premier grénadier de France, tué le 27. Juin 1800. (Der Erinnerung an La Tour d'Auvergne, erstem Grenadier von Frankreich, getödtet am 27. Juni 1800.) — Sein Name wurde in der Liste der Compagnie, in welcher er gedient hatte, immer fortgeführt. —

hochherzige That, und auf so manchen dort zwar besiegten, dessen ungeachtet sehr verehrungswürdigen Mann. In der Reihe der Leztern behauptet Wrede eine vorzüglich ehrenvolle Stelle. — Die größte Anstrengung und die glänzendste persönliche Tapferkeit leistete der General vom Anbeginn der Schlacht bis zu deren Ende, wo er ein aus den vorzüglichsten österreichischen und bayerischen Truppen zusammengesezztes Corps von 6000 Mann sammelte, und selbes mit großer Umsicht und in größter Ordnung in der Nacht vom 3. zum 4. Dezember nach Mühldorf führte. Die gerechte Anerkennung und die durch Armee-Befehl öffentlich ausgesprochene Zufriedenheit des österreichischen Heerführers, Erzherzogs Johann, waren der militärisch-schöne Lohn der Vorzüglichkeit eines Wrede.

Am 25. Dezember 1800 wurde zu Steuer Waffenstillstand abgeschlossen, und General Wrede im Februar 1801 von seinem Souverain in der wichtigen Angelegenheit, eine zwischen Oesterreich und Bayern eingetretene Spannung, und die plötzlich verweigerte Geldhülfe der englischen Regierung betreffend, nach Wien abgeordnet.

Ferne davon, die Bahn des Gesandten verfolgen zu wollen, glaube ich, mit Aufführung einer Anekdote nicht unwillkommen zu seyn, welche Wrede's Scharfsinn und diplomatische Gewandtheit beurkundet.

Kaum war General Baron Wrede in berührter Angelegenheit zu Wien angekommen, als er auch schon in das Palais des Gouverneurs, des österreichischen Feldzeugmeisters Herzog von Wirtemberg, eilte, um sich dienstgemäß zu melden. — Anstatt jedoch in dem Hause desselben über einer Treppe seinen Zweck zu erreichen, führte ihn der betrunkene Lohnlakei noch eine Treppe höher, und Baron Wrede befindet sich ganz unerwartet und überrascht im Gemache des englischen Kriegsministers Herrn Wickham, dem

er zwar persönlich sehr gut bekannt war, an welchen er jedoch durchaus keine Aufträge hatte. Wickham fängt sogleich mit der Versicherung an: „er glaube zu errathen, daß sich die Sendung des bayerischen Generals auf die von Seiten Englands an Pfalzbayern noch rückständigen Subsidien beziehe, er sey jedoch ausser Stand, das Geringste in dieser Angelegenheit zu thun.“ Wrede, ohne die nöthige Geistesgegenwart zu verlieren, geht gleich in den Gegenstand des Gespräches den Umständen gemäß ein, und endlich bewilligte der englische Minister aus persönlicher Rücksicht und Freundschaft die Auszahlung einer Abschlagssumme von 200,000 Gulden, welches Resultat so unvorhergesehener glücklicher Unterhandlung der bayerische General mit um so größerer Freude seinem Hofe allerschleunigst mittheilte, als die Folge jenes sehr unglücklichen Krieges große Geldverlegenheit am bayerischen Hofe vorherrschend gemacht hatte.

Vom Jahre 1801 bis 1805 war Waffenruhe in Teutschland. Die ganze Thätigkeit des Baron Wrede in Bezug auf die innere Organisation der gleichsam neu geschaffenen bayerischen Armee wurde während dieses Zeitraums in Anspruch genommen, und aus seiner Beharrlichkeit und Umsicht ging das Wesentlichste und das Vorzüglichste der damaligen neuen Gestaltung hervor.

Im Jahre 1805 wurde von Frankreich der Feldzug gegen Oesterreich eröffnet, und die bayerischen Fahnen wallten in den Reihen der französischen Adler. Baron Wrede, im Jahre 1804 am 28. September zum Generallieutenant befördert, leistete seinem Landesvater und seinem Vaterlande während der Bewegung der französischen Armee vom Lech an die Donau ausgezeichnete Dienste. An der Spitze der Avantgarde der französischen Armee sprengte er am 12. Oktober 1805 durch die Thore der Hauptstadt Bayerns, und siegreiche Krieger und wonnetrunkene Bürger feierten

in Doppelfesten den Tag der Namensfeier eines allgeliebten Herrschers.

Der tapfere und ehrwürdige Generallieutenant Deroy wurde bei Lofer in Tyrol schwer verwundet. Generallieutenant Baron Wrede erhielt das Obercommando über die ganze im Felde stehende bayerische Armee. Was Wrede in diesem Feldzuge gethan hat, ist keinem Bayer fremd. Gegen einen sehr überlegenen Feind wußte er sich in der am 27. November 1805 bei Deutsch-Brod, Iglau und Stecken genommenen Stellung bis zur Entscheidung des Feldzugs durch die Schlacht von Austerlitz zu behaupten, hielt durch kühne Offensive, dann wieder durch nothwendige Defensive den Erzherzog Ferdinand ab, den Rücken der großen französischen Armee, operirend gegen Brünn, zu bedrohen, beendigte mit hohen Ruhme die Gefechte am 28. November, am 2. und 3. Dezember bei Stecken, deckte den Rückzug seiner Infanterie von Stecken bis Iglau gegen Budwitz durch die ausserordentlichen Anstrengungen seines kleinen Häufleins Kavallerie gegen den überlegenen siegreichen Gegner, und kämpfte fortwährend persönlich an der Spitze seiner Truppen. Was Umsicht, Geistesgegenwart und gediegene Kraft zu leisten vermögen, hat Generallieutenant Baron Wrede in diesen wichtigen Tagen des Dranges, der Gefahr, der Mühseligkeiten und der Aufopferung bewährt.

Im März des Jahres 1806 erhielt Baron Wrede das Großkreuz der Ehrenlegion. Anfangs April 1807, nachdem er nicht einmal seine gänzliche Genesung von einer äusserst gefährlichen Krankheit abgewartet hatte, erschien er an der Seite Seiner königlichen Hoheit des Kronprinzen von Bayern auf dem Kampfplatze an der Narew, leitete den Uebergang über die Narew bei Pultusk, und focht das Gefecht von Poplavy mit solcher Auszeichnung, daß der Kronprinz, so wie der französische Marschall Massena dem Generallieutenant

Baron Wrede die höchste Anerkennung seiner Leistungen in den dankbarsten, ehrenvollsten Zusicherungen aussprachen. —

Als Commandeur der zweiten bayerischen Armee-Division im Feldzug 1809 hatte Wrede glänzende Gelegenheit, seine Feldherrntalente, die regeste Thätigkeit und die ausgezeichnetste Tapferkeit darzuthun. Die wichtigen Siege in den Schlachten bei Abensberg und Landshut sind größtentheils seinen Anstrengungen zu danken.

Am 24. April hatte der französische Marschall Bessiers, Herzog von Istrien, bei Neumarkt in der Nähe von Landshut ein blutiges Treffen gegen den k. k. österreichischen General Hiller, der eine dreimal stärkere Macht kommandirte, unzweckmäßig und unüberlegt begonnen. Bald sah sich Bessiers zum Rückzuge gezwungen, und die Vernichtung des ganzen Corps war beinahe unvermeidlich, da traten Wredens Besonnenheit und Muth den siegtrunkenen, verfolgenden Feinden entgegen, und das schon aufgegebene Heer war gerettet. Nicht eine Kanone, nicht ein Adler, nicht eine Fahne konnte der Sieger als die Trophäe seines Sieges aufweisen, und die bayerische Division vollendete ihren Rückzug nach Ganghofen Schritt vor Schritt, mit einer Ordnung, mit einer Stille, mit einer Haltung, wie man sie nicht immer auf dem Exerzierplatze findet.

Nach dem glänzenden Gefechte dieser zweiten bayerischen Division mit dem Corps des österreichischen Generals Jellachich am 29. April bei Salzburg, und nach Einnahme dieser Stadt mit stürmender Hand, ging Wrede nach Tyrol, eroberte Lofer, den Lofer- und Struppaß am 4. May, schlug am 12. die Tyroler Insurgenten zwischen Wagring und St. Johann, nahm am 13. Rattenberg, am 15. Schwatz mit Sturm, und rückte im raschen Marsche siegreich in Insbruck ein.

Der französische Kaiser, der den Helden Wrede von jeher zu würdigen wußte, und ihn seit der so glänzenden und schnellen Eroberung von Salzburg mit gesteigerter Aufmerksamkeit beobachtete, gab ihm, als man Tyrols Unterwerfung vollendet glaubte, die glänzende Bestimmung, in Eilmärschen nach Wien zu ziehen, und thätigen Antheil an der den ganzen Feldzug entscheidenden Hauptschlacht zu nehmen. Unterm 3. Juli 1809 Morgens 7 Uhr schrieb Fürst Neufchatel (Marschall Berthier) durch einen Kourier Folgendes an Baron Wrede:

Isle Napoléon, le 3. Jouillet à 7 heures du matin.

A Monsieur le Général de Wrede.

Si vous voulez, mon cher Général de Wrede! être aux affaires, qui vont avoir lieu, il faut être ici le 5. à 5 heures du matin.

C'est-à-dire à l'isle de Lobau prés d'Ebersdorf.

Le Prince de Neufchatel,
Major-Général.

Signé: Alexander.

Napoleons-Insel, den 3. Juli 1809, 7 Uhr Morgens.

An Herrn General von Wrede.

Wenn Sie, lieber General von Wrede! an den Affairen Theil nehmen wollen, welche nächstens Statt haben, so müssen Sie hier den 5. Morgens 5 Uhr eintreffen.

Das heißt, auf der Insel Lobau bei Ebersdorf.

Der Fürst von Neufchatel
Major-General.

Unterzeichnet: Alexander.

Es war 3 Uhr Nachmittags, als General Wrede vorstehendes Schreiben in St. Pölten erhielt. In drei Tagen hatte er mit seiner unterhabenden Division sechs- unddreißig Stunden zurückgelegt, mit Zuversicht sahen die Truppen hier einiger Ruhe entgegen, als die Trommel und die Trompete zum schnellen Aufbruche riefen. Der Ruf der Ehre und das Wort des geliebten Heerführers gaben den muthvollen Kriegern erneuerte Kräfte und am 5. Juli mit dem Schlage 5 Uhr Morgens standen die braven Bayern vor den Thoren Wiens.

In dem entscheidendsten Augenblicke, wo die österreichische Armee durch die kühn und besonnen ausgeführten Bewegungen ihrer Feldherren und durch ungemeine Tapferkeit bereits wesentliche Vortheile über das französische Heer erkämpft hatte, kam General Wrede am 6. auf dem Schlachtfelde bei Wagram an, führte seine in stolzer Haltung einherschreitende Bayern und vierzig durch vortreffliche bayerische Artilleristen bediente Piecen in den furchtbaren Kampf, und genoß das erhebende Bewußtseyn, wesentlich zum glücklichen Ausgang für die französischen Waffen gewirkt zu haben. — Oft und nahe umrauschte der Engel des Todes den kühnen Feldherrn in dieser Schlacht; denn ein Pferd wurde ihm unter dem Leibe erschossen, und ein Streifschuß von einer Kanonenkugel in der rechten Seite oberhalb der Rippen verwundete ihn gefährlich, doch ein schützender Genius erhielt ihn dem Vaterlande.

Das Jauchzen über den errungenen Sieg hörte der verwundete General, als man ihn von der Wahlstätte trug, und das schöne Gefühl, viel, sehr viel dafür gethan zu haben, milderte die Schmerzen der Wunde.

Mit Kraft und Gesundheit zur Rückkehr ins thätige Leben ausgerüstet, vom Kaiser Napoleon zur Würde eines

französischen Reichsgrafen erhoben, und mit ansehnlichen Gütern im Innviertel dotirt, trat er wieder an die Spitze seiner ihn mit Jubel empfangenden Krieger.

Fruchtlos kehrte Napoleons Gesandter, der alte, gewandte und redliche Graf von Narbonn aus Alexanders Lager bei Wilna nach Dresden zurück, und eine halbe Million Krieger, aus Teutschen, Italienern, Franzosen, in der Kriegsgefangenschaft zum französischen Dienste gezwungenen Spaniern, von Portugiesen, Polen ꝛc. ꝛc. mit mehr als 1200 Kanonen, sezte sich in Bewegung, um jenseits des Niemens und der Weichsel die Russen aufzusuchen, die, an Zahl ungleich schwächer, an Kraft und Kampfbegierde ungleich stärker, sie stehenden Fusses erwarteten. — General Reichsgraf von Wrede, schon am 1. Januar des Jahres 1811 zum General der Kavallerie ernannt, übernahm zu Anfang des Jahres 1812 das Obercommando über einen 15,000 Mann starken Theil der gegen Rußland ziehenden bayerischen Truppen.

Glänzende Thaten, ausgeführt von Wrede in den Monaten August, September und Oktober an der Düna, bei Polozk, im ruhmvollen Gefechte bei Panonia, während des Rückzuges über die Wilia bis Wilna, von da bis an den Niemen, und die mit ehernem Schilde von der kleinen aber tapfern Bayernschaar vollendete Deckung der fliehenden Ueberbleibsel des nach der Schlacht an der Berezina ganz aufgelösten französischen Heeres erzählen uns die militärischen Tagebücher jener grauenvollen Epoche, deren Detail der Raum dieser Blätter nicht gestattet. — Doch ist des Biographen Pflicht, eines jener Ereignisse mitzutheilen, welches neuerdings zur gerechten Würdigung der nie gewichenen Geistesgegenwart, des richtigen militärischen Blickes und der unerschütterlichen Festigkeit in Ausführung eines reif durchdachten Plans dieses großen Generals hinführt.

Der Rückzug der Hauptarmee Napoleons über die Berezina am 26. November veranlaßte die Aufstellung des dem General Wrede untergeordneten 6. Armeecorps am 1. und 2. Dezember bei Wilezka zum Schutz der Uebergänge über die Wilia und zu dem des Rückzuges der ganz aufgelösten französischen Schlachtmassen.

Generallieutenant Graf Wrede, der das Commando des sechsten Armee-Corps übernommen hatte, nachdem beim Vordringen Wittgensteins Marmont und Couvion St. Cyr schwer verwundet, und der bayersche Generallieutenant Graf Deroy gefallen war, befehligte zur Ausführung dieses, die Rettung der keines Angriffes und keiner Vertheidigung mehr fähigen Flüchtlinge allein möglich machenden Auftrages, ein Armee-Corps, welches aus 1937 bayerischen Infanteristen, sehr weniger Kavallerie nebst 32 Artilleriestücken, und aus den beiden französischen Brigaden Cautard und Franzesky bestand, welche beide Brigaden noch in Mitte November 5399 Mann Infanterie und 1241 Mann Kavallerie stark, aber jezt als Folge eingetretener Krankheiten und fürchterlicher Kälte bereits bis auf ein Drittheil zusammen geschmolzen waren. — Diese kleine, der furchtbarsten Kälte, und dem schrecklichsten Mangel an Nahrung und Körperbedeckung hingegebene, nur durch Wrede's Gegenwart aufrecht erhaltene und ermuthigte Schaar hatte der General den Angriffen des nachrückenden, ungleich überlegenen, durch nachgeführte Lebensmittel und Kleidung, durch Siege und reiche Beute ermuthigten Feindes täglich entgegen zu stellen. — Unerschütterlich entschlossen, die einmal genommene Stellung so lange zu behaupten, bis jene französischen Massen über die Wilia gegangen seyen, glaubte Graf Wrede jedoch einen andern Uebergangspunkt über die Wilia, als jenen von der französischen Armee bei Smorghoni genommenen wählen zu müssen. Die Ueberzeugung, daß seine Truppen, die einzigen noch kampffähigen der ganzen französischen Armee, bei dem ununterbrochenen

Anblick des schrecklichen, in jener Periode sehr entmuthigenden Beispiels gänzlicher Auflösung, wohl bald zu ähnlichem Zustande herabsinken würden, ferner, daß ihn der so überlegene Gegner noch vor gemachtem Uebergange bei Smorgoni gänzlich vernichten könnte, endlich die gegründete Besorgniß, in Verfolgung des von den französischen Heeres-Trümmern angenommenen Uebergangspunktes aller Möglichkeit einer Auffindung von Lebensmitteln entrissen zu seyn, hatten jenen Entschluß zum unerschütterlichen gemacht. In der Nacht vom 3. zum 4. Dezember sandte er einen Offizier seines Generalstabs nach dem ihm auf der Karte als eine Ueberfahrt über die Wilia bezeichneten, auf dem rechten Ufer dieses Flusses gelegenen Punkte Danouschew, mit dem Auftrage, genauen Rapport über den Zustand der dortigen Fähre abzustatten, und alles aufzubieten, was den Uebergang des sechsten Corps vorbereiten und möglich machen kann. — Das fürchterlichste Schneegestöber, die grimmigste Kälte und der Mangel an einem Wegweiser sind nicht im Stande, die raschen Bemühungen des Entsandten zu hemmen. Nach der ermüdendsten Anstrengung erreicht der Generalstabsoffizier am 4. Morgens den vorgezeichneten Punkt, aber mit der traurigen Ueberzeugung, daß die sicher erwartete Fähre dort seit Jahren nicht mehr bestehe, weit und breit keine Fahrzeuge befindlich seyen, und keine Möglichkeit existire, den Uebergang über den bei jenem Punkt sehr breiten und reissenden Strom ohne Fahrzeuge oder Pontons zu machen. — Ein ausführlicher Bericht, der die Unmöglichkeit eines Ueberganges über die Wilia bei Danouschew, eine dringende Vorstellung zur Annahme des Punkts Smorghoni als Uebergangspunkt, die Anzeige über häufige dort sich zeigende Patrouillen der leichten russischen Kavallerie längs des rechten Wiliaufers und die bestimmte Versicherung der allerschleunigsten Zufuhr eines augenblicklich genügenden Vorrathes an Lebensmitteln und Fourage enthielt, ging auf der Stelle

von

von dem die Lage der Dinge genau prüfenden Generalstabs-Offizier an Grafen Wrede ab. — So eben hatte der General die Affaire bei Wileyka gegen einen wenigstens dreimal überlegenen Feind ruhmvoll beendigt, und in der Nacht vom 4. zum 5. Dezember einen sehr geordneten Rückzug gegen Narocz begonnen, als ihm erwähnter Rapport eingehändigt wurde. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Rückzug über Smorghoni seinem Corps unvermeidlichen Untergang brächte, und durch die immer mehr zunehmende Kälte zur Fortsezung seiner angefangenen Bewegung gegen Danouschew bestimmt, indem er eine sichere Rechnung auf das Zufrieren des bereits mit Treibeis gehenden Wilia-stroms seinen Umgebungen mittheilte, blieb er dem gereiften Entschlusse unerschütterlich treu. — Danouschew wurde am 5. Nachmittags bei guter Zeit erreicht, aber daß die Hoffnung des Commandirenden sich realisiren werde, war keine Aussicht vorhanden. Trotz der sich von Augenblick zu Augenblick mehrenden Kälte war der Fluß auch nicht mit der schwächsten zusammenhängenden Eisdecke überlegt, und es winkte keine Hoffnung, einer Rettung entgegen sehen zu dürfen, da bereits auch die Brücke bei Smorghoni abgebrochen war, und zahlreiche feindliche Heerhaufen sich der Wilia, daher dem Rücken und den Flanken des 6. Corps näherten. — Ernst und verschlossen lag der Soldat am spärlichen Wachtfeuer, und vergaß die Qualen des Hungers und der furchtbarsten Kälte über die drohende Zukunft, nur General Graf Wrede blieb sich gleich, und nicht die zerstörenden Eindrücke der Gegenwart konnten das Gleichgewicht der würdevollen Besonnenheit vernichten, und das Gepräge unerschütterlicher Gemüthsruhe von der heitern Stirne bannen. Der Rest des 5. Dezembertages ging hin in dem Zustande der gespanntesten Erwartung. Schon gegen 10 Uhr Abends hatte das Treibeis eine festere Gestalt angenommen, der fürchterliche Frost nahm immer mehr zu, und bis gegen 6 Uhr Morgens war die Wilia, welche General Wrede mit

seiner Umgebung zu jeder halben Stunde während der Nacht beobachtet hatte, mit so fester Eiskruste überzogen, daß der Commandirende auf der Stelle beginnen konnte, sein zahlreiches Geschütz einzeln an Seilen über den Fluß führen, selbem die Kavallerie, Pferd zu Pferd, endlich die Infanterie folgen zu lassen. Die Bewegung wurde gegen Slobodka fortgesezt, und die kleine Heldenschaar war gerettet.

Nur sehr kurze Ruhe gönnte sich der ganz für König, Vaterland und Ehre athmende Feldherr nach Beendigung jenes unvergeßlichen Feldzuges. Rasch wieder zurückgekehrt ins thätige Leben, organisirt der Generallieutenant Graf Wrede in einer Spanne Zeit eine neue bayerische Armee von 30,000 Mann im Lager von München, marschirt mit selber an den Inn, wo er zwei Monate lang der österreichischen Armee ruhig, aber geheim wirkend, gegenüberstand, führt, das Drohende der Gegenwart kennend und die reellen Vortheile seines Souverains und des Vaterlandes gehaltvoll würdigend, den Abschluß des Rieder-Traktats (8. Oktober 1813, wodurch sich Bayern den Alliirten anschloß) herbei, übernimmt den Oberbefehl über die vereinigte bayerische-österreichische Armee, verläßt am 17. Oktober die Ufer des Inns, und stellt sich am 23. Oktober — eine beispiellose Schnelligkeit — an den Ufern des Mayns bei Würzburg auf. Verstärkt durch vier Infanterie-Bataillons, ein Kavallerie-Regiment, und einige Artillerie, welche der König von Würtemberg dem Commando des Generals Grafen Wrede unterstellte, kämpfte er am 30. und 31. Oktober die blutige Schlacht von Hanau. Die Verbündeten stürmten das noch von den Franzosen besezte Hanau; allein es gelang ihnen nicht, die von einer Batterie vertheidigte Kinzingbrücke zu nehmen, und dadurch die französische Arriergarde abzuschneiden. Da stellte sich der kühne Wrede selbst an die Spitze der stürmenden Massen, aber er fiel von einer Flintenkugel tödtlich verwundet. Der Held verbürgte hier mit

seinem strömenden Blute, daß Bayern sich mit Festigkeit und der ausserordentlichsten Kraftanstrengung dem neu angenommenen politischen System und Teutschlands gerechter heiliger Sache geweiht habe.

Noch war die gefährliche Wunde nicht verharstet, als Wrede schon wieder zu seiner Armee nach Frankreich eilte, das Commando des 5. Armee-Corps übernahm, und in der Schlacht von Brienne 23 Kanonen eroberte. Durch Wrede's Muth und Taktik wurde Marmont bei Roßnay und Oudinot bei Donnemarie geschlagen, der Rückzug des großen Heeres von Troyes gedeckt, der Sieg bei Bar für Aube, und der bei Arcis für Aube entschieden. Was Wrede in den Gefechten bei St. Denys, bei Frere Champenoise und anderen durch thätiges, umsichtiges und heldenmüthiges Wirken geleistet hat, wurde von allen verbündeten Souverains und deren Feldherrn anerkannt.

Auf dem Schlachtfelde bei Bar für Aube erhielt General Graf Wrede den St. Georgensorden zweiter Klasse, am 7. März 1814 von seinem dankbaren Monarchen zur Belohnung so weit umfassender Verdienste den Feldmarschallstab, am 9. Juni 1814 die Erhebung in den Fürstenstand, und am 24. May 1815 das im Nordgau liegende Ellingen (Stadt und Schloß mit 19 Dörfern und 16 Weilern) als ein Fürstenthum und Thron- und Mannlehen unter bayerischer Hoheit.

Auf dem Congresse in Wien bewies er sich eben so als geistvoller Diplomatiker, wie er sich auf dem Schlachtfelde als großer Feldherr gezeigt hatte.

Bei dem Wiederausbruche des Kriegs im Jahre 1815 drang er an der Spitze der bayerischen Armee in Lothringen ein, ging den 23. Juni über die Saar, nahm sein Haupt-

quartier zu Auxerre, und bahnte sich dann mit seinen Bayern den Weg ins Herz von Frankreich.

Der Friedensschluß führte den sieggewohnten Helden in das Vaterland, und von der blutigen Kampfstätte in die große Sphäre der Staatsgeschäfte, wo er als Pair des Reichs an den Verhandlungen des Landtages Antheil nimmt, seit dem 1. Oktober 1822 als Generalissimus an die Spitze des bayerischen Heeres gestellt.

Groß als Feldherr, geistreich als Diplomatiker, treu seinen heiligen Pflichten als Gatte und Vater, wohlthätig, strengrechtlich, gefällig und anspruchlos als Privatmann genießt Fürst Wrede das herzlichste Wohlwollen seines weisen und guten Königs, das gediegene Vertrauen der tapfern Armee, die Dankbarkeit der biedern Nation, die innigste Liebe seiner Familie, die unerschütterlichste Anhänglichkeit seiner Unterthanen, und die unbedingte Achtung der Menschheit.

BIBLIOTUECA
REGIA
MONACENSIS

Verzeichniß

der

bisherigen S. T. Herren Subscribenten.

Anmerk. Eine große Anzahl lief erst ein, als das gegenwärtige Verzeichniß bereits unter der Presse war; die Fortsetzung folgt daher nach.

Abbach.

Dietz, Fr. Xav. v., Benefiziat.

Altdorf.

Berg, k. Rentbeamter;
Fabrice, Dr. v., Prof. u. Landgerichtsarzt;
Schullehrerseminar, königl.
Niehr, Forstamtsaktuar.
Zernold, k. Landrichter;

Amberg.

Baustädter, Seminars-Direktor;
Biechele, Buchdrucker;
Zunner, Melbler.

Augsburg.

Doll, Nik., Buchhändler, 4 Exemplare;

Bahndorf bei Wehrt.

Lorenzer, Cooperator;
Siegert, Dekan und Pfarrer;
Wagner, G., Cooperator.

Beilengries.

Duenta, Bürgermeister;
Mooser, k. Landrichter;
Schmelderer, Landgerichtsarzt.

Blankstädten.

Kling, Cooperator.

Bogen.

Liebl, Mich., Marktschreiber;
Simeth, Fr. Andr., Pfarrer.

Burglengenfeld.

Fürthmaier, k. Posterpeditor
Bürgermeister u. Gastwirth;

*

Raith, J. B., Stadtpfarrer;
Röckl, F. J. v., k. Rentbeamter;
Wurzer, k. Landgerichts-Assessor.

Degendorf.

Aign, k. Landgerichts-Assessor;
Bayerlein, k. Landrichter;
Geith, Jos., Hülfslehrer;
Grötsch, Oberzoll- u. Hallbeamter;
Hafner, M., Dekan und Stadtpfarrer;
Heitzer, F., Hülfslehrer;
Höß, k. Landgerichts-Assessor;
Kaltschick, Jak., Hülfslehrer;
Prummer, Hallamts-Controlleur;
Raith, Joh. Nep., Lehrer;
Rubenbauer, k. Rentbeamter;
Schlag, Ign., Lebzelter;
Schön, k. Advokat;
Schreiner, Jos., Bürgermeister;
Sell, Seb., Apotheker;
Steininger, J. Chr., Lehrer und Chorregent;
Wallner, Lehrer.

Donaustauf.

Dobmayer, Xavier, Pfarrer und Dekan;
Estner, k. Baukondukteur;
Hegner, Gastgeber;
Hofmayer, Bäckermeister;
Köstler, Bürgermeister;
Lindner, Forstwart;
Riedl, Georg, Lehrer;
Schirmer, Stationskommandant;
Schröbl, Joh., Bierbrauer.

Eichstädt.

Adam, Rechtsrath und Patrimonialrichter erster Classe;
Apoiger, Apotheker;
Beyer, Buchhändler, 10 Exemplare;
Biechele, Apotheker;
Christmann, Kanzleipraktikant;
Christmann, Stadtkommissär;
De Ahna, Domainen-Inspektor;
Eisenhart, Regier.- u. Justiz-Kanzley-Direktor;
Förster, Fr., in herzoglich von Leuchtenbergischen Diensten;
Geyer, quiesz. Prof.
Grötzner, Aktuar;
Ott, Stiftungs-Administrator;
Spies, Assessor;
Weiß, Forstmeister;
Weygand, Regierungskanzlist.

Ellingen.

Herrschaftsgericht, fürstl. v. Wrede'sches.

Erlangen.

Kopp, Universitätsprofessor;
Winterling, Dr. u. Privatdocent an der Universität;
Zimmermann, Dr., Universitätsprofessor.

Frauendorf.

Fürst, J. E., k. Oberhallbeamter und Vorstand der prakt. Gartenbau-Gesellschaft;
Wallern, Sekretär.

Fürt.

Scheidig, Leihbibliothekar, 12 Exemplare.

Greding.

Herrlein, k. Landrichter, fünf Exemplare.

Hengersberg.

Bauer, Ign., Marktschreiber;
Eisenmann, J. B., Handelsmann und Bürgermeister;
Freyschlag, Fr. von, k. Aufschläger.

Hilpoltstein.

Fora, k. Landrichter;
Grimm, Gastgeber;
Wagner, Commissär.

Kelheim.

Häuslmayr, Carl, Cooperator;
Hofbauer, Anton, Lehrer;
Horn, Fr., Concipist;
Kirchbauer, v., k. Rentbeamter;
Luber, Sigm., Stadtschreiber;
Nibler, Bürgermeister;
Peter, v., Praktikant beim k. Rentamt;
Prunner, Jos., Apotheker;
Reitter, A., Bräuhauspächter;
Riesch, k. Landrichter;
Schrott, k. Advokat;
Thaller, Rentamtsschreiber;
Windmaisser, Cooperator.

Kipfenberg.

Adam, Assessor;
Heinrichmaier, Funktionär;
Meinl, Herrschaftsrichter;
Wirthmüller, Oberschreiber.

Kötzting.

Schwarz, A., Gerichtshalter und Marktschreiber.

Mallersdorf.

Knittl, k. Landrichter;
Kollinger, Landgerichts-Oberschreiber;
Röckel, Rechtspraktikant.

Mitterfels.

Blöst, k. Rentbeamter;
Kindler, k. Landgrchts-Assessor;
Maier, Mark., k. Landrichter;
Maier, Rentamts-Oberschreiber;
Martin, k. Advokat;
Obermaier, Dom., k. Landgerichts-Aktuar;
Poschinger, Fr. P., k. Landgerichts-Assessor;
Seydel, Fr., Rechtspraktikant;
Weiß, Pfarrer.

München.

Finsterlin'sche Buchhandlung;
Lieberich, Inhaber des Adreß-Büreau.

Neuburg an der Donau.

Zizlsberger, k. Advokat.

Neumarkt zwischen Nürnberg und Regensburg.

Eduard, Prinz von Sachsen-Altenburg, Major im ersten Chevaurlegers Regiment (Kaiser Franz.)

Brugger, k. Landgrchts-Assessor;
Duetsch, Forstamtsaktuar;
Heil, Jos., Scribent;
Hohenadel, Apotheker;
Lemminger, Landgerichts-Oberschreiber;
Mederer, Gastgeber;
Merl, Administrator;
Mussinan, Bürgermeister;
Reichert, von, k. Rentbeamter;
Riepel, k. Advokat;
Röckl, Al. v., Dekan und Stadt-Pfarrer;
Schaller, Ant., Landgerichts-Physikus;
Spitzl, v., k. Landrichter;
Stedtner, Gerichtshalter;
Steinbauer, Poststallmeister;
Westermaier, k. Rath.

Neunburg.

Dachauer, Kaufmann.

Neustadt an der Waldnaab.

Jäger, k. Landgerichts-Assessor;
Wiedenhofer, k. Advokat.

Nürnberg.

Faber, von, Stadtkommissär;
Harsdorf, v., II. Bürgermeister;
Zeh'sche Buchhandlung.

Obernzell.

Friedl, Ign., Kaufmann und Bürgermeister;
Mayer, Max., Schmelztiegelfabrikant;
Porst, Leop., k. Rentbeamter.

Oberpöring.

Christ, C. A., Gerichtshalter;
Mendl, F. v., Güterverwalter.

Oberwinkling bei Mitterfels.

Rensch, Pfarr-Provisor.

Passau.

Asch, Bar. v., k. Oberlieutenant;
Daisenberger, Buch- Papier- und Schreibmaterialienhändler, zehn Exemplare;
Köllnberger, k. q. Landgerichts-Assessor;
Schaller, Balth., k. Landgerichts-Aktuar;
Steyrer, Jos., k. Oberaufschlagamts-Controlleur.

Pleinfeld.

Wunderer, k. Landrichter.

Regensburg.

Seine Durchlaucht, Herr Maximilian Fürst von Thurn und Taxis, zwei Exemplare auf Velinpapier;
Amler, Stadtbauaufseher;
Armansperg, Graf von,
Bauriedel, Großhändler;
Berchem, Frhr. v., k. Kämmerer;
Bezold, Kaufmann;
Blümmelhuber, Canonikus und Sen. der alten Kapelle;
Bösner, k. Regierungsrath;

Bouteville, von;
Brenner, Legationsrath;
Brügel, k. Kreis- und Stadtgerichtsrath;
Closstermeyer, A., Weinhändler;
Closstermeyer, Gottfr., jun. Bierbräuer;
Closstermeyer, Joh., Bierbräuersohn;
Dietrich, G., Posamentirer;
Dollé, v., fürstl. Th. und Tax. Hofrath und Direktor;
Dörnberg, Frhr. von, k. Kämmerer;
Dunzinger, k. Regierungs-Sekretär;
Durach, Dr., k. Lyzealprofessor;
Eggelkraut, von, I. Bürgermeister;
Eggelkraut, von, k. Advokat und Notar;
Epplen, von, Offizial;
Friedrich, k. Regierungsrath;
Fuchs, Municipalrath;
Gampert, Dr., Dekan;
Geiger, Wendelin, Waisenhaus-Inspektor;
Gottfried, H., Kaufmann;
Grafenreuth, v., k. Kämmerer und Regierungsrath;
Greger, Kreis- und Stadtgerichtsrath;
Gumpelzhaimer, geh. Legationsrath;
Gumppenberg, Carl Frhr. von, Domherr;
Hammerschmidt, Realitätenbesitzer in Kumpfmühl;
Hartlaub, Legations-Sekretär;
Hartlaub, Registrator;
Herrfeld, Dr., fürstl. Th. und Tax. Rath;
Heßling, von, fürstl. Th. und Tax. Geheimrath und Leibarzt;
Heyland, Oberaufschlagamts-Controlleur;
Holl, Staatsschulden-Tilgungs-Cassa-Offiziant;
Holzer, Gastgeberin;
Hoppe, Dr., Direktor der botan. Gesellschaft;
Jenison, Graf von, Oberforstmeister;
Imhof, v., fürstl. Th. und Tax. Regierungsrath;
Jungnitius, k. Lotto-Cassacontrolleur;
Kaufmann, G., Kaufmann;
Kirschner, k. Studienlehrer;
Koch, k. Rath- und Kreiskassier;
Koch, Zimmermeister;
Köck, Curatpriester;
Krapp, Hofrath;
Krauß, Apotheker;
Lehrnbecher, quiesz. Siegelbeamter des Regenkreises;
Leipoldt, Bräuhausbesitzer von Karthaus;
Lemmen, Bar. v., k. Kämmerer;
Leykam, von, Geheimerrath;
Liebherr, Maurermeister;
Linck, von, General-Commissär und Regierungs-Präsident;
Lösch, Graf von, k. Kämmerer und Hofrath;
Löw, Bierbräuer;
Loritz jun.;
Marx, fürstl. Th. und Tax. Hof- und General-Postdirektions-Rath;

Müller, von, fürstl. Th. und Tax. Geheimerath;
Neuffer, Großhändler;
Oberndorfer, Domkapitular;
Payr, k. q. Rentbeamter;
Pop, Dr., Medizinalrath;
Postl, H., jun., Kaufmann;
Pückler-Limpurg, Graf von,
Reichlin von Meldegg, k. Kammerjunker;
Reisach, Graf von, St. Georgi-Ordens-Commenthur;
Richter, Cassa-Offiziant;
Röbl, Rentamts-Oberschreiber;
Roscher, Großhändler;
Rothfischer, Domkapitular;
Saalfrank, k. Conrector und Professor;
Schleisinger, A., Bierbräuer;
Scholl, k. Kreisbaurath;
Siebentritt, Rosogliofabrikant;
Sperl, v., Kaufmann;
Stadler, Bleichanstaltbesitzer;
Tautphäus, Frhr. von, k. Regierungs-Vicepräsident;
Berger, Frhr. v., k. Kämmerer und Geheimerath;
Vocke, k. Staatsschulden-Tilgungs-Cassier;
Wegert, k. Rechnungsrevisor;
Wegmann, k. Rentbeamter;
Weigl, J. B., k. Rektor Lycei;
Werner, Dr., k. Appellationsgerichts-Advokat;
Willer, Fr.,
Zöllner, J. G. jun., Seifensiedermeister.

Regenstauf.

Junker-Bigatto, Freih. von. k. Kämmerer und Gutsbesitzer zu Spindlhof ꝛc.;
Thon-Dittmer, Freih. v., k. Landgerichts-Assessor;

Schönberg bei Regensburg.

Grimm, Gerichtshalter.

Siegenburg.

Aybauer, Benefiziat.

Stadtamhof.

Daisenberger, Schreibmaterialienhändler;
Eser, Apotheker;
Schmederer, Pharmazeut;
Schöninger, k. Landgerichts-Assessor;
Weigl, Stadtschreiber;
Wieland, k. Landrichter.

Sulzbach.

Bedall, kath. Dekan und Stadt-Pfarrer;
Engel, Lehrer und Chorregent;
Fischer, Gerichtshalter;
Gack, Dr., prot. Dekan;
Lorber, k. Landrichter;
Mainger, k. Landgrchts-Assessor;
Nägerl, Lehrer und Chorregent;
Riedhammer, k. Landgerichts-Assessor;
v. Seidel'sche Buchhandlung;
Tretzel, Bürgermeister.

Theuern bei Amberg.

Trautner, rechtsk. Administrat.

Vilshofen.

Dachs, k. Advokat;
Eireiner, Dr., k. Landgerichts-Arzt;
Fröschl, Rechtspraktikant;
Fenzl, k. Aufschläger;
Guggenbiller, k. Landgerichts-Assessor;
Heininger, Cooperator;
Hößle, k. Landgerichts-Assessor;
Kienast, Dr., k. Landgerichts-Aktuar;
Müller, Rentamtsschreiber;
Muggenthaler, k. Landgerichts-Funktionär;
Poll, Lehrgehülfe,
Pröll, Cooperator;
Reinhard, Landgerichts-Oberschreiber;
Schärtl, Stadtschreiber;
Schneider, Rentamts-Oberschreiber;
Schwab, k. Rentbeamter;
Schwaiger, Dekan und Stadtpfarrer;
Stoiber, Seifensieder und Bürgermeister.

Vohenstrauß.

Haunold, k. Landrichter.

Wehrt, Markt zwischen Regensburg und Straubing.

Ehrensberger, Pfarrer;
Ettig, Kaufmann;
Forster, Marktschreiber;
Hausknecht, Cooperator;
Hell, Oberförster;
Herwig, Herrschaftsrichter;
Hibl, Revierförster;
Hofmann, Rechtspraktikant;
Jakob, Cooperator;
Knauer, Herrschaftsgerichts-Oberschreiber;
Poitsch, Anton, Gastgeber;
Roth, Rechtspraktikant;
Thon-Dittmer, Freihr. von, Herrschaftsgerichts-Aktuar.

Weissenburg.

Landgericht, königliches.

Wiesend.

Schaduz, Rentamtsschreiber.

Windorf bei Vilshofen.

Ammer, Pfarrvikar;
Galler, Lehrer und Marktschreiber;
Kohlbauer, Schneidermeister;
Lindstätter, Hafnermeister;
Merkle, Chyrurg;
Reischl, Handelsmann;
Weindl, Hutmachermeister.

Fortsetzung

des

Verzeichnisses

der

P. T. Herren Subscribenten.

Aachen.

Kohnen, Buchhändler.
Mayer, Buchhändler.

Abbach.

Schmid, Gemeindeschreiber.

Abensberg.

v. Aschenbrenner, Landrichter.
Haider, Kaufmann.

Altdorf in der Schweiz.

Z'graggen, Buchhändler.

Ansbach.

Dollfuß, Buchhändler.

Appersdorf.

Augustin, Cooperator.

Aschaffenburg.

Pergay, Buchhändler.

Aufhausen bei Regensburg.

Fraylinger, Wirth.

Augsburg.

Bäumer, Buchhändler.
Bolling, Buchhändler.
Herzog, Buchhändler.
v. Jenisch u. Stage, Buchhändler.
Merz'sche Buchhandlung.
Rieger'sche Buchhandlung. 2 Exemplare.
Veith'sche Buchhandlung.

Baireut.

Grau, Buchhändler.

Bamberg.

Dederich, Buchhändler.
Drausniz, Buchhändler.
Dresch, Buchhändler. 2 Ex.

Berlin.

Die Nicolai'sche Buchhandlung.

Bonn.

Habicht, Buchhändler.
Marcus, Buchhändler.
Weber, Buchhändler.

Bregenz.

Teutsch, Buchhändler.

Breslau.

Aderholz, Buchhändler. 2 Ex.
Pelz, Buchhändler.

Degendorf.

Kandler, Papierfabrikant.

Dietldorf bei Burglengenfeld.

Mylius, Kunstgärtner und Hofmeister.

Dillingen.

Hortz, Buchhändler.

Dinkelsbühl.

Walther, Buchhändler.

Donaustauf.

Illing, Fürstl. Tax. Gärtner.

Duckendorf.

Döllinger, Pfarrer.

Düren.

Fallenstein, Buchhändler.

Düsseldorf.

Stahl'sche Buchhandlung.

Eglofsheim.

Cetto, Freihr. v. K. Staatsrath und Gutsbesitzer.

Eichstädt.

v. Rheinl, Kanzlei-Assessor.

Elberfeld.

Becker, Buchhändler.
Löwenstein und Büschler, Buchhändler.
Schaub, Buchhändler.
Schönian, Buchhändler.

Erfurt.

Andrä'sche Buchhandlung.

Ergolsbach.

Hilber, K. B. Revierförster.

Erlangen.

Palm u. Enke, Buchhändler.

Falkenstein.

Kienhöfer, Herrschaftsrichter.
Obermayer, Oberschreiber.

Frankfurt a. M.

Andräe'sche Buchhandlung. 2 Exempl.
Gebhard u. Körber, Buchhändler.

Herrmann'sche Buchhandlung.
2 Exempl.
Jäger'sche Buchhandlung. 2 Exempl.
Weschè, Buchhändler.

Freinhausen.

Schiller, Pfarrer.

Freising.

Adelholzer, Baumeister.
Eiselein, Bürgermeister.
Franz, pens. Bataillonsarzt.
v. Grosch, Landrichter.
v. Kaltenborn, Forstmeister.
Magistrat.
Müller, Buchdrucker.

Freiburg in Breisgau.

Wagner'sche Buchhandlung.
2 Exemplare.

Fulda.

Müller'sche Buchhandlung.

Gmünd.

Stahl'sche Buchhandlung.

Grätz.

Damian u. Sorge, Buchhandlung.
Kienreich, Buchhändler.

Haag bei Wasserburg.

Wandtner, Pfarrer.

Hadamar.

Lanz, Buchhändler.

Hanau.

Edler, Buchhändler.

Hannover.

Hahn, Buchhändler. 2 Exempl.

Heidelberg.

Groos, Buchhändler.
Oßwald, Buchhändler.
Winter, Buchhändler.

Hochdorf bei Kahlmünz.

Karg, Baron v., Gutsherr.

Hof an der sächs. Gränze.

Grau, Buchhändler.

Hohenwarth bei Kötzting.

v. Hofenbradl, Hofmarktsherr und Gutsbesitzer.

Jellenhofen.

v. Grainzer, K. Kammerherr und Rittmeister.

Ingolstadt.

Attenkofer, Buchhändler.
Gerstner, K. Landrichter und Stadtkommissär.

Insbruck.

Rauch, Buchhändler.
Wagner'sche Buchhandlung.
2 Exemplare.

Iserlohn.

Langwie'sche Buchhandlung.

Kaiserslautern.

Tascher, Buchhändler.

Kamm.

Reber, Dr., Landrichter.
Pongratz, Stadtschreiber.

Karlsruhe.

Braun, Buchhändler.
Groos, Buchhändler.

Keferhühl bei Riedenburg.

Schuger, Pfarrer.

Kempten.

Dannheimer, Buchhändler. 2 Exemplare.

Kösel, Buchhändler. 2 Ex.

Kitzingen.

Gundelach, Buchhändler.

Koblenz.

Hergt, Buchhändler. 2 Expl.
Hölscher, Buchhändler.
Keck, K. Preuß. Oberförster.

Köln.

Arendt, Buchhändler.
DuMont Schauberg, Buchhändler. 3 Epemplare.

Schmitz, J. G., Buchhändler. 2 Exemplare.

Schmitz, P., Buchhändler.

Landshut.

Krüll'sche Buchhandlung. 3 Exemplare.

Thomann'sche Buchhandlung. 9 Exemplare.

Leipzig.

Berger, Buchhändler. 140 Ex.
Kummer, Buchhändler.

Lemberg.

Kuhn und Millikowsky Buchhändler.

Piller, Buchhändler.

Linz.

Finck, Buchhändler.
Haslinger, Buchhändler.

Ludwigsburg.

Nast, Buchhändler.

Luzern.

Anich, Buchhändler.
Meyer, Buchhändler.

Mainz.

Kupferberg, Buchhändler.
Marenzi, Freiherr, Lieutenant beim Herzogenberg. I. Land-Wehr-Bataillon.

Müller'sche Buchhandlung.

Mannheim.

Läffler, Buchhändler.
Schwann- und Götz'sche Buchhandlung.

Martinsbuch.

Weinzierl, Cooperator.

Michaelsneukirchen.

Windmaissinger, Kooperator.

Mühlhausen bei Abensberg.

Fröhler, Pfarrer.

München.

Arco, Graf von L. Oberstjofmeister.
Bar, v., K. Oberjäger.
Benegger, Student.
Daisenberger'sche Buchhandlung. 75 Exemplare.
Deiglmayer, Maurermeister.
Drachne, Schlosser.
Fink, Generalmajor.
Finsterlin, Buchhändler. 12 Exemplare.
Fleischmann, Buchhändler. 2 Exemplare.
Franz, Buchhändler.
Fuchs, Polizey-Funktionär.
Gampenrieder, Zimmermeister.
Giel, Buchhändler.
Herauer, Rath und expedirender geh. Sekretär.
Jungen, Apreteur-Meister.
Knefchenfteiner, Anton, Brüchler.
Lenter, Buchhändler. 2 Ex.
Märkl, Kreis- und Stadtgerichts-Sekretär.
Menz, v., Polizeidirektor.
Niggl, Ritterportier.
Oettl, Buchhändler.
Oettl, v., g. R. und Erzieher Sr. Königl. Hoheit d. Prinzen Otto.
Palm, Buchhändler. 2 Ex.
Raith, Färberwerkmeister.
Seyfriedt, Kreis- u. Stadt-Gerichts-Depositor.
Sirt, Privatier.
Tomm, Spinnmeister.
Weber, Bürgermeister.
Wegmeier, bürgerl. Koch.

Münster.

Coppenrath, Buchhändler.
Theissing, Buchhändler.

Neuburg a. d. Donau.

v. Heinrichen, Appellationsgerichts-Direktor.
Jaumann, K. Seminar- und Studiendirektor.
Waldenfels, Freih. v., Präsident des Appellationsgerichts.
Weber, Buchhändler. 2 Ex.

Neukirchen heil. Blut.

Rheinl, Lehrer.

Neustadt an der Waldnaab.

Bauer, Patrimonialrichter.
Müller, Landgerichtsdiener.

Nicolsburg.

Bader Buchhändler.

Nördlingen.

Beck, Buchhändler. 2 Exempl.

Nürnberg.

Bauer und Raspe, Buchhändler.
Felßecker, Buchhändler. 2 Exemplare.
Riegel- und Wießner'sche Buchhandlung. 3 Exempl.
Rötter, Buchhändler.
Stein'sche Buchhandlung. 2 Ex.
Zeh'sche Buchhandlung. 2 Ex.

Offenburg.

Braun, Kunsthandlung.

Oppeln in Schlesien.

Gräff, Buchhändler.

Osnabrück.

Rackhorst, Buchhändler.

Paderborn.

Wesener, Buchhändler.

Passau.

Ambrosi, Buchhändler.
Daisenberger, Buchhändler. 56 Exemplare.

Pfatter.

Senft, Kooperator.

Prag.

Calve'sche Buchhandlung.
Endres, Buchhändler.
Haase, Buchhändler.
Kraus, Buchhändler.
v. Mayregg'sche Buchhandlung.
Neureutter, Buchhändler.
Widtmann, Buchhändler.

Preßburg.

Schwaiger, Buchhändler.

Regendorf.

Oberndorf, Graf von, K. Kämmerer, Ritter des K. Hubertus-Militär-Ritter-Ord.

Regensburg.

Aberel, Weinhändler.
Achilles, Fr., Hauptmann im 4. Lin. Inf. Regiments.
Augustin, Alumnus im Clericalseminar.
Bibliothek des K. 4ten Linien-Inf. Regiments.
Emmerig, Inspekt. im Musik-Seminar zu St. Emmeram.
Friedl, sen., Bierbräuer.
Friedrich, Kaufmann.
Geltinger, Alumnus im Clerical-Seminar.
Gruber, Organist zu St. Johann.
Halenke, Jos., Kirschnermeister u. Rauhwaarenhändler.
Holzer, Partikulieur.
Reiiser, pens. Rentbeamter.
Rosenmayer, Alumnus im Clerical-Seminar.

Schenk, Frhr. v.. K. Baier. Staatsrath, General-Commissär uud Regierungs-Präsident.

Schuh, Lict., Landrichter.

Schwerdtner, Fabrikbesitzer.

Stark, Gastwirth zum weißen Hahn.

Steindl, quiesc. Stadtgerichts-Director.

Tröger, Kaufmann.

Vogel, J. B., Hauptmann im 4ten L. Inf. Regiment.

Weinmayer, Chor-Vicar zur alten Kapelle.

Wolf, Kaufmann.

Riedering bei Rosenheim.

Helmel, Pfarrer.

Salzburg.

Duyle, Buchhändler.

Ehrnberger, Buchhändler. 2 Exemplare.

Mayer'sche Buchhandlung. 2 Exemplare.

Schweinfurt.

Wetzstein, Buchhändler.

Sitten.

Holdermann, Buchhändler.

Speyer.

Kolb, Buchhändler.

Stadtamhof.

Hofang, Salzamtschreiber.

Straßburg.

Levrault, Buchhändler.

Schmid u. Grucker, Buchhändler.

Treuttel und Würz, Buchhändler.

Straubing.

Högl, Stadtpfarrer.

Schorner, Buchhändler. 2 Exemplare.

Stegmüller, frei ref. Pfarrer.

Stuttgart.

Löflund und Sohn, Buchhändler. 3 Exemplare.

Metzler, Buchhändler.

Sulzbach.

Nägerl, Stadtpfarr-Organist.

Tacherding bei Trostberg.

Sallinger, Pfarr-Vicar.

Tannstein bei Neunburg.

Köck, Gerichtshalter.

Taufkirchen bei Dorfen.

Fenk, Lehrer.

Thalmaßing.

Retter, Lehrer.

Tübingen.
Osiander, Buchhändler.

Ulm.
Ebner, Buchhändler.
Stettin'sche Buchhandlung.

Unsern Herrn
bei Ingolstadt.
Rautner, Pfarrer.

Vilsbiburg.
Meier, Dr. der Rechte und Advokat.
Pfeiffer, Buchbinder.
Urban, Posthalterin.

Waldmünchen.
Albert, K. Oberzollbeamter.
Beer, Stadtschreiber.
Bruckmayer, K. Postverwalter.
Dietl, Kaminkehrer.
Dommer, Stadtpfarrer.
Lengriesser, K. I. Landgerichts-Assessor.
Nieß, Landgerichts-Scribent.
Schnell, Landgerichtsscribent.
Weingärtner, Gerichtshalter und Landgerichtsschreiber.

Wampach
bei Wartenberg
Westermayer, Pfarrer.

Wasserburg.
Sepp, Landrichter.

Wien.
Doll, Al., Buchhändler. 2 Exemplare.
Haas, Buchhändler.
Mechitaristen-Buchhandlung. 2 Exemplare.
Tendler, Buchhändler.
Wimmer, Buchhändler.

Wiesbaden.
Ritter, Buchhändler.

Würzburg.
Stahl'sche Buchhandlung. 3 Exemplare.
Strecker Buchhändler.

Zürch.
Orell, Füßli und Comp. Buchhändler.

X X.90

(19 Bll.)

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Train, Joseph Karl <<von>>,

Walhalla, oder: Biographien der berühmtesten Teutschen aus allen Jahrhunderten nach dem Plane, wie die Namen und Bildnisse der ruhmwü rdigsten Germanen in der von Seiner Majestät dem Könige Ludwig von Bayern zu erbauenden Walhalla, bei Donaustauf unweit Regensburg, prangen werden
Bd.: 1

München ; Paßau ; Regensburg (1831)
Bavar. 2840 r-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10380504-0